Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmi[illegible]n. Die übrige Zeit aber, so [illegible], bleibt selbe geschlossen.

[illegible] Leihbibliothek,

[illegible] Nro. 8.)

Erzählungen für Regentage

von

Edouard Plouvier.

Mit einer Vorrede von Georges Sand.

Uebertragen

von

Julius Würzburger.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1854.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Inhalt.

Vorrede.

Die vorliegende Reihe reizender Erzählungen ist von einem ebenso unterhaltenden als rührenden Inhalte. Sie rühren von einem Talente her, das jungen Herzens und reifen Geistes ist. Sie sind im romantischen Style, aber nicht mit satanischem Geiste geschrieben.

Es ist dies schon Etwas, es ist selbst viel, nicht satanisch zu sein. Die junge, moderne Schule, die sich nach jener gebildet, die vor 25 bis 30 Jahren eine Revolution in der Literatur machte, hat sich mehr die Fehler als die guten Eigenschaften der Meister dieser Schule angeeignet. Es lag dies in der ewigen Ordnung der Dinge und besonders der Kunst. Der trostlose Theil des Romanticismus überschreitet das Maaß, und gerade dadurch ging der Romanticismus zu Grunde, nicht als ein errungener Reichthum, sondern als eine gefühlschwärmerische Neuerung.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man ihn die Schule der Verzweiflung nennen konnte. Wir waren damals alle mehr oder minder René's Söhne, wir fühlten uns von jener bittern Entzauberung berührt, deren Eindringen Herr von Chateaubriand bei seinem ersten Auftreten angekündigt hatte. Er hat zuerst diese Seelenkrankheit lebhaft empfunden und mit Glanz besungen; er hat uns dieselbe seit unserer Jugend eingepflanzt. Der Athem des Jahrhunderts brachte sie uns unglücklicher Weise; René's Gedicht lehrte uns, ihr einen Namen zu geben, und für sie eine beschreibende Form zu erfinden. Viele wurden ernst berührt und sind noch immer daran krank, ohne mehr davon sprechen zu wollen. Da es solche waren, die von ihren Leiden Rechenschaft zu geben und andere dafür zu interessiren wußten, so wurde es bald Mode, nicht nur moralisch, sondern auch physisch krank zu sein. Vom Spleen gelangte man zur Brustkrankheit, und die Schule drohte ein Hospital zu werden, als das Publikum, indem es sah, daß man hier nicht mehr starb als anderswo, dessen müde wurde Gräber zu erwarten, und Anderes verlangte.

Dann sah man auf die Brustkranken die Rasenden folgen. Es entstanden mehr Lara's als es René's gegeben hatte, und darauf die Don Juan's in Ueberfluß. Es gab selbst Lycanschmerzen *). Man sah eine Masse wahrhaft rasender Erzeugnisse entstehen, wo der

---

*) Wahnsinnige, die sich einbilden, Wölfe zu sein.
Anm. d. Uebers.

Wahnsinn, die Orgie, die Wuth, der Haß gegen das menschliche Geschlecht, die Verachtung der Frauen, kurz das Pascha-Genre in der bizarrsten Form angepriesen wurden. Man schickte mir Manuscripte, die mir am Ende einiger Seiten aus der Hand fielen, wie ein entseelender Alpdruck, und ich konnte mich lange nicht dazu bringen, den zehnten Theil der erschienenen oder nicht erschienenen Werke zu lesen, für welche ich mich interessiren sollte. Demohnerachtet war eine Masse Geist und Talent auf diese schlechte Fährte verwendet, um dem schrecklichen Geschmacke der Zeit zu genügen; und man kann wohl behaupten, daß zu allen Zeiten die Mode der Natürlichkeit und der individuellen Aufrichtigkeit, die nach der Mutter der Talente von ächtem Gehalte, nach Wahrheit, strebt, größtmöglichen Eintrag gethan hat. —

An diesen vorliegenden Erzählungen gefiel uns das Ungesuchte, die Wahrheit und die Sanftmuth der Seele, die eine sehr schätzbare Eigenschaft ist nach so vielen wilden Versuchen, die von vielleicht ausgezeichneten Geistern gemacht wurden, um abscheulich zu erscheinen. Doch hat der Verfasser dieser Erzählungen auch gelitten, man sieht es wohl, vielleicht viel gelitten; aber er hat weder den Himmel noch die Menschen verläugnet. Sein Talent hat die Anmuth bewahrt, ein sicheres Zeichen, daß sein Herz jung geblieben ist. Eine große Seltenheit in jetziger Zeit; selbst ein großes Verdienst, denn es ist nicht zu läugnen, daß die Epoche, in welcher wir leben, zu jenen gehört, die alle Begriffe bezüglich der

Humanität gewaltsam erschüttern, und die lebhafte Köpfe mit Zweifel und Bitterkeit erfüllen.

Wollen wir deßhalb Dank wissen den Männern der Erfindung, den jungen Künstlern, den par excellence fühlenden Wesen, die noch glauben und uns glauben lassen an Freundschaft, Ehre, Aufopferung, an Liebe und an Gott.

Néhaut, 16. Dez. 1852.

George Sand.

Die Sphinx.

(Aus den Memoiren eines Hundertjährigen.)

An Victor Hugo.

I.

. . . Indem ich mit den Schauspielern die Verbindung abbrach, fand ich mich wieder einmal allein im Leben: ohne Erwerb und ohne Geld; ohne Wohnung und ohne Mittagessen: zur freien Disposition meines ewigen Beschützers; Dank der Vorsehung, der unachtsamsten unter allen Gottheiten!

Ich hatte mich beim letzten Mahle der Truppe entschieden, um acht Uhr in der Früh, ehe sie Brest verließ, um sich nach Quimper zu begeben. Als der Wagen, der sie fortbrachte, im Staube der Vorstadt verschwunden war, ging ich lange im heißen Sonnenschein spazieren, auf der Jagd nach productiven Gedanken. Aber meine Einbildungskraft verschoß ihr Pulver auf Chimären, und ich traf am Ziele einer jeden Spur irgend eine handgreifliche Unmöglichkeit.

Ermattet und entmuthigt schlief ich im Schatten aufgehäufter Fässer ein, und als mich ein gewisses wohl-

bekanntes Zerren des Magens aufweckte, schlug es in der Segeltuchfabrik am Hafen acht Uhr.

Das gibt ein vollkommenes Zifferblatt, sagte ich zu mir.

Und ich versuchte alsbald wieder einzuschlafen, als ein Matrose, der dem Quai entlang promenirte, die Pfeife im Munde, vor mir stehen blieb.

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung sagte er zu mir:

„Bist Du es wirklich, Bruno-Gaspard?“

„Ich bin es, wenn Du mich zum Souper einladest, Freund Garnier; wo nicht, bin ich nicht Bruno-Gaspard; laß mich schlafen.“

„Soupire mit mir,“ erwiederte der Matrose.

Und einige Minuten darauf befanden wir uns in einer Schenke in der Vorstadt Recouvrance, vor einem dampfenden Souper sitzend.

Während ich demselben alle Ehre erwies, ging, wie es schien, die Vorsehung da vorüber. Sie erkannte mich durch die Scheiben der Schenke, und sorgte, indem sie mir wieder wohlwollte, für das Dessert.

„Am Borde der Vieille-France, wo wir uns kennen lernten, wärest Du, Deine Faulheit ausgenommen, kein schlechter Matrose gewesen. Wenn Du etwas mehr Muth beim Takelwerk verwenden willst, engagire ich Dich augenblicklich für die Mannschaft der Sphinx.“

„Was ist das, die Sphinx, Garnier?“

„Was es eigentlich bedeutet, weiß ich selbst nicht; sichtbar ist es eine hübsche feste Goëlette von sechzig Tonnen, mit zehn Mann Equipage und zwei Schiffsjungen, bewaffnet mit sechs Stück schweren Geschützes und zwei Mörsern für den Fall eines Zusammentreffens mit Korsaren, und nur von seinem Capitän abhängig, der fast unabhängig ist, weil der Herr der Sphinx nicht befiehlt, noch wünscht, noch überhaupt jemals Etwas sagt . . .“

„Wer ist dieser Mann?"

„Es ist der Herr, „der Schweigende," man weiß sonst nichts von ihm. Die Schiffsmannschaft hat ihn den „Schweigenden" genannt. Er wohnt im Hintertheile der Goëlette, wo er Alles nach seinem Geschmacke hat einrichten lassen. Oft kömmt er des Nachts bei stürmischem Wetter, oder auch, wenn es schön ist, am Himmel wie auf dem Meere auf's Verdeck, wo man ihn dann fast allein läßt."

„Aber woher kommt Euer Fahrzeug? Wohin geht es? Was treibt es?"

„Es treibt nichts, es fährt spazieren. Wir kommen von der hohen See, und kehren morgen auf die hohe See zurück. Wir gefallen uns nur inmitten des weiten Oceans; wir ersticken in den Meerengen, wir sind genirt in den Meerbusen, wir befinden uns selbst im mittelländischen Meere schlecht; erst im indischen Meere fangen wir an, aufzuathmen. Wir brauchen das atlantische und stille Meer; aber man trifft auch dort zu viele Inseln, und morgen kehren wir in den großen Ocean zurück. Wir betreten nur das Land, das heißt, wir von der Schiffsmannschaft, denn der Herr kömmt nie dahin, um Wasser, Munition und Mundvorrath zu erneuern. Wir sind auch dieses Mal nur hier, um einen Mann zu ersetzen, der auf der Höhe der Azoren unlängst starb . . . Wenn Dir das Fahrzeug gefällt, und es Dir nicht zu hart dünkt, eine Vorschrift zu befolgen, die Stillschweigen gebietet, sobald der Herr erscheint, so engagire ich Dich."

„Ich nehme es an, mein Freund. Und wie lange promenirt ihr nun durch Länge und Breite?"

„Was mich betrifft, sind es sieben Jahre. Der Capitän commandirt die Sphinx gegen zwanzig Jahre, seitdem sie der Schweigende ausgerüstet und vom Stapel hat laufen lassen; und in dieser ganzen Zeit erinnert er sich nicht, daß der Herr die Goëlette außer ein einziges Mal, verlassen hätte. Der Schweigende blieb damals

einen Monat abwesend von seinem Schiffe, während die Sphinx auf der Rhede von Toulon war.

„Also noch einmal, Freund Garnier, ich nehme an; Du wirst mit mir zufrieden sein und ich bin Dir sehr dankbar."

Mit diesen Worten verließen wir die Schenke. Garnier brachte mich zum Capitän, der mich genehmigte, und denselben Abend noch schlief ich einen guten Schlaf am Bord der Goëlette.

Am andern Abend befanden wir uns, da die Sphinx den Tag über bei prächtigem Wetter sechs Knoten in der Stunde zurückgelegt hatte, auf offener See. Auf das eben durchlebte qualvolle Leben, in welchem mir jeder Versuch mißlang, hatte der jüngst verflossene Tag für mich die Wirkung eines moralischen Bades. Diese weite Stille, die mir kein elendes Geräusch verdarb, denn die Wendungen wurden schweigend ausgeführt, brachte an die Oberfläche meines Geistes seine besten Erinnerungen, und verlieh den guten Trieben wieder die Herrschaft über meine Natur: kurz, ich fühlte mich in diesem Momente in einer edlen sanften Stimmung.

Die Reihe der Wache war an mir, und obwohl die Sphinx um den Preis des längsten Umwegs einem jeden Schiffe auszuweichen pflegte, so konnte ich mich doch ungenirt mir selbst überlassen; denn der Himmel war einsam wie das Meer, nicht Eine Wolke und nicht Ein Segel. Plötzlich verschwand Jedermann auf ein Zeichen des Capitäns, der mit der Mannschaft auf dem Verdecke frische Luft schöpfte; selbst der Steuermann wurde unsichtbar, und ich sah langsam einen Mann auf die Dunette heraufkommen, den ich als den Herrn erkannte, den Schweigenden. Er war groß und hager und in einen Matrosenmantel von dunkler Farbe gekleidet. Seine dichten, schwarzen Haare flatterten wild über seine nackte Stirne, die ein Alter von etwas mehr als vierzig Jahren anzeigte. Ich konnte an diesem Abend den Ausdruck und

die Farbe seiner Haare nicht unterscheiden, die seine buschigen Augenlider, die hervorstehende Stirne und die zunehmende Dunkelheit noch für mich verhüllten: erst später wurde ich von dem Feuer überrascht, welches sich von Zeit zu Zeit am Grunde seiner gelbfarbigen Augensterne entzündete. Das beständige Zusammenziehen seiner starken rothen Lippen erweiterte noch seine mächtigen Nasenlöcher, deren Schnauben gewaltige, kaum unterdrückte Leidenschaften verriethen. Er war sehr blaß und trug einen vollen Bart von blonder Farbe.

Er lehnte sich an das Geländer des Verdecks, die Augen der untergehenden Sonne zugewendet, und blieb unbeweglich. Nur in Zwischenräumen hörte ich das Geräusch seiner tiefen Respiration bis zu mir her; entweder schüttelte er den Kopf, wie man thut, wenn man eine hartnäckige Erinnerung fliehen will, oder er schloß sanft die Augen, wie wenn man ein verlorenes Bild wieder finden will.

Lange bewunderte ich den Schweigenden, den Herrn der Sphinx, und ich erinnere mich noch immer der Worte, die mir, während ich ihn betrachtete, alle Augenblicke über die Lippen kamen: — Bruno, sagte ich mir, das ist ein Mann! —

Die Nacht war lau und leuchtend gekommen, als der Schweigende seine Stirne auf die Hand fallen ließ und mir also sein Antlitz verbarg. Kaum waren seine Züge vor meinen Augen verhüllt, als sie in meinem Gedächtnisse plötzlich wieder erschienen, aber sanfter, zarter und frischer.

Ich habe vor vielen Jahren diesen Mann schon einmal gesehen! . . . Wo sah ich ihn doch? . . .

II.

Hier will ich ein Blatt einfügen, das zu meinen Pariser Erinnerungen gehört, und das ich nie geschrieben hätte, wenn ich nicht auf einem der hundert Wege meines abenteuerlichen Lebens dem Herrn der Sphinx begegnet wäre.

Etwas mehr als zwanzig Jahre vor meinem Zusammentreffen mit dem Matrosen Garnier, war ich etwas weniger als zwanzig Jahre alt. Ich war reich an allen wahren Reichthümern: an Hoffnungen, Verführungen und Mußestunden, auch reich an Geld. Ich entwickelte mich fröhlich im grünen Lenze meines Lebens, und kostete, wie gesagt, damals alle jene schönen Freiheiten des Lebens zugleich, die ich nachher durch meine Schuld eine nach der andern verlor.

Eines Tages im April hatte ich auf der Seite von Montmorency auf einer Anhöhe mein Pferd angehalten, und von da betrachtete ich, im Sonnenschein durch den warmen durchsichtigen Nebel, das überall rauchende und da und dort glänzende Paris. Plötzlich hörte ich eine jugendliche klangvolle Stimme rufen:

„O Paris! nun stehe ich vor dir! Du wirst mir nun deine Schätze eröffnen, mir deine Freuden enthüllen, mir deine Gedichte singen! Paris, du Himmel, den ich in meinen Jünglingsträumen gesehen, du öffnest dich endlich vor mir! Du bist hier, hier! Du wirst mir für meine zwanzig Jahre der Unwissenheit das wahre Leben verschaffen, einen Kampfplatz für meinen Muth, einen Namen für meinen Stolz und Leidenschaften für meine Leidenschaften! Paris, Paris, da bist du."

Diese Stimme die ich anfänglich für die eines Tollen

hielt, denn solche Lieder singt man nicht mehr in der wirklichen Welt, diese Stimme rührte von einem jungen Menschen in meinem Alter her, der ein wenig unter mir stand, um gleichfalls die ungeheure Stadt zu betrachten, die zu unsern Füßen heulte, sich regte und strahlte. Ohne Zweifel hatte dieser Knabe, — denn obwohl von meinem Alter, war er doch, nach seinen lyrischen Ausrufungen zu urtheilen, viel jünger als ich — anfänglich schweigend, wie ich hinabgesehen: dann erst, als ihn seine Phantasieen zum Enthusiasmus brachten, schrie er; — wie wir es alle gemacht haben, allein in unserem Zimmer, in der Nähe unseres schönen fünfzehnten Jahres, im Alter der Ausdehnung, wo man ganz stolz, ganz bezaubert und ein wenig toll darüber ist, daß man zu fühlen anfängt, daß man lebt! Auf der Fläche, wo ich mein Pferd gelassen, erhob sich ein Pavillon mit grünen Sommerläden. Auf die frischen Bemerkungen dieser glücklichen Stimme, öffnete sich ein Laden, und ein Mann von reifem Alter lehnte sich mit beiden Armen auf das Fenstergesimse.

„Mein Herr, da Sie nach Paris gehen," rief dieser Mann mit ernstem Tone dem Kinde zu, „wenden Sie sich doch ein wenig nach mir um, und lassen Sie mich, ich bitte Sie, den Mann sehen, mit dem Paris bald zu thun haben wird."

Ganz verwirrt und erschreckt, aber jugendlich genug, um sich nicht zu schämen in seiner frischen Jugend ertappt worden zu sein, machte der Knabe einige Schritte, um den zu sehen, der in dieser Weise zu ihm geredet.

„Ah! ah! Das ist also der Titan, der mit Paris kämpfen will! Kehre zurück, von wo Du kamst, armer Kleiner, dahin, wo man Dich ohne Zweifel liebt, wo Du vielleicht glücklich leben und sterben kannst mit dem Glauben an Dich, an die Menschen, an Gott. Siehst Du, Paris ist ein Feld voll barbarischer Feinde, die die Angriffe Deiner ehrlichen Tapferkeit mit heimtückischen Schlägen erwiedern werden. Höre auf mich, junger Mann,

wie auf den Vorposten, der Dich anruft: Wer da! und zu Dir sagt: Hab' Acht! Geh keinen Schritt mehr vorwärts, kehre zurück zu denen, die Dich haben gehen lassen, gegen deren Willen Du vielleicht gekommen bist: in Mitten der Deinigen bekämpfe das Schicksal; das wird hinreichend genug sein. Was kann ich Dir noch sagen! Unglücklicher! Paris ist die verhängnißvolle Mühle, die unaufhaltsam Alles zermalmt, was zu ihr kömmt, um Nahrung für den Geist der Welt daraus zu bereiten! Du, schwacher Knabe, weniger als eine Aehre, als ein Kern, als ein Atom von Getreide in der Mühle, die die Menschheit nährt, lege Dich nicht schlafen, unter diesen unversöhnlichen Mühlstein. Er würde Alles an Dir zermalmen: Deinen Körper und Deinen Geist, Dein Herz und Deine Seele! Gehe, gehe, aus Mitleid für Deine Jugend, kehre um! Zerstöre Deine Ungeduld, ersticke Deine Hoffnung, vernichte Deine Wünsche, oder wenn Du es nicht kannst, tödte Dich sofort, um Deine Keuschheit, Deinen Glauben, Deine Ehre und Dich selbst ganz mit Dir in das Unbekannte zu bringen."

Diese Stimme, die sich allmählig bis zum prophetischen Tone steigerte, hielt plötzlich inne. Der junge Mensch, der gebeugter Stirne zugehört hatte, erhob das Haupt; er fixirte einige Secunden denjenigen, der ihn zurückhalten wollte; dann ging er raschen und entschlossenen Schrittes nach Paris hinab.

Ich sah ihn mit einer unfreiwilligen Herzbeklemmung verschwinden . . . Armes Korn vom reinen Getreide, es rollte den verhängnißvollen Abhang hinab zum Mühlsteine!

Noch einen Augenblick hielt ich meine Augen auf Paris gerichtet; es schien mir, daß diese Bilder, die der Mann mit der ernsten Stimme soeben ausgesprochen hatte, unter meinen Augen verwirklicht wurden, und ich wartete wie um das Opfer erliegen zu sehen, das ich fünf Minuten vorher neben mir hatte singen hören. —

Das Geräusch der Läden, die geschlossen wurden, entriß mich meinen Träumen und ich setzte mein Pferd in Galopp.

Also begegnete ich dem jungen Manne, den meine Erinnerung eine Zeitlang das „Streidekorn' nannte. Als ich ihn wieder sah, war ich zwanzig Jahre älter, er älter — ich weiß nicht — um wie viel Jahre . . . Und als ich ihn wieder erkannte, war er der Herr der Goëlette, auf der ich als Matrose diente, und man hatte ihm den Namen „des Schweigenden" gegeben.

Ferne vom Lande, zwischen Himmel und Wasser, in der mächtigen Stille einer unbegrenzten Einsamkeit, die bewohnten Gegenden fliehend, flossen uns in dieser Zeit die Stunden und Tage friedlich dahin. Jedem Tage, der erschöpft ins Meer sank, folgte ein gleicher ebenso friedlicher, eben so sanfter Tag. Man kann sich nicht mehr langweilen, wenn man nur die Klagen des Oceans hört, wenn man allstündlich die Tiefen des Unendlichen erforscht, nachdem man ein wenig unter dem Geschrei der Menschen zwischen den Steinen und Planken ihrer Häuser gelebt hat. Ich genoß mit Wollust die Lust des Schweigens und meine Augen zerstreuten sich am Vorüberziehen der Seevögel; Gott gab mir als Feste die Auf- und Untergänge der Sonne, der Königin des Meeres. Meinem alten Bedürfnisse der Aufregungen wurde durch Gewitter und Stürme genügt, und zur Beschäftigung und Aufregung meines Geistes hatte ich ein imposantes Schauspiel: der „Schweigenden."

Immer allein, immer stumm, immer traurig, behielt er für mich einen blendenden Reiz, der sich täglich noch vermehrte, und der mich zu einem ernsten Gefühle für ihn veranlaßte, das ihn vielleicht sehr in Erstaunen versetzt

haben würde, wenn er es jemals hätte vermuthen können.

Sein Gang auf dem Verdecke, das geringste Geräusch seiner Bewegungen, selbst seine Erscheinung ließ mich erbeben, und als einst seine Augen auf mir ruhten, sicherlich ohne mich zu sehen, wie es oft geschieht wenn man einen Gedanken verfolgt — füllten sich meine Augen mit Thränen. Das Fahrzeug war wohl getauft: die Sphinx, — war es nicht dieser Mann mit seiner breiten räthselhaften Stirne, seinen geschlossenen Lippen und seinem unergründlichen Blicke!

Bei gutem Wetter fuhren wir eines Tages unter dem Zeichen des Steinbocks zwischen der Insel St. Paul und den Mesarrenen. Der Schweigende stand auf dem Hinterdecke; ich hatte die Wache. Ich überließ mich meinen gewohnten Betrachtungen so sehr, daß ich ein Dampfboot zu signalisiren unterließ, das von Sydney nach London ging. Erst der Blick des Schweigenden, der dem Rauche des Dampfers lange aus der Ferne gefolgt war, entdeckte mir die Vorbeifahrt dieses Fahrzeuges. Es war schon zu spät, meine Ordre zu erfüllen; ich rechnete auf Strafe und verhielt mich ruhig. Als es dem Herrn nicht mehr möglich war, den Renner unbemerkt zu lassen, zog er aus der Tasche seines Mantels eine kleine Pfeife. Auf den eigenthümlichen Pfiff derselben erschien der Capitän auf dem Verdecke und näherte sich der Dunette.

Ich vernahm nicht, welchen Befehl er erhielt. Doch wurde ich nicht bestraft. Hundert Tage später landeten wir in Havre. Der Herr entfernte sich . . . man weiß nicht, wohin. Der Kapitän, der uns sagte, daß er bald zurückkommen werde, gab jedem Mann der Equipage einen Auftrag zur Reparirung und Verjüngung der Goëlette; mir wurde die Sorge anvertraut, alles im Zimmer des Schweigenden neu herzurichten, in Ordnung zu bringen oder in guten Stand zu setzen. Ich hielt es für gut,

die äußere Freude zu verbergen mit welcher ich diesen Befehl aufnahm . . . .

Bezaubert, trunken, strahlend davon, daß ich die Erlaubniß erhielt, auf dem Lande zu schlafen, ging ich bei völliger Dunkelheit in eine schlechte Herberge am Eingange des Hafens und verlangte ein Bett. Als ich allein war, schloß ich mich ein, zog die Vorhänge zu, und zitternd, erröthend und schon bereuend, aber entschlossen, in meiner Indiscretion bis zum Ende zu gehen, obwohl ich fühlte, daß ein Verbrechen drin liege, begann ich die Bemerkungen zu lesen, die ich aus dem Zimmer des Schweigenden heimlich genommen hatte.

Dieß sind die ersten Bemerkungen des Schweigenden, des Herrn der Sphinx:

„Fort! es ist genug an fünf Jahren von Prüfungen; genug des Muthes in meinem Eckel, der Erbitterung in meiner Jugend! Mögen Andere, die kräftiger sind, ihr ganzes Leben diesem hungrigen Vampyr, der sich Gesellschaft nennt, zum Aussaugen geben! was mich betrifft, ich fühle es, daß meine Adern vertrocknet, meine Nerven abgespannt und meine Kraft gebrochen sind. Meine Stirne ist genug erröthet beim Anblicke meiner Brüder; mein Herz hat sich genug für sie erschöpft; ich habe ihnen nichts mehr zu geben für ihren Egoismus. Genug! Gott kann nicht mehr verlangen! Ich habe den Becher, der mir bis zum Rande gefüllt geboten wurde, bis zur Neige geleert, ich kann ihn nun am Ende wohl unter den Tisch werfen.... Genug, es ist genug! ich entferne mich aus der Mitte der Menschen, ich gehe so weit als möglich weg von diesem Lande der intelligenten und raffinirten Menschenfresser, welches Civilisation heißt.

„Mein Vater tödtete sich, weil ihm seine Freunde lachend, oder um ihn unbekümmert und ohne daß einer

von ihnen einen bösen Willen gehabt hätte, viel Uebels zugefügt und ihm die Liebe und das Leben, den Stolz und den Ruhm unmöglich gemacht haben. Kurz vor seinem Tode sah mein Vater einen Schein von Glauben strahlen; bei dieser Helle erkannte er den Weg, den er hätte einschlagen können, und sagte zu mir: „Wie unglücklich auch das Leben sein mag, so muß man es bewahren bis zum unbekannten Ziele.“ Glücklicher Mensch, der am Rande des Grabens, in den er sich selbst stürzte, den Glauben, die Himmelsblume, wiederfand!....

Herr, ich habe eine ebenso durchwühlte Seele! Die Blume keimt nicht daraus: durch welchen irdischen Wind hast Du doch ihren Samen davontragen lassen? Ich habe heute kein Vertrauen, keine Achtung mehr gegen mich, aber ich achte und vertraue noch meinem Vater: seine Erinnerung wird mich am Leben erhalten, aber ich werde fortziehen. Du weißt es, mein Gott, daß ich in das Centrum des Lebens der Menschen gut, keusch, einsichtsvoll, lebhaft und entschlossen gekommen bin. Ich hatte vom fast vollendeten Menschen, den ich in mir fühlte, den berechtigten Stolz, einen Stolz, den mir mein weiser Erzieher gleich einem Beschützer mitgab. Ich kam nicht mit einem Sack voll blinden Glaubens an; ich trachtete nicht danach, die Illusionen zu bewahren, die nur Kinder der Unwissenheit sind. Ich bildete mir nicht ein, daß die Menschen geneigt sein würden, sich von meinen zwanzig Jahren, meinem Wissen und meiner Güte aus dem Geleise bringen zu lassen; ich brannte nicht vor Verlangen, mein liebedurstiges Herz der ersten besten Liebe als Futter hinzuwerfen. Indem ich meiner wohl bewußt war, war ich mir auch meiner Sendung bewußt, ihrer Hindernisse und ihrer Gefahren; und indem ich der Menschheit Gutes und Schlimmes in gleichen Theilen beilegte, glaubte ich gerecht zu sein und ich sagte mir oft, daß alle Verstandeskräfte, die nicht im ausschließlichen Dienste des Körpers sind, in welchem

sie glänzen, auf der Erde keine andere Aufgabe haben, als die Partei des Guten immer zu vermehren. An meinem ersten Werktage war Alles in mir bereit: der Gedanke, die Seele und der Körper: die Gefühle, die Empfindungen und die Ideen. Ich hatte meinen Geist für die Wissenschaft und für die Kunst gerüstet, und mein Herz für die Liebe und die Freundschaft vorbereitet. Nun, Gott gab mir einen Geist und ein Herz, die wie Zwillinge miteinander gehen und von denen man eins für das andere nehmen kann... Gut denn, vom ersten Tage an bis zu dem, welchen ich zum letzten gemacht, habe ich die zahllosen Kräfte meines Geistes und meines Herzens tapfer verwendet. Ich bin bis heute niemals entmuthigt worden; ich fing zehn Gebäude zehnmal von vorne an, indem ich alles herbeischaffte, was sie bis zu den Sternen erheben sollte. Ich gab keine Hoffnung auf, bis ich sie als Leiche sah; die Lenden umgürtet und mit Oel eingerieben, habe ich, ein Athlet, hundert verschiedene Athleten angegriffen, und hundertmal geworfen, habe ich mich hundertmal wieder erhoben. Ich trage den geheimen einzigen Ruhm mit mir, bis zum Ende Gutes gethan zu haben. Keine schlechte Handlung, keine falschen Gedanken, keine unreine Empfindung, kein bitteres Wort, keine Begierde, keine Trägheit, keine Geringschätzung, nichts von allem dem, was die jungfräuliche Seele des Menschen beflecken kann, habe ich zu bereuen. Und warum, mein Gott, hat man doch mein Herz gebrochen, meinen Geist abgestumpft, meinen Glauben vernichtet? Warum gehe ich so traurig und verzweifelt in die Ferne?

Müssen Alle, die wie ich an der Erringung des Guten festhalten, einst verzweifelnd inne halten wie ich? Oder bin ich wohl eine Ausnahme? Aber warum hast du dann mich auserwählt, da du doch wußtest, mein Gott, daß meine Kräfte sich vor meinem Leben erschöpfen würden!

„Anfänglich hoffte ich, in der Verfolgung des Guten Ruhm zu finden: ich verzichtete darauf und strebte mit derselben Gluth nach dem Guten. Ich hoffte auf das Vergnügen, daß die Leidenden, für die ich mit dem Blute meiner Wunden kämpfte, es mir danken würden: ich verzichtete darauf und kämpfte fort, die Brust voran. Ich wünschte nur Eine Frau, die mich liebte, und Ein Freundesherz nach meinem Herzen, ich mußte auch darauf verzichten!

„Was das betrifft, was man eine hohe Stellung nennt, oder ein Vermögen, das größer wäre, als das meine, oder Titel, Freuden der Eitelkeit und sinnliche Vergnügen, so hat mir Gott die Gnade gewährt oder den traurigen Spott mit mir getrieben, mir zu viel Stolz oder zu wenig Geschicklichkeit zu verleihen, um mich einen Augenblick mit diesen Nebendingen zu beschäftigen. Aber endlich blieb mir noch nackt und strahlend die Idee, die mich in den socialen Strudel begleitet hatte: ich formulirte sie mir überall und zu jeder Stunde, um Alles zu leiden und Alles zu unternehmen, also:

„Das Absolute ist das Gute.“ Und indem ich auf Alles verzichtete außer auf meine höchste Idee, sagte ich zu mir: „Armer verlorener Märtyrer, wenn ich wenigstens glauben könnte, daß ich, wenn auch nur wenig unklar und unmerklich dem Absoluten förderlich bin, wenn ich sterbend hoffen könnte, daß ich durch mein Wachen, mein Blut, meine Anstrengungen, meine Thränen, mein Leben, durch mein ganzes Ich geholfen habe, die Menschheit um den kleinstmöglichen Bruchtheil eines Schrittes vorwärts zu bringen auf dem Wege der Vollendung, wohin des Dichters Einbildungskraft führt, wohlan, ich verlangte nicht mehr; ich würde glücklich sterben und dem Himmel dafür danken, daß er mich hat leben lassen. . . . Diese Idee, die Mutter meines Muthes, liebte ich wie eine Mutter, ich klammerte mich an sie an wie der

ertrinkende Schiffsjunge an die letzte Planke seines schiffbrüchigen Fahrzeugs! . . . Ich mußte darauf verzichten!...

„Ich glaube, daß ich nicht allein unter diesem Geschicke leide; es hat viele dieser erstickten Apostel, dieser unbekannten Märtyrer, dieser verborgenen Athleten gegeben, die ihr ganzes irdisches Leben dem Glauben an das Gute gewidmet haben. Wo ist denn nun das Bessere, wozu ihre Leiden die Welt gebracht haben? Ist die Menschheit jetzt mehr werth als vor viertausend Jahren?.. Ist die erhaben blutige Spur, die Christus selbst auf seinem Weltgange grub, nicht jetzt verwischt? Und hörte ich nicht jeden Tag während meines Lebens in den Städten das Andenken irgend eines verunglückten Erlösers verspotten, beleidigen und verfluchen?

„Ja, wenn ich den tauben und blinden Glauben des katholischen Christen hätte bewahren können, ich hätte mich weniger von der Unfruchtbarkeit der Aufopferung für meine Brüder einnehmen lassen; ich hätte mich mit meiner Vergeltung und dem allgemeinen Gute zugleich auf ein zukünftiges Leben vertröstet, und in aller Geduld meine letzte Stunde erwartet, wie der Taglöhner den Lohn und den Sonntag erwartet, um in den verbotenen Vergnügungen die Werktage zu vergessen: aber warum, mein Gott, gabst du mir einen Geist, der den Urgrund eines jeden Dinges unaufhaltsam erforscht? Und bin ich deßhalb, weil ich dich außerhalb des Dogmas größer gefunden und mehr angebetet habe, im Unwillen über den Gang durch eine deiner Welten, schuldig, daß ich nicht immer auf den Knieen gelegen habe?"

Nun steigt die Nacht zum zweitenmale hernieder, seit das von mir befrachtete Fahrzeug Cherbourg verließ. Mein Entschluß wankt nicht, er befestigt sich vielmehr in dem mich umgebenden Schweigen. Ich habe mir zum

Asyle den weiten Ocean erwählt. Hier errichten die Menschen ihre Institutionen noch nicht . . . Wenn sie hier erscheinen, werde ich fliehen.

„Welch' eine Ruhe! — Ich habe von französischen Soldaten erzählen hören, die in Spanien nach tagelangem brennendem Durst endlich eine frische Quelle fanden. Sie löschten ihren Durst darin ohne mehr ihre Lippen davon entfernen zu können, und hörten nicht eher auf zu trinken, bis sie aufhörten zu leben. In den Städten den Menschen, den ausgetrockneten Wäldern, den bevölkerten Wüsten, ward ich in meinem tiefsten Innern von einem noch ganz anders verzehrenden Durste ergriffen! . . . . Endlich traf ich die frische Quelle! . . . Ich werde diese Ruhe trinken bis zu meinem Tode, bis die unendliche Ruhe meinen Durst für immer löscht."

III.

Die Bemerkungen des Schweigenden fuhren also fort:

„Und dennoch muß ich es diesem Papiere, meinem Vertrauten, meinem einzigen Freunde sagen: als ich gestern Frankreichs Küsten aus dem Auge verlor, bemächtigte sich eine große Schwäche meiner Seele, und im Augenblicke, wo die Linie des Landes im Meere und im Nebel verschwand, sagte ich gegen meinen Willen, gegen meine Lippen ganz leise: Auf Wiedersehen!

Und dann muß ich auch noch ein schreckliches Wort aufschreiben, das ich an dem Tage, wo ich Paris verließ, hörte.

„Es war an jenem Tage eine große Bewegung; vielleicht wechselte das Volk seine Herren . . . ich weiß es nicht; ich habe weder fragen noch hören wollen, aber in einem Straßenwinkel, in einer Gruppe sagte ein Mann unter andern:

„Die Leidenden der Menschheit werden die Waffen nicht ablegen!"

„Dies Wort klingt mir noch immer im Ohre . . . Bah! der Kampf ist nicht nahe; ihn beschleunigen, hieße ihn compromittiren; wozu helfen Arme ohne Ideen! Meine Kräfte, meine Waffen und meine Aufopferung würden zu nichts dienen, wenn ich nicht auch sonst schon ganz ausgebrannt, ganz erloschen wäre . . . Auch wird der Kampf noch unnütz sein . . fort, fort, ich will aufrichtig das Leben abschließen.

„Was liegt daran! Ich werde nach Frankreich zurückkehren . . . Ja, ich werde in zehn Jahren sehen, wo die alte Welt ist, die Leidenden und die großen Männer. Und dann, vielleicht dann werde ich mich entschließen, etwa alle zehn Jahre den Continent zu befragen . . .

„Und wozu wäre es gut, mein Herr! Bin ich schon so alt, um zur Kindheit zurückzukehren? . .

„Was mögen die Leute meiner Goëlette von meiner endlosen Reise denken . . . Doch was liegt daran! sind es nicht Menschen? Ich werde von nun an die Menschen ohne Ruhe fliehen, weil ich eine finstere, schreckliche und ächte Wahrheit entdeckt habe, so wahr, so schrecklich und so finster, daß ich mich frage, ob sie nicht Gott zur Schande gereicht:

„„Ueberall, unaufhörlich, in allen Sprachen, unter

allen Formen, bei den Herren, bei den Knechten, bei den Bösen, selbst bei den Besseren herrscht das Böse auf der Erde.""

IV.

Das war also das Räthselwort der Sphinx! Es steht mir nicht zu, es zu erläutern.

Ich las noch viele andere Bemerkungen, die mit derselben Dinte geschrieben waren, die bitterer, trinkloser und fieberhafter waren als diese. Ich fand welche, die das Gepräge einer wahrhaften Geisteszerrüttung an sich trugen. Anfangs hoffte ich immer, daß ich sie verstehen würde, aber meine Hoffnung verlor sich bald in mühevollen und unnützen Anstrengungen, und ich weiß nicht, welcher Dialektiker dazu gehört hätte, um am Ende den geringsten Bruchtheil einer vernünftigen Zeile zu entwirren. Ich fühlte, daß die Ideen des Schweigenden über Alles außerhalb der gewöhnlichen Beurtheilung stehen. Ich errieth ferner, daß auch seine Gefühle ebenso eigenthümlich seien, und da er seine Gefühle und seine Gedanken dem, was er schrieb, zu Grunde legte, so blieb ich darüber fortwährend im Dunkeln.

Meine bestimmte Meinung, die ich zuerst gleich gefaßt, und die mir die oben mitgetheilten Fragmente einflößten und die sie auch den Lesern einflößen werden, war:

Der Wahnsinn war in sein Gehirn gekommen.

Was nun folgt, konnte mich nur in meiner Ansicht

bestärken. Es ist den Bemerkungen entnommen, die der Herr nach seiner ersten Rückkehr aus Paris schrieb, während ihn die Sphinx, wie mir Garnier erzählte, in Toulon erwartete. Vielleicht wird dieses Fragment, welches einige Thatsachen errathen läßt und den Mann in fast alltäglichem Gewande zeigt, ein wenig mehr Theilnahme erregen.

„Hier die Erlebnisse meines Ganges durch Paris. — Ich wollte überhaupt Paris wieder sehen. — In Paris schlägt der Puls des europäischen Körpers. Wenn man Paris befragt, weiß man, wie sich der alte Continent befindet. Wenn Paris aufgeregt ist, hat die Welt das Fieber.

„Ich hatte die Absicht, in Einem Monate die Leiter zu ersteigen, die ich einst innerhalb fünf Jahren herabgestiegen war. Ich wollte zuerst das elende Volk in den Tiefen von Paris prüfen, dann du ch die Handwerker, Fabrikanten, Bourgeois, Banquiers, Künstler und Leute von Ruf bis zu den souveränen Gefeierten hinanklimmen, unter denen ich — es ist nun schon so lange — gelebt habe.

„Nachdem ich gegen Anbruch der Nacht an der Barriere d'Italie meine Chaise verlassen hatte und zu Fuß durch eine lange, schmutzige, stinkende und schlecht gebaute Straße im Faubourg St. Marcel gegangen war, bemerkte ich beim ersten Aufschauen etwas Schimpfliches, das mir Lust machte, umzukehren und meine Sphinx sobald als möglich wieder aufzusuchen.

„In diesem bejammernswerthen Stadtviertel sah ich, was ich früher immer mit gesenkter Stirne und schwellendem Herzen gesehen, ein eisernes Gitter vor dem Bäckerladen.

„Fort, sagte ich mir, sie sind immer noch die näm-

lichen, daß sie den Hungrigen in seinem Hunger einsperren, daß sie das Haus, in dem man Brod macht, also gegen die hüten müssen, die draußen sind, wie die Gefängnisse gegen die darin Befindlichen.

„Ich überwand meinen knabenhaften Zorn und ging vorwärts. Es hatte gefroren und es schneiete in diesem Augenblick auf das Eis. Die Nacht wurde schwarz.

„Wenn man in einem Romane, zu dessen Rahmen man ein wildes halb unbekanntes Land nehmen würde, die Männer, Weiber und Kinder malen würde, wie ich sie traf, wie sie aus den Gerbereien, Lohgruben und Lumpenmagazinen kamen, aus Hütten, finstern Höhlen, schwarzen Gängen und Gassen, und die ich verwilderter, als ich sie vor zehn Jahren gesehen, wieder fand, würde man gewaltig schreien über die Unwahrscheinlichkeit, und der Roman würde unter diesen Umständen großes Aufsehen machen.

Während ich immer weiter ging und mein thörichter Unwillen wie einstmals zu kochen anfing, hörte ich aus einem Winkel einer Straße des Berges St. Genoveva ein Mädchen, das unter den Schlägen ihrer Mutter weinte, und bemerkte beim Lichte des verpesteten Ladens einer Fruchthändlerin ein weinendes Kind von blendender Schönheit.

„Warum schlagen Sie es?" fragte ich die Mutter.

„Weil sie eine Faullenzerin ist," erwiederte die Mutter. „Sie sagte mir so eben, daß sie morgen nicht arbeiten wolle."

„Was arbeiten?" antwortete ich.

„Bei den Malern, ihren Sudlern ... was weiß ich?"

„Ich betrachtete das Kind genauer; es war dreizehn bis vierzehn Jahre alt und eine wahre Schönheit.

„Ich begriff; dieses hinreißende Geschöpf diente in den Ateliers als Modell für die Engel.

„Aber," sagte ich, „mein liebes Kind," und ließ mein altes wieder erwachtes Herz in meiner Stimme

wiederhallen — „warum willst du morgen nicht arbeiten gehen?"

„Nein, mein Herr, ich will nicht mehr; weder morgen noch jemals; ich weiß nicht, wie ich mich bisher habe entkleiden können; aber es ist zu Ende, meine Mutter mag mich schlagen, ich werde doch nicht mehr gehen."

„Sehen Sie die Niederträchtige!" erwiederte die Mutter; „begreifen Sie das, mein Herr!"

„Ich begriff, daß die Scham aus diesem Mädchen sprach und sich gegen den Beruf empörte, der zu ihrer Prostitution geführt hätte.

„Ich wollte, ich weiß nicht was, in meiner Bewegung diesem Elende darbieten, als ein schmachvoller Gedanke meine Mildthätigkeit fesselte. Ach! ich hatte so oft hohe und niedrige derartige Comödien gesehen!

„Führen Sie mich in Ihre Wohnung," sagte ich zur Frau.

Dann betrat ich, ich glaube in der Straße Muvier eines jener Innern, wohin selbst Gottes Gnade nicht sieht. In einem großen viereckigen Zimmer der dritten Etage, wo die von der Feuchtigkeit zerrissene Tapete da und dort an den Wänden herabhing, gab es vier Miethsleute: Einer in jedem Winkel. Es war ein Gassenkehrer und sein Weib, — ein allein stehender Bettler und ein verwittweter Lumpensammler mit drei Kindern, die sich an einem Lichte wärmten. Der letzte Winkel gehörte der Frau, die mich hieher führte, und ihrer Tochter. Sie zahlte für ihr Viertel Zimmer wöchentlich fünfundzwanzig Sous. Sie war die Wittwe eines Pflasterers und zuerst Fruchthändlerin; — „aber," sagte sie, „das sei ein schlechtes Geschäft, ihr geringer Gewinn falle fast ganz in die Hände des Geldverleihers, der ihr jeden Morgen so viel vorstrecke, um davon ihren Vorrath einzukaufen und den sie am Abend mit fünfzig Procent Zinsen zurückbezahlen müsse."

„Haben Sie noch andere Kinder außer diesem?“ fragte ich sie.

„Ich habe eine Tochter von neunzehn Jahren,“ erwiederte sie, „die noch schöner ist als Louise; aber sie verließ mich, um sich unterhalten zu lassen ... Sie wollte mir davon geben ... aber ich esse dieses Brod nicht; und ich habe sie verflucht, sie und ihr Geld!“

„Ich gab jedem der drei Winkel ein kleines Geschenk und entfernte mich, indem ich die Händlerin und Louise bat, mir zu folgen. Ich wollte das, was ich zu sagen hatte, nicht hören lassen.

„Hier,“ sagte ich zur Mutter, und die Tochter hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, „hier dieser Schatzschein von einer ziemlich beträchtlichen Summe wird Ihnen eine kleine Rente verschaffen. Morgen werden Sie dieses Geld dem Notar anvertrauen, dessen Namen ich Ihnen angeben will, um es dort anzulegen; er wird Ihnen die Interessen bezahlen.“ Und indem ich den Schein und die Adresse in den Händen der Frau, die mich gleich dem Kinde mit stumpfsinniger Miene anstarrte, zurückließ, entfernte ich mich eiligst. Schon fühlte ich das unwiderstehliche Bedürfniß, allein zu sein. Ohne Zweifel hätte ich am andern Tage die Anlage selbst besorgen sollen, aber man hat niemals Zeit, das Gute zu thun, wie es gethan werden sollte.

Ich durchirrte die Straßen, die öde geworden waren.

Endlich fand ich mich soweit zurecht, um in die vornehmeren Stadttheile, wo ich einen Gasthof suchen wollte, hinabzukommen, als ich in den Quartieren, in denen ich mich verirrt hatte, den Anfang einer regen Bewegung zu bemerken glaubte. Aermlich gekleidete Leute, deren Zahl sich zusehends vermehrte, erschienen da und dort und zogen eilig in den höchsten Theil der Vorstadt. Ich hörte auch von Zeit zu Zeit aus der Ferne die Klänge einer

kreischenden Musik Was gibt es doch heute Nacht für ein Fest? fragte ich mich.

„Wir wollen uns nicht verspäten," sagte ein Mann, der das Aussehen eines Arbeiters hatte, auf der Schwelle einer Kneipe zu seinen Gefährten. „Ihr wißt wohl, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren haben."

Eben schlug es auf irgend einer Kirche zwei Uhr.

„Zwei Uhr," rief ein Weib, das die Männer begleitete, „wir werden keinen Platz mehr bekommen!" —

„Fort, fort, vorwärts," sagten Andere.

Sie verschwanden in großen Schritten vor meinen Augen, als ich in ein krummes Gäßchen einbog. Ich entschloß mich, ihnen zu folgen und schlug in einiger Entfernung von ihnen ihre Richtung ein. Bald erkannte ich, daß wir durch das Val de Grace kamen, dessen Dom ganz weiß von Schnee war. Hier hörte ich nichts mehr von dem Wiederhalle der Musik. Je weiter wir vorwärts kamen, um so mehr schlossen sich aus allen Straßen strömende Gruppen jener an, die mich leitete; endlich gelangte man an den Platz St. Jaques an der Barriere von Arcueil, und erst dort begriff ich.

Alle diese Leute wollten einer Hinrichtung beiwohnen. Sie sollte erst um 7 Uhr stattfinden, aber um einen guten Platz bei diesem Schauspiele zu haben, mußte man früh kommen. Ich warf einen Blick auf diese entsetzliche Menge, die nichts in ihrer Begier, einen Menschen sterben zu sehen, aufhalten konnte: weder der fallende Schnee, noch die wachsende Kälte, nicht das Mitleid, nicht die Schande! und ich eilte mit raschen Schritten die Straße St. Jaques hinab.

Ich erinnere mich noch, wie ich fliehend sagte:

„Das wäre also noch einmal das Volk!... Wie vor zehn Jahren, wie seit der Erfindung der Todesstrafe, ist sie für dasselbe noch ein Schauspiel, ein Genuß! — — —

„Aber wenn das Volk so ist, an wem liegt die Schuld? — Erreicht die Justiz so würdig ihren Zweck,

wenn sie zur Rächung der Gesellschaft, wie die Advokaten sagen, diesen von der Menge erwarteten Elenden da oben in den Tod schicket? Wenn die Gesellschaft durch den Mund der Richter das Urtheil aussprach, so sollte sie auch den Muth haben, es laut zu verantworten, es stolz und bei hellem Tage zu vollziehen, im ganzen Pompe ihrer Macht. Aber sie ist so wenig davon überzeugt, daß ihre Justiz gerecht ist, daß sie sich beim Vollzuge in einen Winkel verbirgt, daß sie die Nacht dazu nimmt wie zu einem Verbrechen. Sollte sie es fühlen, daß sie ein Verbrechen begeht? — Wenn die Gesetzgeber die Verbrecher verdammen, die aus jenen Uebeln hervorgegangen sind, unter denen sie niemals gelitten, anstatt die Uebel zu vermindern, welche diese Verbrechen erzeugen, lassen sie durch die menschliche Justiz den göttlichen Gekreuzigten, der über ihrem Tribunale schwebt, belügen, und die Justiz wird zur Verbrecherin. Zugleich verbindet sich die Religion mit der Rechtspflege, sie sendet einen Priester, sicherlich einen heiligen, mit evangelischem Muthe begabten Mann, um dem andern Manne, der die Sonne nicht mehr sehen wird, beizustehen. Das ist gut, es ist liebreich und katholisch: aber ist es auch in Wahrheit christlich? Ist es auch im Geiste desjenigen, der verbot, mit dem Schwerte zu schlagen, bei Strafe, daß man durch das Schwert umkomme? Ach, die katholische Religion, die in Frankreich unter allen Regierungen so mächtig war, hat niemals gegen die Todesstrafe protestirt, wie es ihr Princip geboten hätte.

Die Klänge fröhlicher Instrumente, die ich schon gehört hatte, unterbrachen meine Erläuterungen über das Schauspiel an der Barriere von Arcueil. Ich wußte noch nicht, was dies zu bedeuten habe, als ich einer Menge phantastisch gekleideter Männer und Weiber begegnete, die meistentheils betrunken, scherzend, lachend und singend durch den Koth wateten. Die Nacht, die zu Ende ging, war eine Carnevalsnacht.

An einer gewissen Stelle der Cité vermischte sich ein Geräusch von Hämmern und aufgerichteten Brettern mit der Musik eines benachbarten Orchesters. Man errichtete das Gerüste, das zu öffentlichen Ausstellungen dient, den modernen Pranger.

Unterdessen verbreiteten sich die von den Bällen heimkehrenden Masken durch die Straßen. Es wurde Tag, Paris erwachte, und schon streckte, schleppte sich froh und zerstreute sich auf dem schmutzigen Pflaster dieses Irland von Bettlern, das es täglich an seinem Busen wachsen sieht, ohne sich darum zu bekümmern.

Die heilsame Wirkung eines zehnjährigen einsamen Schweigens verschmolz sich für mich in dieser ersten und einzigen Nacht mit einem unsäglichen Ekel. Ich warf mich in einen leeren Fiaker und ließ mich in das Hotel fahren; indem ich mir fest vornahm, nach der Ruhe, deren ich bedurfte, so schnell als möglich nach Toulon zurückzureisen.

V.

Der Schweigende kehrte nicht so schnell zurück. Die folgenden Bemerkungen sagten mir, daß er **in der Gesellschaft** gewesen war: aber er spricht von einigen Salons, welche diese drei Worte in so seltsamer Weise bewahren; er beurtheilt die Dinge, die Einrichtungen und hochgeschätzte Menschen so entgegengesetzt der herrschenden Meinung, daß ich meinen Leser ermüden würde, wollte ich ihm all das überliefern. All das ist in einer Sprache niedergelegt, die man nicht leicht ver=

stehen würde. Und was das Uebersetzen anbelangt, so hätte ich selbst, wenn ich geschickt genug wäre, doch nicht die Befugniß dazu.

„Im Verdrusse über das spanische Sprüchwort, welches ein Freund meiner Kindheit war: Die Wahrheit ist mir das Oel, das immer obenan schwimmt, haben die Menschen eine solche Angst vor der Wahrheit, daß sie in dieser Hinsicht die Gesetze der Schwerkraft umgeändert haben. — Es gab Tage, wo sie die Wahrheiten, die aus meinen Lippen, aus meiner Feder und aus meinen Werken fließen, angenommen haben würden, wenn ich sie ihnen als Lügen gegeben hätte.“ —

„In der Güte findet man die Gerechtigkeit, die die Quelle aller Freiheit ist. Wenn die Menschen gut wären, würden sie bald frei sein.“

„Seitdem Alles in den Händen der Bösen ist, ist die Schamhaftigkeit mit der Liebe und die Naivetät mit der Scham davon gegangen. Auch die Kunst, der höchste Tröster, wird uns verlassen; denn ihr Genius ist die Naivetät.“

„Bei dieser maßlosen Ueberfeinerung, welche herrscht, muß man mehr Mißtrauen in seine Eigenschaften setzen, als in seine Mängel.“

„Wenn die Krankheit des Eigennutzes, die die jungen Männer ergriffen hat, auch die Frauen ergriffen haben wird, ist Alles verloren.“

VI.

Nach zweimonatlicher Abwesenheit kehrte der Herr nach Havre zurück. Ich fand ihn mit schmerzlicher Trauer verändert, und selbst sehr gealtert. Man begreift, daß ich seine Papiere mit der größten Sorgfalt wieder an ihre Stelle gelegt hatte. Wir steuerten wieder in die hohe See, um dem Aequator einen neuen Besuch abzustatten. Als wir die Anker lichteten, war es Mitte November, aber niemals hatte eine Jahreszeit Einfluß auf die Spazierfahrten der Sphinx.

Ich sollte vielleicht der Ordnung gemäß nun dem Gang der Begebenheiten folgen, die sich auf dieser Reise ereigneten: aber da ich später Gelegenheit fand, die Bruchstücke der einzigen und letzten Bemerkungen, die der Schweigende seit seiner letzten Rückkehr geschrieben, kennen zu lernen, so ziehe ich es aus Gründen, die mir angehören, vor, diese Note hier einzuschalten. Sie schließt ohnedem ein Capitel aus dem Leben des Herrn ab, das in Paris seinen Anfang hatte. Ich werde später, um diese Episode meiner Erinnerungen zu be-

schließen, erzählen, wie ich mein Leben von dem des Schweigenden unterschied!

VII.

„Als ich bei meiner zweiten Rückkehr in Havre landete, stand der Herbst in vollem Glanze. Zwei Tage darauf kam ich in Neuilly an, wo ich meinen Wagen zurückließ, und wunderte mich über das Vergnügen, welches mir ein Gang unter den Bäumen verursachte. Wie ein Genesender, ein Greis, oder wie ein Dichter, oder endlich wie jene, denen die Natur ihre geheimnißvollen Zärtlichkeiten erweist, betrachtete ich die Blätter, das Gras und das Land in seltsamer Aufregung. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich vielleicht geschrieen. Es gab hier Vögel, die sich in den großen Ulmen verfolgten, weiße Schmetterlinge, die in den Büschen tanzten, ganz kleine Kinder, wie ich sie nie gesehen zu haben glaubte, die meine Blicke fesselten; und dann zu allem dem war der Himmel so freundlich und so rein! ... All das war sehr einfach, aber sehr schön; ja schön — wie die hohe See, gegen die ich, wie ich meinte, auf einmal so undankbar wurde. Aber, sagte ich zu meiner Entschuldigung, es ist schon länger als zwanzig Jahre her, daß ich nichts mehr dergleichen gesehen habe. Ja, ich berechnete, daß es gerade ein Vierteljahrhundert her war, seitdem ich vor Paris ankam, ich, der ich so oft heimlich geklagt hatte, daß ich zu langsam altere. O mein

Gott, sagte ich, nun bin ich doch schon fünf und vierzig Jahre alt! . . .

VIII.

„Dieses Mal zog ich in Paris durch sein schönstes Thor ein, auf dem Wege seiner Herren, seiner Reichen, am hellen Tage. Der Gegensatz erweckte meine bitteren Träume wieder; ich wehrte ihnen den Zugang und fuhr fort, zu beschauen, zu athmen und zu genießen. — —

„Aus einem Gäßchen, gegen welches Gartenthüren offen standen, sah ich eine junge Frau kommen, die mit den Augen ihren hier wartenden Wagen suchte. Das Gesicht dieser Frau frappirte mich, es waren die so merkwürdig schönen Züge des kleinen Mädchens vom Berge St. Genofeva: nur waren ihre Züge älter, als die des jungen Modells, an das ich seit sechs Jahren oft gedacht hatte, jetzt sein konnten. Mit jener Art von Muth, den nur sehr naive oder sehr verdorbene Menschen besitzen, ging ich, verdorben und naiv, auf diese so schöne Frau zu, und sagte zu ihr, indem ich ihr in den Weg trat:

„Sind Sie Louise aus der Vorstadt St. Bicher?"

„Ich bin ihre ältere Schwester," antwortete man mir ohne Weiteres.

„Wohl; aber . . . wo ist Louise?"

„Hier," fügte ihre Schwester hinzu, indem sie mir eine kleine Thüre in dem Gäßchen zeigte, „ich komme eben von ihr. Aber Louise ist leidend und . . ."

„Ich hörte nichts mehr, und wendete mich, plötzlich wieder jung, begierig und keck geworden, gegen die bezeichnete Thüre, und hob den Arm, um zu klingeln. Ein anmuthiger Zufall hatte in dem Augenblicke, wo die ältere Schwester das Thor öffnete, um wegzugehen, zwischen dieses und die Thüröffnung einige Grashälmchen gebracht, so daß ich nur mit dem Arme an einen nachgebenden Riegel stoßen durfte, um mich in einem heitern, kleinen Garten voll von Blumen, Vogelzwitschern und Sonnenstrahlen zu befinden. Im Vordergrunde stand ein viereckiges, weißes und schmuckloses Häuschen, das mich aus gutem Herzen anlachte, und an seinen beiden Seiten streckte zwischen jungen, theils jungfräulichen, theils fruchtbaren Reben, die am Spalier emporklimmten, dieser duftige, leuchtende und zwitschernde Garten mit einer Liebesmiene seine beiden, mit Sand bestreuten und von Iris begränzten Arme aus.

„Ein unaussprechliches Gefühl von Wohlbehagen bemächtigte sich meiner und ertränkte die letzten traurigen Gedanken. Unfreiwillig blieb ich stehen, um die Süßigkeiten dieses einfachen Bildes in mich aufzunehmen und mich in meiner Bewegung zu sammeln. Ich hielt den Athem an, gleich als ob ein Hauch Alles zerstören könnte. Man hätte sagen können, daß hier der gute Gott die Lieder mit den Blumen aufgehen ließ. Während ich mich in dieser Harmonie berauschte, sang eine frische Stimme nach einer alten Melodie folgenden Vers aus einem Liede eines jungen Dichters, Victor Hugo:

Reizend ist der Rasen,
Den der Thau beglänzt,
Den die Blumenknospe
Täglich frisch bekränzt;
Wo das Geisblatt duftet,
Lilie und Jasmin:
Doch wo Du verweilest,
Zieht es mich nur hin.

In demselben Augenblicke gelangte die männliche Stimme eines Gärtners, der sich im Hintergrunde des Gartens befand und den Choral Paternoster aus der Messe sang, zu dem Satze:

Adveniat regnum tuum; fiat voluntas tua sicut in coelo et in terra . . .

Und bevor noch eine der beiden Stimmen schwieg, machte sich ein dritter Gesang Raum in der Luft. Es war ein Lied von Beranger und kam aus dem Munde eines kleinen Mädchens:

Wenn der Landsmann in's Haus geführt,
Und vom Empfange gerührt,
Einschlief im Bette der Gastlichkeit,
Das für ihn bereit:

Laßt erklingen ein sanftes Lied,
Daß, wenn er erwacht,
Er glaub', er hab' im Vaterhaus
Die Nacht wohl zugebracht. — —

Er ist ja eine Waise
Von unserem Vaterland:
Geben wir's ihm wieder,
Das ihn einst verbannt.

„Die Thränen meines Herzens, die ich versiegt glaubte, kamen mir ins Auge. In diesem Augenblicke trat das Häuschen, hinter dem die Sonne sank, im flammenden Golde des Himmels hervor, Fenster und Thüren waren offen; ich war wie von allen Seiten gesehen, wie von allen Seiten eingeladen, einzutreten; selbst ein ungeheurer Hund, der an der Schwelle kauerte, kündigte meinem unbekannten Gesichte ohne Worte durch seinen Blick einen guten Empfang an . . .

„Ich ging einige Schritte vorwärts, der Hund machte Platz; ich trat ein.

„In der Mitte von einem Dutzend Mädchen, die

damit beschäftigt waren, Porcellan-Vasen zu coloriren oder zu vergolden, saß Louise, blaß, friedlich und schön, auf einem Fauteuil mit weißem Ueberzuge. Sie zeichnete. Bei meinem Anblicke erhob sie sich erröthend; indem sie aber alsbald wieder blasser wurde, wie vor dieser Bewegung, fiel sie mit halbgeschlossenen Augen in ihren Sessel zurück. Als sie dieselben wieder öffnete, stand ich neben ihr, und da ich soeben bemerkt hatte, daß sie mich mit dankbarer Miene sogleich wieder erkannt hatte, reichte ich ihr die Hand.

„Ach," sagte Louise, indem sie dieselbe in die ihrige drückte, „ich habe so lange gefürchtet, Sie nicht mehr wiederzusehen! . . . Meine lieben Kinder," fuhr sie fort, indem sie sich an das ganze Atelier wendete, „das ist der Mann, der mich vom Hunger, vom Elende und vielleicht von der Schande rettete . . . die friedlichen Tage, die Ihr bei mir zubringt, kommen von ihm. Wir sind beinahe glücklich mit einander. — — Er aber, ich habe es oft gedacht, und indem ich ihn wiedersehe, bin ich dessen gewiß, er hat viel gelitten — für Alles das, liebe Kinder, muß man ihn ein wenig lieben.

„Dann stand sie auf, bat mich demüthig um meinen Arm, um sich darauf zu stützen, und führte mich aus dem Atelier. Wir hatten kaum das Thor hinter uns, als drinnen die unterbrochenen Gesänge wieder anfingen. Ich hatte noch kein Wort zu ihr sprechen können, aber da mich Louisens Blässe an die letzten Worte ihrer Schwester in der Allee erinnerte, sagte ich zu ihr:

„Sie sind leidend, mein Kind, und diese Mädchen singen immer."

„Das will ich so," erwiederte sie; „ich habe nicht das Recht, ihre Jugend zu betrüben, und dann thun mir ihre Stimmen so wohl. — Nun gehen wir durch mein Gärtchen — damit ich Ihnen mein gegenwärtiges Glück erkläre — — das sollen die Zinsen Ihres Geldes sein. Ist mein Gärtchen nicht hübsch? O, im Frühling muß

man es sehen, wenn die Fruchtbäume ganz weiß sind Dann pflege ich zu sagen, daß mein Gärtchen zur ersten Communion geht.

Ich hörte sie bezaubert an, ohne mehr daran zu denken, sie zu unterbrechen, und die Welt, die Bösen und mich selbst vergessend. —

Sie erzählte mir, wie ihre Mutter sich anfänglich geweigert habe, die kleine Summe, die ich in ihren Händen ließ, anzulegen, und wie sie — wie jung und schwach sie auch war — es durchgesetzt habe, meinen Willen zu vollziehen, trotz der Gewaltthätigkeiten, der List und den niederen Leidenschaften ihrer Mutter. Sie erzählte mir auch, wie sie coloriren, und später Porcellanmalen gelernt habe; wie sie, Dank der Gattin des Notars, dessen Adresse ich ihr gegeben, eine gute Stelle erhalten habe; wie ihre Beschützerin, eine Wittwe und ohne Verwandte, ihr sterbend ihre Kundschaft, ihre Werkstätte und einiges Geld hinterlassen habe. Aber sie theilte mir auch mit, ohne daß sich ihre Heiterkeit bei diesen Worten verlor, daß sie brustleidend sei, und auch — und dieses mal waren in ihrer Stimme Klänge voller Trauer — daß sie es nicht dahin bringen könnte, ihre gefallene Schwester, die sie dennoch liebte, und die sie oft mit Freude und Zärtlichkeit besuchte, zu einem rechtschaffenen Leben zu bewegen.

Ich dinirte bei Louise als der fünfzehnte an ihrer täglichen Tafel, und als ich wegging, mußte ich ihr versprechen, daß ich wiederkomme, indem sie mir sagte, daß ich alle Tage, an welchen sie mir die Hand drücken könne, zu Sonntagen machen würde.

Als die grüne Thüre im Gäßchen sich hinter mir schloß, war es Nacht. Ich ging zögernd einige Schritte vorwärts, gleich als ob ich es bereute, mich entfernt zu haben; dann traf ich einen Haufen von Steinen und Erde und stieg hinauf. Von dort sah ich, wenn ich mich umwendete, Louisens Häuschen wieder; ich versenkte mich

hinein, und die erhellten Fenster sagten mir, daß man sich wieder an die Arbeit gesetzt hatte.

„Sei gesegnet,“ rief ich, „keusches Asyl, geheiligte Zufluchtsstätte, Du Oase in meiner Wüste! Sei gesegnet, Du Haus, wo man arbeitet!

IX.

Ich hatte ihr versprochen, wieder zu ihr zu kommen und wenn ich es nicht versprochen hätte, so hätte ich es gewollt. Um das bequem thun zu können, miethete ich mir ein kleines Quartier in Neuilly, ohne mehr daran zu denken, daß ich nach Paris hatte gehen wollen; am andern Tage klingelte ich wieder bei dem lieben Mädchen.

Ich ging von nun an alle Tage hin.

Bald erweckten unsere täglichen Gespräche in mir eine seltsame, ungemessene und leidenschaftliche Theilnahme. Alle Augenblicke trieb Louisens Verstand den meinigen in die Enge. Sie begriff Alles, indem sie sich der Beurtheilung ihres Instinctes und der Abschätzung ihres Herzens unterwarf. Ernste Worte wurden zwischen uns gewechselt. Ich stützte mich auf die Lehne ihres großen Fauteuils, während sie, den Kopf gegen mich gewendet, mich bis auf den Grund der Seele durchdrang. Oft wurde ich durch den Sinn ihrer Worte nicht sogleich betroffen, aber es überkam mich, wenn ich allein war, und ließ den Schimmer des Glaubens in meinen bittern Zweifeln hervorsprossen.

Ich will diese Unterhaltungen nicht aufschreiben, wie sehr ich auch das Bedürfniß zu schreiben noch immer

habe! Es sind solche, die in meiner Erinnerung noch wie jene süßen Melodieen wiederklingen, die, wenn man sie in Gedanken singt, man immer wieder gerne anfängt, und die man nicht laut singen kann, ohne sie zu verderben oder zu vernichten . . .

Eines Tages sagte ich zu Louise zum hundertsten Male seit meiner Ankunft in Neuilly: „Ist es denn auch wahr, daß Sie, da Sie um mehr als zwanzig Jahre jünger sind, als ich, mich lieben können?"

„Ach, mein Freund," erwiederte sie, „Sie sehen es wohl."

„Ich zögerte ein wenig, ich zitterte wie ein Kind, und wagte es diesesmal:

„Mit Liebe?" — —

Dieses Wort ließ auf ihren blassen Wangen einige Eintagsrosen erblühen, und sanft sagte sie:

„Alle Wege führen zur Liebe. Ich bin durch die Dankbarkeit dahin gekommen. Mein Gott," fuhr sie nach einer Pause fort, „warum sollte ich es Ihnen nicht sagen, da es doch die Wahrheit ist und Sie mich darnach fragen." — —

Und nach einem neuen Stillschweigen, während dessen ich sie ganz rührend betrachtete, bemerkte sie weiter:

„Wissen Sie, welche Anwendung ich zuerst von meinem kleinen Talente machte, als ich ein wenig auf Porcellan malen konnte? Sie sollen sehen."

Sie beugte sich gegen eine Commode und zog eine viereckige Porcellanplatte heraus, auf welcher ich mich, um zehn Jahre jünger, wieder erkannte. Eine Thräne aus meinem Auge fiel auf ihre Hand. Sie sah diese Thräne an und sagte:

„Sie sind wie vor zehn Jahren — immer so edel, mein Freund!" Dann brachte sie ihre Hand an ihre Lippen, ich stand auf, beugte mich gegen ihre Stirne und drückte einen Kuß auf ihre Haare.

So trennten wir uns an diesem Tage.

Unterdessen war die Auszehrung ins letzte Stadium gekommen, und die kalten Nordwinde des Herbstes, die seit einigen Tagen wehten, nahmen in ihrem Fluge allstündlich Etwas von Louisens Leben mit fort. Ihre Augen wurden klarer, ihre Farbe weißer, und ihr Athem kürzer; aber ihr Lächeln nahm zu an Sanftmuth, wie ihre Miene an Heiterkeit.

Es war an einem neblichten Novembertage, es war, wie ich mich erinnere, das Fest Allerheiligen, und Louisens ganzes Haus hatte Urlaub; ich war allein mit meiner Freundin.

„Louise," sagte ich zu ihr, „Sie haben mich noch nie gefragt, wer ich bin, woher ich komme und was ich endlich auf der Welt treibe."

„Wozu," unterbrach sie mich, „brauche ich dergleichen zu wissen? Weiß ich nicht, daß Sie sind, was Gott vor Allem will, daß man sein soll: gut, sehr gut!"

„Ich weiß es nicht," erwiederte ich, „und Sie müssen meine Beichte anhören."

Dann erzählte ich der sanften Kranken Alles. Ich eröffnete ihr meine Seele und mein Gehirn, ich enthüllte ihr meine Vergangenheit und erklärte ihr mein Leben. Es war dies sehr lang und sehr traurig, und es wurde mit dem Mitgefühle einer Mutter, einer Schwester und Gattin angehört, verstanden und aufgenommen.

Nachdem ich Alles gesagt hatte, ergriff Louise meine Hand, und sie in die ihrigen drückend, wollte sie sprechen. — Aber ehe sie begann, besann sie sich eines Andern und sagte:

„Nein, nicht heute Abend. Ich fühle eine größere Ermüdung und mehr noch das Bedürfniß, allein zu sein, um Ihre Worte zu erwägen. Kommen Sie morgen bei Zeiten, armer Theurer; kommen Sie bald — — Sie haben nicht mehr viel Zeit zum Kommen."

Als ich andern Tages zu ihr kam, fand ich sie in dem Grade erschöpft, wie ich es gefürchtet hatte. Sie

zeigte mir einen sehr niedern Sitz neben ihrem Fauteuil und sagte mir mit zärtlicher Stimme, die mir sehr geschwächt erschien: „kommen Sie her, daß ich Sie schelte!"

Mein Gott! ich höre diese Stimme noch immer. — Wenn es sich um den Fehler eines Kindes von ihr gehandelt hätte, eines Kindes, das z. B. ein kostbares theures Spielzeug verlor, so hätte nicht mehr einschmeichelnde Zärtlichkeit auf ihren Lippen liegen können, als sie sagte:

„Kommen Sie her, daß ich Sie schelte!" —

Ach, mein verlornes Spielzeug war mein ganzes Leben.

Ich setzte mich also zu ihren Füßen und stützte mein Kinn auf ihr Knie, um sie zu sehen und zu hören.

Indem sie dann mit ihrer Hand meine Haare von der Stirne entfernte, sagte sie: „Sie sind noch vernünftig genug, um nicht an sich zu verzweifeln, und Sie haben Recht. Sie rechnen auf mein Gefühl, das Ihnen sagen soll, ob Sie gut oder schlimm gehandelt haben, und Sie haben wieder Recht. Man muß sich auf das Gefühl verlassen: das Gefühl ist die immer gegenwärtige Gottheit.

Mein armer Freund, Sie haben schlimm gehandelt. Welche eitle Thorheit hat Sie zu dem Glauben veranlassen können, daß Ihre fünf Prüfungsjahre gut angewendet worden seien? Und hätten Sie Alles darin geleistet, was man in fünf Lebensjahren thun kann, es wäre ein schönes Geschenk, ein schönes Opfer gewesen, das Sie der Welt gebracht! Sie haben für die Menschheit gedacht, gearbeitet und geschaffen; aber wenn man ein solches Geschäft übernimmt, so gibt man es nur sterbend auf, oder man ist des Unternehmens nicht würdig. Sie behaupten, daß Ihre Gedanken, Arbeiten und Werke unfruchtbar gewesen seien, glauben Sie es nicht! Sie behaupten es, weil Ihre Augen nicht scharf genug sind, um keimen zu sehen, was Sie gepflanzt, aber sieht der Landmann, der das Korn sieht, das er in die

Erde legt, auch das Sprießen der Aehre? Und doch wird überall Brod gemacht! Sie erklären sich erschöpft; aber es ist schon zwanzig Jahre her, daß Sie es zu sein glauben, und befragen Sie aufrichtig Ihr Gehirn, Ihr Herz und Ihre Seele, Alles wird Ihnen antworten, daß das, was Sie gethan, eitel, übertrieben und Phrase gewesen ist. Aber seien Sie jetzt stärker, als vor zwanzig Jahren!"

„Oh! sicherlich sind die Menschen Egoisten; aber wenn Sie für einige Jahre der Entsagung eine Belohnung beanspruchen, verkennen Sie keinen Egoismus in Ihnen? Sie wagen zu behaupten, daß der Glaube Sie verlassen habe: es ist nicht wahr! Sie glauben trotz Ihnen selbst; Sie glauben, weil Sie läugnen; Sie glauben, weil Sie sind!"

„Louise! Louise!" rief ich; „halten Sie ein, hören Sie auf; Sie strengen Ihre Brust an."

Ich war erschreckt durch die metallischen Schwankungen dieser Stimme, die so stark wiederklang, wie die Lampe leuchtet, der das Oel ausgeht. — Aber sie fuhr fort:

„Sie finden, daß das Uebel und die Bösen triumphiren; Sie fürchten sich nicht, auszusprechen, daß Alles, was gut ist, vergebens lebt, daß Alles, was gut ist, verloren leidet und stirbt, ohne Früchte zu bringen; Sie schwächen die Gottheit, mein Freund! Und wenn Sie gestern mich zum Beispiele nahmen als gut, ausdauernd und heilig, und beifügten, als schon zum Sterben bestimmt, wohlan! dann schmähten Sie mein Leben. Das Böse hat nur Eine Zeit und sagt Ihnen nicht, was es durch sein Gewissen und durch die Beneidung des Guten leidet. Das Gute, unsichtbar wie Gott, wird von Gott überall gesehen. Wollen Sie doch betrachten. Ich werde vor der Zurücklegung meines fünf und zwanzigsten Jahres aus der Welt gehen. Das ist sehr natürlich, weil ich brustkrank bin und der Winter kommt. — Sie fragen,

warum ich brustkrank bin. Weil ich als Kind ganze Stunden in dem Atelier eines Künstlers ganz nackt zubrachte, der zu arm war, um sich Holz zu kaufen und all sein Geld seinem Engelsmodelle gab. Sie fragen, warum Gott diesen Maler in solchem Elende ließ? — Weil Gott unter den Leiden dieses Elends dem Maler den Genius sendete. Mit meiner in seinem armen Atelier zurückgebliebenen Gesundheit, mit den dort erlittenen Qualen hat dieser Maler Meisterwerke geschaffen. Sie fragen noch, Sie, der Sie sich für intelligent halten, warum es Gott angenehm und für den Maler nothwendig war, daß ich dort die Zukunft meiner kleinen Brust in Gefahr setzte. Was wollen Sie! es beliebte Gott nicht, die Gesetze der Temperatur für mich zu ändern. Und nun, armer Weltweiser, werde ich Ihnen einigen Schmerz verursachen, aber Sie sind in diesem Augenblicke jünger wie ich, Sie brauchen Ihr Leben noch nicht zu verlassen, und werden mir diesen Kummer verzeihen. Hören Sie nun: wenn Sie damals, wo Sie mich aus meinen schrecklichen Verhältnissen befreiten, anstatt sich einem zehnjährigen poetischen Müßiggange zu ergeben, in Paris geblieben wären, wenn Sie Ihr Mitleid für mich verlängert und sich mit ein wenig Liebe mit mir abgegeben, und endlich nicht zugegeben hätten, daß ich so viele Nächte bei der Arbeit zubrachte, — wer sagt Ihnen, daß ich nicht geheilt worden wäre, und daß diese Krankheit, an der ich nun sterben muß, nicht im Keime erstickt worden wäre? —

„Gehen Sie," fuhr Louise fort, „Sie waren für die herben Freuden der Arbeit nicht geschaffen, und haben die göttlichen Wonnen des Opfers nicht genossen. Alles, was geschieht, ist gerecht; Sie haben es nicht begriffen. Es ist falsch, daß von Christus nichts mehr übrig ist; sein Geist ist auf die Menschen übergegangen, die in sich die Zukunft tragen. Es ist falsch, daß die Menschheit gegen ihre Erlöser und Märtyrer ewig ungerecht ist;

was sind denn einige Jahrhunderte gegenüber der Zeit, dieser Spenderin aller Gerechtigkeit!"

„Schweigen Sie, Louise, schweigen Sie," rief ich noch einmal, immer mehr erschreckt.

„Ich schelte Dich, liebes Kind," fuhr sie viel leiser und mit einer unendlichen Zärtlichkeit und Lieblichkeit fort, „weil ich Dich liebe, siehst Du — — und mit einer uneigennützigen Neigung, Herr Doktor," bemerkte sie lächelnd weiter, „denn der Tod ist nicht mehr ferne. — Worüber klagen Sie doch so sehr? — — Ach, weil Sie gezwungen wurden, auf Freundschaft und Liebe zu verzichten! O, Jesus, mit fünf und zwanzig Jahren sind Sie in diese Irrthümer von Kindern oder Greisen gerathen! — — Doch ich bin überzeugt, daß Ihr Herz auf seinem Wege mehr als einem befreundeten Herzen begegnet; aber Ihr mißkannter Genius blendete Sie ohne Zweifel, und Sie konnten es nicht erkennen. —

„Auf die Liebe verzichten," sagt sie nach einem Schweigen, und ihre Stimme war wieder so schwach geworden, wie bei meiner Ankunft, „auf die Liebe verzichten! — — und ich, hier bin ich, sterbend, ach, und es ist schon zehn Jahre her, daß ich Sie liebe, und daß ich mit diesem Portrait glücklich lebe! —

Ich erkannte, daß nun nichts mehr den letzten Augenblick aufhalten konnte; kaum vernahm man noch die verschwimmenden Flötenklänge, die von Louisens Lippen flossen. — Ich rief Alles herbei; man umringte sie. —

„Mein Freund," sagte sie mit einer neuen Anstrengung, und meine Stirne gegen ihr Herz drückend, „glauben Sie es noch, glauben Sie es immer. Das Absolute ist das Gute, und das Gute, hören Sie, ist die Arbeit, ist die Liebe; mein Freund, arbeiten, lieben Sie!" —

Es folgte nun ein feierliches Schweigen, während dessen sie zu schlafen schien. Ich stand auf und entfernte mich ein wenig, um meine Thränen zu trocknen. Einen Augenblick darauf öffnete Louise ihre Augen wieder

Ihre Schwester hatte vom Alcoven ein kleines kupfernes Krucifix genommen; sie näherte sich und kniete auf den Sitz, den ich eben verlassen hatte, und so war es die Courtisane, die der in ihrer Reinheit sterbenden Jungfrau den Erlöser Aller fußfällig darreichte.

„Es rührt von unserer Mutter her,“ sagte Louise, indem sie das Crucifix küßte und zurückgab; „behalte es, arme Magdalena, ich schenke es Dir.“ —

Ihr Blick rief mich zurück; ich begab mich an ihre Seite.

„Mein Gott, mein Gott!“ stammelte sie, „was hat er mir doch gestern gesagt, worüber ich Antwort geben wollte? — Ach, ja, ja, ich erinnere mich, er hat mir von den Leidenden der Menschheit gesprochen. — Wohlan, mein Freund, sie werden erlöst werden, erlöst durch die Arbeit, durch die Liebe! — — Auch Sie,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer, lieben Sie, arbeiten Sie!“

„Da Sie sterben,“ sagte ich so, daß es nur von ihr verstanden werden konnte, — „ist es zu spät.“

Sie sah mich an, und sagte nichts mehr. Kurz darauf schloßen sich ihre Augen und ich glaubte, indem ich sie schwach athmen hörte, daß sie eingeschlafen.

Und in diesem Augenblicke fing der Hund mit leiser Stimme an zu klagen und man hörte den alten Gärtner folgenden Vers vom 110. Psalm draußen singen:

„Magna opera Domini: exquisita in omnes
volentates ejus.“

Louise war eben verschieden.

X.

„— — — — Ich hatte zu ihr gesagt, als der Tod Zeuge war:

„Es ist zu spät.“

Ich kehrte aufs Meer zurück, ohne Paris wieder gesehen zu haben; ich werde niemals mehr hinkommen. Diesesmal ist mein Leben abgeschlossen. Ich segle in meinem Sarge.

Ich fluche der Menschheit nicht mehr, ich bitte sie um Verzeihung, daß ich so wenig für sie habe thun können, und vertraue auf Gott.“

Es gibt keine noch so starken Entschlüsse und noch so aufrichtige Schwüre, welche die Leidenschaft nicht Lügen straft oder vergessen läßt; nun stirbt aber bei Menschen von der Art des Schweigenden die Leidenschaft nicht mit dem Wesen, das sie eingeflößt; unvermögend ihre Wünsche zu erfüllen, überlebt sie es und bleibt wahr und tief, und die selbst zur Seele gewordene Leidenschaft sucht unaufhörlich die ihr vermählte Seele, deren Form verschwand. Nichts Menschliches und Stoffliches kann sie hindern, das Elend des Körpers, der sie umschließt, trennt sie nicht mehr von der anderen Seele als der Stein, der sie bedeckt. Von göttlichem und ewigem Wesen, aber fast noch unbekannt in dieser Welt sollte die reine Leidenschaft, die Liebe sein; und so wird einst und dann für immer die Liebe sein: stärker als der Tod. —

Ungefähr ein Jahr später, als der Herr der Sphinx

in der Mitte der weiß gekleideten Mädchen die arme Louise zur Erde bestattet hatte, war er nach Neuilly zurückgekehrt, hatte dort eine Wohnung gemiethet und ich bediente ihn.

Es war im Monat November; die Sonne ging spät auf, es wurde bald Nacht. Der Nebel, der über der Seine schwebte, dehnte sich bis zum eleganten Dorfe aus und verließ es nur, um dem Regen Platz zu machen: es war einer der feuchtesten und düstersten Winter, den ich noch erlebt habe. Doch ging der Schweigende täglich schon in der Frühe aus, er machte mehrmals die Tour um das jüngst von Louise bewohnte Häuschen, das jetzt von ihrer ersten Arbeiterin geleitet wurde: manchmal ging er hinein, aber die fröhlichen Lieder, welche die Arbeit begleiten, trieben ihn bald wieder fort. Dann wandte er sich dem Kirchhofe zu und dort blieb er stundenlang vor dem bescheidenen Kreuze sitzen, worauf man den angebeteten Namen las; er las diesen Namen tausendmal wieder. Er ging dann ins Häuschen zurück, um von da wieder auf den Kirchhof zurückzukehren, — — so vergingen seine Tage. Bald hielten ihn die Bewohner der Straßen, durch die er kam, für wahnsinnig; als der Herr dies sah, schlug er, wenn er täglich, und so lange der Tag dauerte, vom Kirchhofe ins Haus und vom Hause auf den Kirchhof ging, einen andern Weg ein. Er ging von nun an den Mauern entlang durch ein Gäßchen, wo nur eine einzige Wohnung war, ein düsterer Verschlag, krumm gesenkt und in den Boden hineingehend, an dessen Niveau das einzige Fenster herausging, während man mehrere Treppen hinabsteigen mußte, um zur Thüre zu gelangen.

Ich muß hier noch einschalten, von wem diese Hütte bewohnt war, was ich erst später erfuhr, als mich ein ernstes Ereigniß nöthigte, es zu erfahren.

Zwei Greise lebten da oder vielmehr fingen hier an zu sterben; es war Mann und Frau, beide siebzigjäh-

rig. Am Tage durchliefen sie, ohne sich zu trennen, alle Straßen, Gäßchen und Wege von Neuilly und sammelten alte Lumpen und alte Papiere und trugen, ehe sie am Abend heimgingen, ihre Sammlung herrenloser Güter zu einem Lumpensammler in Sablanville. Seit langen Jahren führten sie dieses Leben, ohne daß man darauf Acht hatte; ihr niederer Stand und der Mangel an Nachbarn im Gäßchen schützte sie vor der zudringlichen Neugier der kleinen Orte. Eines Tages sah man sie beide einen kleinen Knaben von fünf oder sechs Jahren, der sie Großvater und Großmutter nannte, in die Freischule von Neuilly führen. Die Neugier erfuhr dann durch die Mitschüler des Knaben, daß er das jüngste Kind des jüngsten Kindes der Greise sei, aber dieses Kind war ernst, traurig und schweigsam bis zur Stummheit, und antwortete nicht leicht auf Fragen, die man an dasselbe stellte, und so hörten die Fragen wieder auf. Am Ende eines jeden Tages brachten die Aeltern das Kind nach einem armseligen Mahle, das sie selbst kaum berührten, mit einer Art Hast zu Bett, das hinter einem schlechten Vorhange im Hintergrunde der einzigen Stube stand, die die Hüte enthielt, und banden dasselbe mit Taschentüchern fest an sein kleines Lager. Dann holten sie fröhlich und fast vergnügt mehrere Flaschen Branntwein aus einem dunklen Winkel und stellten sie zwischen sich auf den Tisch.

Dann begann ihr wahres Mahl, wobei man nicht aß. Zuerst und bis das Kind eingeschlafen war, trank das alte Paar stillschweigend und in kleinen Dosen: bald klirrten die Gläser, die Zungen lösten sich, die Flaschen erschöpften sich und aus dem alten, so glühend befeuchteten Gedächtnisse des alten Paares erwuchs eine ganze Aerndte von fernen, traurigen und heiteren, verliebten oder schrecklichen Erinnerungen! — — — „Erinnerst Du Dich?“ — — fing der Mann an; — „denkst Du daran,“ erwiederte die Frau, und es kamen nun lange

Geschichten, worüber sie lachten, zitterten und weinten. — Die Gläser füllten sich noch einmal und immer wieder; dann kam ein Moment, wo sie die Gläser verachteten und aus den Flaschen selbst tranken; in diesem Augenblicke hatten die Geschichten kein Ende mehr, man fieng mehrere zu gleicher Zeit an. Das „Denkst Du daran," unterbrach unaufhörlich das „Erinnerst Du Dich." — Endlich erinnerte man sich nicht mehr; die Zungen, die schwer geworden waren, konnten nicht mehr fragen noch antworten; man trank schweigend, ohne Unterbrechung, bis man nicht mehr trinken konnte, und man, den Kopf auf oder unter dem Tische, einschlief.

Am andern Morgen befreite das alte Paar, nachdem es jede Spur von den Erinnerungen des vergangenen Abends vertilgt hatte, den Knaben aus seinen Banden, ließ ihn sein Gebet sprechen, gab ihm zu frühstücken und führte ihn in die Schule, um von da auf die Jagd nach alten Lumpen und alten Papieren zu gehen.

Eines Tags entschloß sich der Schweigende, Neuilly nicht mehr zu verlassen. An demselben Tage noch schrieb er an den Capitän der Sphinx, der in Havre wartete, indem er ihn beauftragte, seinen Willen, der, wie man denken kann, gegen die gesammte Schiffsmannschaft großmüthig war, zu vollziehen. Ich hatte schon früher aus der Hand des Herrn eine Rente erhalten. Als der Schweigende, der an diesem Tag bis spät am Abend auf dem Kirchhofe geblieben war, sich durch das gewohnte Gäßchen in seine Wohnung zurückbegeben wollte, wurden seine Augen in dem Augenblicke, wo er an der Hütte vorüberging, durch ein seltsames blaues Leuchten, welches durch das kleine Fenster glänzte, angezogen. Er näherte sich und bemerkte den Anfang eines Brandes. Ohne Zweifel hatte eines der beiden Alten, wie es seinen Kopf auf den Tisch fallen ließ, das Licht und eine

volle Flasche Branntwein auf den Boden geworfen. Eine flammende Masse breitete sich im Zimmer aus und trug den Brand an die Wände: das alte Paar schlief noch immer. Mit einem kräftigen Faustschlage stürzte der Schweigende, ohne dasselbe zu wecken, die Thüre ein und drang in die Hütte, die schon ganz in Flammen stand. Er ergriff die Alte am Arme, als das Jammern des Kindes an sein Ohr schlug. In solchen Augenblicken und bei solchen Elementen hat die Flamme die Schnelligkeit des Blitzes: der Schweigende hatte das verborgene Bett noch nicht entdeckt, als seine Kleider im Zuge Feuer fingen. Bald ließ der Vorhang, der nun anfing, zu brennen, den Schweigenden das Kind sehen, das die Flamme eben erreicht; die Flamme, die den Herrn selbst ergriff, hielt ihn nicht ab, er befreite das Kind, und trug es über seinem Kopfe hinaus. Er kehrte dann zurück, um auch die Alten zu retten, aber sie waren endlich selbst erwacht, und wie durch ein Wunder kamen sie unversehrt an die Schwelle, um Hülfe zu rufen.

Einen Monat nach diesem Abend lag der Herr in einem Bette im Hospiz Beaujon, wohin ich ihn hatte bringen lassen, um sicher zu sein, daß es ihm an nichts fehle. Da ich die Erlaubniß erhielt, bei ihm zu bleiben, so verließ ich ihn keinen Augenblick. Fünf Wochen litt er die unerhörten Schmerzen derer, die an den Brandwunden sterben, ohne daß eine einzige Klage oder ein einziges Wort seinen Lippen entschlüpft wäre. Zu Zeiten, wenn die Leiden über seine Heldenkraft gingen, drückte er in seine verstümmelte Hand die meinige und das war Alles.

In diesem übermenschlichen Schweigen kämpfte er den Todeskampf, als an einem Morgen in der sechsten Woche ein Krankenwärter mir meldete, daß ein von zwei Alten geführtes Kind meinen Herrn zu sehen wünsche. Ich begab mich ins Sprechzimmer und fand das gerettete Kind, das durchaus seinen Retter sehen wollte, mit

seinen Großältern dort! Ich ließ die Alten im Sprechzimmer warten und führte das Kind, ihm Schweigen anempfehlend, herein.

Nachdem ich es zu Füßen des Bettes des Schweigenden gesetzt hatte, betrachtete er dieses lange. Ich glaubte in den Augen meines Herrn die Rührung und die Erinnerungen, die an ihm vorübergingen, lesen zu können. Ich errieth, daß er in seiner Einbilduug ein ganzes, verlorenes Leben wieder aufbaute. Zugleich verdoppelten sich seine Leiden, ich sah es wohl, und verbarg meine Thränen. Endlich ergriff ein höchster Schmerz diesen Märtyrerhelden und sagte ihm, daß es der letzte sei, und daß der Körper nun die Seele frei lassen müßte. Der Schweigende preßte noch einmal lebhaft meine Hand und gab mir den Wunsch zn verstehen, daß ich ihm das Kind nähern solle; ich brachte es an seine Lippen. Er drückte die blassen, zusammengezogenen Lippen lange auf die reine Stirne des Wesens, das er gerettet, und das diese Spur ewig bewahren sollte, dann sah er es noch einmal tief an. Und zum Erstenmale seit langer Zeit öffnete er die Lippen und sagte zum tief bewegten Kind dieses einzige Wort:

„Arbeite." — —

Und starb.

Die Originalien.

Aus einer Bilder=Gallerie.

Imperia.

Der Baron Peter=Joseph von Deuen=Maubreuil ist einer der seltenen Greise aus der Familie Don Charles Nadier. Er zählt fast 80 Jahre; aber er hat seine grünen= und Rosen=Jahre noch nicht vergessen . . Niemals zeigte sich bei ihm eine jener Regungen eines mürrischen Alters, das die Früchte verächtlich macht, weil es selbst keine Zähne mehr hat! — Er liebt die Jugend, und läßt sich gerne von ihr ihre Hoffnungen und Wünsche erzählen und auf den Vorhang, der die Zukunft verbirgt, ihre Phantasien und Pläne zeichnen . . . Im friedlichen Winter seiner langen Jahre liebte er es, ihren Frühlings=Sonnenschein leuchten zu lassen. — Sein Haus ist angenehm: untermischt mit seinen alten Freundinnen trifft man dort eine Anzahl hübscher Frauen in lachender Jugend oder im vollen Glanze der Schönheit; Dichter, Künstler und junge Leute, die weder Künstlerisches schaffen, noch Verse machen, aber was selten und gut ist, all das verstehen und lieben. — Wann der Baron empfängt, so hat er jegliches Alter.

Ein großer Saal seiner geräumigen bequemen Woh=

nung wurde von ihm in eine Bildergallerie umgewandelt. An gewissen Tagen öffnet er für seine Freunde dieses kleine Pantheon, wie er es nennt, und wenn der Anblick irgend eines ausdrucksvollen unbekannten Gesichtes die Neugier erweckt, läßt der sanfte Greis, der seiner Zeit ein berühmter Schriftsteller hätte werden können, es aber vorgezogen hat, ein liebenswürdiger Plauderer, ein geistreicher Erzähler zu werden, die Neugierigen sich um den Rahmen reihen, der sie angezogen, und erzählt uns mit seiner frischen sonoren Stimme eine Geschichte. —

Unter so vielen heitern oder ernsten Gesichtern fesselte einst das prachtvolle Bild einer prachtvollen Schönheit unsere Blicke. Nur der frische Pinsel, den man daraus errieth, konnte die Frische dieser Züge und ihren lebhaften Ausdruck so wiedergeben; das Genie des Malers und die Schönheit des Modells hatten in ihrer Vermählung auf dieser Leinwand ein so seltenes Meisterwerk, ein solches Wunder hervorgebracht, daß der Baron stolz auf diesen Besitz rasch mehrere Himmel durchflog, als er unsern bewundernden Chor hörte, bei welchem die jungen Stimmen einen Ton höher sangen als die andern. Wenn der Maler, sagte einer von uns, in diesem Werke nicht die Ideale seiner Phantasien hat vereinigen wollen, wenn er wirklich ein Gesicht wie dieses da gefunden hat, um sich daran zu begeistern, so muß diese Frau, deren Antlitz die Macht verräth, über viele Frauen, über viele Männer erhaben gewesen sein! Italienerin, alles deutet darauf hin, der Charakter dieser Züge, ihr Teint, ihr Schmuck, und schön in der engsten Bedeutung dieses Wortes, enthüllt jede Schattirung ihrer Schönheit Eigenschaften, die, edel oder verderblich, ungewöhnlich sind. Wenn Sie von dieser Frau Etwas wissen, lieber Baron, haben Sie Mitleid mit unserer gränzenlosen Neugierde!

„Ich habe in der That," erwiederte der liebenswürdige Achtzigjährige, „in verschiedenen Winkeln meines Gedächtnisses über sie Bemerkungen gesammelt, die ich

seit Langem schon da und dort entnommen habe; gönnen Sie mir nur einen Augenblick, um sie zu ordnen und meiner alten Geschichte, wenn ich es im Stande bin, eine Form zu geben, die Euch junge Geister anlächelt."

Und, einige Minuten nachher:

„Ich fange mit folgender Vorrede an, die ich für ziemlich sittlich halte:

„Verdammt nicht jene Fehler, die durch Uebel erzeugt wurden, unter denen ihr nicht gelitten habt." Und jetzt, meine Freunde, bemerken Sie wohl, auf welche theatralische und ungezwungene Weise ich in meinen Gegenstand eingehe, den ich betitle:

Die Magd eines Senators.

I.

„Und Sie glauben, Grimaldi, daß die morgige Sitzung die letzte sein werde?"

„Ich bin dessen gewiß, Madame, vorausgesetzt, daß Sie heute so ruhig bleiben wie gestern und morgen wie heute."

„Wir versprechen es, Bologneser, vorausgesetzt, daß Ihre liebe Unterhaltung die Qualen unserer Unbeweglichkeit versüße. Bin ich so recht?"

„Schön wie die Madonnen sein würden, wenn sie durch die Liebe belebt wären."

„Schmeichler! . . . Was sagt man in Rom?"

„Nur von drei Dingen ist die Rede: in Wahrheit, von drei Ereignissen. Erstlich von dem Feste, welches die

theure Schwägerin des heiligen Vaters, Donna Olimpia Maldachini, heute Abend im Palaste Panfili giebt; zweitens von der Wundernacht, die Sie für morgen in der Villa Imperia verheißen."

„Und welches von beiden Festen soll am meisten Anklang finden?"

„Sie wissen es wohl, Madame, das Ihrige."

„Ja man wird kommen, man wird massenhaft zur freigebigen Imperia kommen. Man wird sich in ihre Salons ergießen, in ihre Gallerien, in ihre Gärten, und sie, die große Königin dieses Getümmels, wird sich allein fühlen, und düster inmitten ihrer Villa! . . halten Sie mich für glücklich, Grimaldi?"

„Nein, Madame, Sie sind nicht glücklich."

„Dank, Grimaldi, Dank, daß Sie mich verstehen. Nur Männer wie Sie können Frauen wie mich beurtheilen, ihnen ohne Schande die Hand reichen und ohne Verachtung sich von ihnen entfernen. Ich bin, edler Freund, als Waise ins Leben eingetreten, mit einem Vermögen, um darin zu glänzen, und mit einem lasterhaften Weibe, um mich darin einzuführen. Bei meinem ersten Fehler hat man mich mit einer dummen Verachtung zertreten. Ich, die keine Mutter hatte, um meine bösen Triebe zu unterdrücken, die das Mitleid hätte retten können, ich habe mich wieder aufgerichtet, indem ich mich mit einem unversöhnlichen Stolze bewaffnete. Seitdem hat meinem Leibe ein Mann gefehlt, der mich durch Liebe bezähmt hätte; es hat mir die Liebe eines jungen reinen Herzens gefehlt, das ich vielleicht doch erhoben hätte; es hat mir endlich — Gottes äußerste Härte — ein Kind gefehlt, zum Ernähren, dafür zu wachen, es anzubeten, das mein Leben zu dem seinigen gemacht, und das seine Mutter gereinigt hätte. Ich habe gelitten, Grimaldi; allein bin ich oft erröthet unter meinem Diademe der Buhlerin, ich habe ferne von meiner ersten Reinheit, dem schönen verlorenen Paradies, viele Thränen unterdrückt. In stillen

Stunden habe ich oft meine Scharlach-Tunica zerrissen, und mein letztes weißes Kleid geküßt . . . Aber ich bin nicht wankend geworden, nicht zurückgewichen auf dem glühenden Wege, den ich betreten. Bei meiner Geburt fand ich ein Vermögen groß genug, meine Wünsche zu befriedigen; als meine Wünsche wuchsen. wollte ich mein Vermögen vermehren. Ich habe Fahrzeuge ausgerüstet und die Meere versucht. Alles gelang mir. Was man an Macht gewinnt, verliert man an Glück; ich wurde sehr mächtig, und ich habe in meinem Courtisaneleben von meinen Liebhabern niemals Etwas erhalten, was ich ihnen nicht hundertfach zurückgegeben hätte. Und wenn Du wüßtest, wie ich die Menschheit kennen gelernt habe, indem ich über ihre Laster herrschte! . . . Ja, ich habe gelitten, aber mein Gewissen ist mir geblieben; ich habe mir eine Tugend errungen, die nur mir gehört und die mir theuer ist. Ach! die ehrbaren Weiber der heiligen Stadt würden wahrscheinlich sehr lachen, wenn sie mich von Tugend und Gewissen reden hören würden . . . Aber die Falschheit dieses Lachens ist ein Triumph für meinen Stolz! Ach! der Stolz hat nicht alle meine Wunden geschlossen; erst heute, Bologneser, fühlte ich die Rückkehr meiner entflohenen Scham, heute, ich sage es nur Dir, und ganz leise und zitternd, erlange ich vielleicht eine göttliche Sühne, einen ungehofften Himmel . . . Höre mich an, mein Freund, es ist fast eine jungfräuliche Seele, die sich vor Dir erschließt, um Dir zu sagen: Ich liebe! ich liebe mit himmlischer Liebe, mit einer Liebe so unendlich wie das Ungekannte, so tief wie das Meer."

„Imperia, armes Weib, armes Herz! Trocknen Sie Ihre Thränen nicht. Ihr Freund möchte sie trinken, der Künstler möchte ein Meisterwerk daraus schöpfen, die Engel möchten sie Gott zeigen!"

Diese Unterredung fand in Rom statt, im Jahre 1654, unter dem Pontificate Innocenz's X. zwischen dem berühmten Maler Grimaldi aus Bologna, dem Schüler

und Verwandten der Carracci und der berühmten Courtisane Imperia: es fand statt vor dieser Leinwand, die Sie, meine Herrn, bewundern, und deren Werth sie nach meiner Ansicht einigermaßen erhöht.

„Nach einer Pause, während dessen Grimaldi von Bologna Imperias Hand an seine Lippen drückte, fuhr sie, noch ganz bewegt, also fort:

„Sie sprachen doch von drei Ereignissen, welche die Römer beschäftigen. Welches ist das dritte, Meister?"

„Die Erscheinung einer gegen den Pabst gerichteten Brochüre, Madame. Adel und Volk sind dadurch in Bewegung versetzt, das heilige Colleg hat darüber gezittert. Die Sache hat noch an Bedeutung gewonnen, seitdem der Graf Luigi Paranzio, des seligen Senators Colonna Neffe, sich als Verfasser erklärt hat."

„Hat man ihn verhaftet?"

„Sie erbleichen, Madame . . . Nein, man hat sich zu spät dazu entschlossen, Paranzio zu verhaften; er hat Rom gestern verlassen und nur zwei Personen, ich bin eine derselben, wissen um das Geheimniß seines Asyls."

„. . . Und was hält man von dieser Flugschrift?"

„Wie sich erwarten läßt, schweigen jene, die sie billigen; die, welche am meisten davon betroffen werden, unterdrücken meistentheils ihren Zorn und schweigen gleichfalls, und wie immer machen die am meisten Scandal, die sich im Grunde am wenigsten um dies bekümmern, was ihn hervorgerufen."

„Und Ihre Meinung, Grimaldi?"

„Ich, Madame, ich träume ein wenig, und arbeite viel; ich gestehe, das Buch nicht gelesen zu haben."

„Ich habe es gelesen, es ist mehr als ein Libell, es ist ein mit Genie geschriebenes Meisterwerk. Zuerst beweist Luigi Innocenz X. seine Undankbarkeit gegen die Barbarini, die ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus gesetzt haben; dann wirft er ihm den Einfluß seiner Schwägerin, der Donna Olimpia vor, den man aus den

Akten bezüglich seiner Nichte, der Prinzessin Rosana, erkennt. Und endlich, und hierin ist das Buch ein Meisterwerk, greift er die Bulle des Pabstes an, durch welche die fünf Sätze des Jansenius verurtheilt werden. Ich kann Ihnen als Weib diese Dinge nicht analysiren, aber ich sage Ihnen, das rührt von einem gerechten, kräftigen und stolzen Manne her, wie es der Mann meiner Liebe sein müßte!"

„Sie haben es ausgesprochen, Madame? Ach! Verzeihung, aber . . ."

„Ich habe es gesagt und wiederhole es Ihnen, Bologneser, daß der, den ich liebe, wie ich zu lieben vermag, Luigi Paranzio ist! . . ."

„Luigi! Und weiß er?"

„Nein, ach nein; hätte ich es jemals gewagt . . . Einst, bald will ich . . ."

„Ach! arme Imperia!"

„Was sagen Sie? Sie sind seltsam bewegt, Grimaldi; sprechen Sie, ich bin stark . . . oder schweigen Sie vielmehr . . . Ich verstehe . . . Alles ist gesagt."

Imperias schönes Antlitz war plötzlich verdüstert.

Während Grimaldi, dem der Pinsel entfallen war, sie stillschweigend betrachtete, begann sie wieder mit einer tiefen und betrübten Stimme:

„Er liebt, nicht wahr? Er liebt . . . er hat nie an mich gedacht — außer um mich vielleicht zu verachten? O mein Gott: damit müßtest Du mich strafen! — Und wen liebt er? Ist sie schön? Wird er von ihr geliebt?"

„Es ist die junge Wittwe seines Onkels, des Senators Colonna, die ebenso hübsch ist, als Sie schön sind, und ihn mit allem Kummer und der ganzen Reinheit einer ersten Liebe liebt."

„Ist das alles auch wahr? . . . Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Paranzio, Madame, mein liebster Freund."

„Warum vermählt er sich nicht?"

„Luigi liebt seine Tante, und diese Verehlichung kann nicht ohne Dispens des heiligen Vaters stattfinden . . ."

„Die der gereizte heilige Vater dem Verfasser des Libells niemals geben wird, nicht wahr? — Doch verzeihen Sie mir, mein Freund, und verlassen Sie mich; ich muß allein sein, um zu denken, zu weinen und zu beten. Leben Sie wohl, und kommen Sie morgen; wir werden dann zu Ende kommen."

Der Bologneser entfernte sich.

II.

Am Abend machte Imperia, die seit Grimaldi's Entfernung Niemanden mehr angenommen hatte, eine blendende Toilette. Mit einer Larve vor dem Gesichte ließ sie sich in den Palast Panfali fahren, und indem sie sich unter die Menge mischte, die ihr den Weg versperrte und das Costüme dieser Dame ohne Cavalier bewunderte, drang sie in den Ballsaal, wo eben der Tanz begann. Donna Olimpia, begleitet von einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten, ging ab und zu, und verbreitete durch einige freundliche Worte bald hier, bald dort Freude und Entzücken.

Als Imperia sie bemerkte, ging sie gerade auf sie zu und faßte sie am Arm:

„Olimpia," sagte sie, „ich muß Dich sprechen."

„Du hier!" erwiederte erstaunt die Räthin des Pabstes.

„Ich muß Dich augenblicklich sprechen."

„Wohlan, so komme.“

Und diese beiden Frauen, über welche man in Rom so entgegengesetzte Meinungen hatte, durchdrangen mit verschlungenen Armen die unaufhörlich wachsende Menge und begaben sich in die Gärten des Palastes.

„Vor allem laß Dich umarmen,“ sagte Olimpia zu ihrer Begleiterin, die die Larve abgenommen hatte, um ihre glühende Stirne durch die Nachtluft erfrischen zu lassen. „Und nun rede.“

„Olimpia, Du mußt sobald als möglich — morgen noch, ja morgen sei es — die Begnadigung des Grafen Luigi Paranzio und den erforderlichen Erlaß für seine Vermählung mit seiner Tante, der Wittwe des Senators Colonna, vom heiligen Vater erhalten.“

„Was bildest Du Dir ein?“

„Ich habe darüber nachgedacht, es ist nicht unmöglich. Es muß sein.“

„Aber, ich werde es niemals erlangen . . .“

„Ich bitte Dich fußfällig, Olimpia, meine Schwester!“

„Stehe auf, man kömmt. Nimm Deine Larve und laß uns scheiden.“

„Ach, versprichst Du mir nichts?“

„Ich will es versuchen. Hoffe.“

„Wann werden wir uns sehen?“

„Morgen, bei Dir.“

„Du bist gut, Olimpia. Umarme mich noch. Lebe wohl.“

Andern Tags kam Grimaldi zu Imperia, die ihn erwartete. Als sie ihn eintreten sah, sagte sie:

„Setzen Sie, mein Freund, alle Ihre Kunst daran, um dieses Bild heute zu vollenden, denn das ist wohl die letzte Sitzung, die Ihnen die traurige Imperia gewähren kann.“

Der Bologneser legte nun die letzte Hand an dies Gemälde. Er hatte das Bild eines kräftigen schönen Weibes in voller Blüthe des Lebens angefangen, er voll-

endete es als das eines Weibes, die zwar immer noch kräftig und schön ist, aber bleich und ernst, ein schwer verwundetes Herz abspiegelt. Er hatte den letzten Strich gemacht und machte Anstalten, sich zu entfernen, als man Donna Olimpia Maldachini anmeldete.

„Donna Olimpia bei Ihnen, Madame," rief Grimaldi.

„Für Sie haben Sie dies Bild gemacht, lieber Bologneser," erwiederte Imperia.

„Nimm," sagte beim Eintreten jene, von der man eben sprach, und reichte Imperia verschiedene Papiere hin.

„Dank, gute Schwester," rief im letzten Ausbruche ihrer Freude die arme Courtisane.

Neues Erstaunen malte sich auf dem Gesichte des Meisters; Imperia sah es und bemerkte:

„Ja, Meister, sie ist meine Schwester; sie, die glückliche legitime Tochter, im väterlichen Hause für die Tugend erzogen, hat niemals einen Fehltritt begangen; während man mich, das arme natürliche Kind, dessen Dasein man sich schämte, dem Schicksale überließ, das eine Courtisane daraus gemacht hat! Das ist Alles, mein edler Freund! und werden Sie mich auch aus der Ferne noch beklagen? Wenn wir uns nicht mehr sehen . . ."

„Imperia, was wollen Sie damit sagen?" unterbrachen sie zugleich die Schwester und der Freund.

„Ihr werdet es bald erfahren, ihr beiden guten Herzen. Heute Abend, Bologneser, in der Villa Imperia. Ich rechne auf Sie bei meinem Feste. Du, Olimpia, wirst mich noch nicht verlassen."

Zur angezeigten Stunde füllte sich die Villa Imperia mit einer brillanten, an ihre Feste gewöhnten Menge, der Bologneser war einer der ersten, die kamen. Schon war man erstaunt, die Königin dieses Reiches der Lust nicht zu sehen, als ihre Erscheinung alle Eingeladenen erschreckte. Imperia war ganz schwarz gekleidet; sie trug Trauer um eine große und süße Hoffnung, die sie in

ihrem Herzen begraben hatte. Sie nahm den Arm des Bolognesers und führte ihn in eines ihrer feenhaften Boudoirs. Indem sie ihm hier ein versiegeltes Paquet in seine Hände legte und einen reich ciselirten Koffer auf einem Tische zeigte, sagte sie:

„Nehmen Sie, mein Freund, dieses Angedenken an eine aufrichtige Neigung, die zwischen dem großen Maler und der großen Courtisane niemals befleckt worden ist, und reisen Sie, um mir einen letzten Beweis Ihrer Zuneigung zu geben, bis morgen ab. Bringen Sie diese Papiere dem Luigi Paranzio; er kann nach Rom zurückkehren, er kann hier glücklich sein. Und jetzt, Meister, geben Sie mir Ihre Hand, denn ich sage Ihnen Lebewohl; morgen reise ich ab. Geben Sie mir Ihre treue biedere Hand, und kehren wir auf den Ball zurück, ich werde sogleich zu entkommen suchen.“ —

Das war das letzte Fest, das die große Imperia gab. Andern Tags war sie verschwunden, ohne daß man wußte, wo sie ihr Leben verbarg; einen Monat darauf sprach in Rom Niemand mehr von ihr, wenn nicht einige Arme, die dankbarer waren als die andern, unter welchen allen sie bei ihrer Abreise ihr Vermögen vertheilt hatte. —

Der Baron hatte zu reden aufgehört und jeder schien sich seinen eigenen Phantasien zu überlassen, als einer bemerkte, daß die Geschichte den Titel nicht rechtfertige, den man ihr gegeben.

„Sie werden durch den Epilog zufriedengestellt werden,“ bemerkte der gute Erzähler.

III.

Fünfzehn Jahre nach den Ereignissen, die ich soeben erzählt habe, nämlich im Jahre 1669, unter dem Pontificat Clemens IX. starb Imperia, entstellt und unkenntlich für Alle, im Dienste des Grafen Paranzio, der seit drei Jahren Senator war. Ich habe Ihnen gesagt, daß sie ihn mit einer himmlischen Liebe liebte, unendlich wie das Unbekannte, tief wie das Meer!

Imperia, meine Herren, ist vielleicht das Weib, das Don Juan suchte. —

Die Herbstrose.

Dies hier, meine Herren, sagte der liebenswürdige Greis, der uns mit so vieler Anmuth und Courtoisie die Bilder seiner reichen Gallerie erklärte, dies da ist offen gesagt das Porträt eines alten Dieners meiner Familie. Ich sehe wohl, daß Sie ein wenig frappirt sind, zwischen den zwei reizenden weiblichen Figuren dieses Bauerngesicht mit den rothen Händen und den stark gefärbten Wangen zu finden. Aber nicht wahr, Sie kennen mich zu gut, um nicht zu vermuthen, daß ich irgend einen gewichtigen Grund haben mußte, um meinem würdigen Diener einen so schönen Platz einzuräumen? — Wenn

Sie mir ein wenig zuhören wollen, werden Sie erfahren, welche Erinnerung ich beim Anschauen dieses Bildes wiederfinde, Sie werden die Geschichte meines ersten Herzklopfens erfahren, und wenn ich für die Erzählung, in welcher Sie das Original eine Rolle spielen sehen werden, einen Titel haben muß, so will ich diesen wählen: Die Herbstrose.

I.

„Es gibt in unserem Frankreich eine gesegnete Gegend, wo der Winter weniger kalt, und der Sommer weniger heiß zu sein scheint, und wo man meinen könnte, daß Gottes Hand schönere Blumen und süßere Früchte säet. Ein bezauberndes Land, dem seine Kinder fast allein huldigen und das der französische Geist vielleicht ehren würde, wenn es ferne von Frankreich wäre: es ist Touraine. Glückliches Land! Niemals hat der Fuß der Fremden seine Wege befleckt. Es hat Rabelais geboren, Descarte und die durch und durch liebende Gabriele d'Estrées. In unsern Tagen hat dasselbe die Wiege des Dichters von Eloa getragen, jene des großen Beobachters der „menschlichen Comödie“ und anderer mehr; und endlich eine rührende Erinnerung und eine unsterbliche Weihe, hier hat Beranger die Poesie unter Blumen und ein wenig Ruhe für seine herbstlichen Jahre gefunden; hieher wird er vielleicht zurückkehren, wenn er fühlen wird, daß seine Wintertage kommen. —

„Ich bin in diesem Lande geboren, meine Herren, und ich werde ohne Zweifel meine Tage dort beschließen. In den ersten Sommertagen im Jahre 1788 begleitete

ich meinen Vater dorthin auf eines seiner schönsten Landgüter, auf dasselbe, wo ich auf die Welt kam. Es liegt ein wenig abseits von Tours, an den Ufern der Loire.

Mein Vater wollte sich dort von den Ermüdungen im Dienste des Königs ausruhen; ich hatte noch nicht an die Wahl einer Carriere gedacht und wollte mich einfach an der prächtigen Natur und an der glänzenden Ruhe erfreuen. Sie erinnern sich, oder ich will Sie daran erinnern, daß in dem Jahre, von welchem ich spreche, die täglich wachsenden Verlegenheiten die Krone bestürmten, daß die Begebenheiten die Revolution beschleunigten: es war das Wetterleuchten vor dem Donnerschlage, es war das vorangehende Grollen des Vulkans vor dem Ausbruche. Wir waren angekommen, als ein Befehl des Königs meinen Vater zurückberief. Er reiste sogleich ab und ließ mich allein in Grandval, so hieß nämlich unser Landgut, mit einem alten Diener zurück, einem blinden und ergebenen Sclaven meines achtzehnjährigen Willens. — Der ebenso weitläufige als schöne Park von Grandval breitete sich dem Fluß entlang aus und lief in einen schmalen Pfad aus, der vom Ufer in ein benachbartes Dörfchen führte. In dem Winkel, den die Mauer des Parks und die Mündung dieses Pfades bilden, befand sich ein hübscher kleiner Pavillon dessen Genuß ich allein hatte, und den ich sehr liebte. Ich analysirte dort die auf den Spaziergängen gesammelten Pflanzen, oder las, oder träumte, oder schlief ein wenig gegen Mittag; manchmal folgte ich auch meiner Laune und brachte die Nacht dort zu. — Auf der andern Seite des Pfades begränzte eine lange Mauer den gleich weitläufigen und schönen Park eines benachbarten Eigenthums, Marveille genannt, und in dem Winkel, der ihn schloß, erhob sich auf der Seite der Loire, folglich dem meinigen gegenüber und in derselben Höhe ein anderer hübscher kleiner Pavillon.

Während ich bis dahin die Fenster immer geschlossen

fand, wenn ich zu diesem Bau hinüberblickte, so sah ich sie eines Abends, als ich ziemlich spät in mein kleines Boudoir kam, in einem erleuchteten Zimmer weit geöffnet. Zugleich drangen Klavierklänge von einer melancholischen Reinheit in mein Ohr. Von freien Stücken löschte ich, ohne nur einen Grund anzugeben, mein Licht aus, und setzte mich in eine Lage, um, ohne bemerkt zu werden, Alles hören und sehen zu können, was man hören und sehen lassen wollte. Sie vergessen nicht, daß ich achtzehn Jahre alt war, und begreifen, daß ich überzeugt war, daß eine Frau dort wäre. Ich irrte mich nicht. Nachdem sie noch eine Zeitlang Klavier gespielt hatte, kam die Musikantin, die ich bis jetzt noch nicht hatte sehen können, ans Fenster, und warf einen langen Blick gegen den Himmel an der Seite der Loire, ohne meinen Pavillon eines Blicks zu würdigen und setzte sich dann im Hintergrunde des Zimmers an den Tisch, worauf das Licht stand. Ich wurde von dieser letzten Bewegung, die mir die Prüfung meiner Musikantin gestattete, hingerissen. Es war die Herrin der schönen Domäne von Marveille, die Frau Gräfin Susanne von V . . . Ich muß es sagen, es war keine junge Frau mehr und ich gebe ihr ihre sechsunddreißig Jahre. Sie war sehr schön, groß, braun und ein wenig blaß, und hatte, wie uns schien, blaue Augen. Ihre Hand, die sie nachläßig auf den Tischteppich gelegt, war lang und von einer matten Weiße. Man wird nicht beim ersten Sehen verliebt, meine Kinder, man muß das nicht glauben; aber das weiß ich, was ich tief empfand, daß nämlich eine ganz neue und fremdartige Erregung plötzlich mein ganzes Wesen durchdrang. Ohne mich dessen erwehren zu können, fühlte ich, wie sich meine Augen, die auf dieses schöne Geschöpf starr geheftet waren, mit ungekannten Thränen füllten. Sie unterstützte mit einer Hand ihre gesenkte Stirne, und schien sich einem traurigen Sinnen zu überlassen; endlich stand sie auf, kam von

Neuem ans Fenster, und noch einmal durchlief sie mit einem Blicke alles, was sie vom Himmel erfassen konnte. Wie sie die Hand auf ihren Laden legte, fiel der directe Widerschein ihres Lichtes auf mich, uud sie mußte mich sehen; ich bemerkte es und zog mich zurück. Als ich wieder hinzusehen wagte, war Alles geschlossen, und ich konnte nur noch ein Licht bemerken, das sich durch die Bäume des benachbarten Parks entfernte und die Richtung gegen das Schloß nahm.

Acht Tage nach diesem Abende, der eine Bedeutung für mein Leben hatte, saß ich in meinem lieben Pavillon, wo ich von nun an pünktlich schlief, mit einer blumengefüllten Vase vor mir und ein Buch in der Hand. Ich hatte immer dieselbe Seite gelesen und wußte noch nicht, was sie enthielt. Ach! ich las lieber das erste Kapitel des süßen Romans der Liebe, welches meinem Fenster gegenüber offen vor mir lag. Hier sah ich meine schöne Nachbarin sticken oder auch lesen, ohne Zweifel mit mehr Aufmerksamkeit als ich. Unsere Augen waren sich noch nicht Einmal begegnet, denn sobald ich sah, daß sie die ihrigen aufschlug, senkten sich hastig die meinigen, und ich fing wieder meine Seite von Vornen an. —

Dieser Tag führte aber noch große Ereignisse herbei. Hier ist das erste: In einem Augenblicke, wo ich in der Meinung, daß meine Nachbarin von ihrer Stickerei in Anspruch genommen sei, sie ungestraft betrachten zu können hoffte, sah ich ihre Blicke auf mich gerichtet; eine große Kühnheit entflammte mich, ich hielt ihre Blicke aus, ohne die meinigen zu senken, fast . . . . eine Minute. Ich weiß nicht, was meine Nachbarin gelesen, aber ich sah sie aufstehen und Anstalt machen zum Weggehen. Ich kann nicht sagen, welcher Schmerz mein Herz zerriß. An dem, was ich litt, erkannte ich, daß ich liebte, und ich fiel auf die Knie, die Hände flehend gegen das Fenster erhebend. Die Gräfin war einen Augenblick unschlüssig, ich fühlte ihre Blicke auf meiner

Stirn brennen; endlich sah ich sie erröthen, sehr roth werden und sich wieder setzen: nur setzte sie sich etwas weiter weg von mir als vorher. Ich fühlte mich sehr glücklich und las, um das Schlagen meines Herzens ein wenig zu ersticken, meine Seite immer wieder von Neuem. — Das zweite Ereigniß war folgendes: Als ich sie einmal überraschte, wie sie meine Blumen betrachtete, hatte ich Muth zum Handeln: ich nehme eine andere Vase, stelle sie gleichfalls auf das Fenstergesimse und verschaffe mir eine hübsche Rosenknospe; dann, als ich nach langem Warten sah, daß sie ihre Augen nach meiner Seite wendete, wagte ich es, ihr die junge Blume zu zeigen, sie in die Vase zu legen, und ihr mit einer unbefangenen Miene anzudeuten, daß ich ihr diese Rosenknospe anbiete. Um zum Ziele zu kommen, hatte ich dieß Alles, ohne aufzuathmen, gethan; aber nachdem ich das kühne Werk vollendet hatte, floh ich unter die Bäume des Parks und erschien vor dem andern Tage nicht mehr im Pavillon.

Es folgten nun einige Tage, in denen mein Herz voll wurde. Es ereigneten sich einige entscheidende Begebenheiten. — Als eines Nachmittags meine schöne Nachbarin zum Fenster heraussah, ereignete sich ein in Romanen gewöhnlicher Zufall, der auch im wirklichen Leben vorkommen kann: sie ließ ihr Taschentuch auf den Graspfad fallen. Ich nahm mir nicht Zeit zum Denken; auf die Gefahr hin, mich ein wenig zu lähmen, sprang ich hinaus und hob das Tuch auf. Ich vergaß zu sagen, daß gegen den grünen Pfad zwei unvermeidlich grüne Thüren hinausgingen, die Schwestern von einander waren, wie die Pavillone Brüder, denn auch sie standen sich gegenüber. Ich wollte eben einen großen Umweg machen, um zum Haupteingange von Marveille zu gelangen, als meine Unbekannte am kleinen Thore erschien. Wie schön war sie! Ich näherte mich und überreichte ihr bebend vor Freude und Furcht, ohne ein Wort herauszubringen, das Taschentuch.

„Sie haben sich doch nicht verletzt?“ fragte sie mit etwas gerührter Stimme.

„Nein, Madame,“ erwiederte ich überlaut.

„Dank, mein Herr,“ fügte sie hinzu, „Dank.“ Und verschwand mit einer leichten Verbeugung.

Ich blieb noch einige Augenblicke unbeweglich und außer mir; ich hörte noch immer ihre süße Stimme und sah sie noch immer gerührt. Endlich klingelte ich an meiner kleinen Thüre und Lubin öffnete mir. Habe ich Ihnen noch nicht gesagt, daß mein alter Diener Lubin hieß?

Als ich an demselben Abende meine Blumen ordnete, goß ich einige Wassertropfen auf die am Morgen bei Seite gelegte Rosenknospe, und jeden Abend verwandelte sich die Knospe in eine kleine Rose; dann nahm ich von meinen frischen Blumen eine duftende Rose, die am Tage vorher noch sehr schön war, und die nun fast verblüht ihre Blätter fallen ließ. Dieses Mal sah sie mir zu. Ich legte die welke Blume ans Fenstergesimse, und wußte noch nicht, wozu ich mich entschließen konnte, als ich sah, daß die Schloßherrin meine Nachbarin, ihre Augen auf diese arme Rose richtete; dann deutete sie mir mit ihrer schönen weißen Hand sanft und ungezwungen an, daß ich sie in die reservirte Vase legen solle, an die Stelle der Knospe, die dieselbe alltäglich aufnahm. Ich gehorchte, ohne zu begreifen, und sie, gleich als wenn sie verwirrt darüber wäre, daß sie so viel gesagt hatte, senkte die Augen in ihr Buch und erhob sie nicht mehr an diesem Tage.

Am andern Tage schleppten sich die Stunden langsam und traurig für mich hin, ohne daß sich die Läden des Pavillons, der meine Freude einschloß einen Augenblick geöffnet hätten. Als die Sonne sich neigte, verlor ich die Hoffnung, sie zu sehen und weinte. Eine sanfte und wehmüthige Harmonie vermischte sich mit meinen Thränen. Die Glocke der kleinen Kirche im Dorfe Grand-

val läutete zum Angelus. Ich hatte, meine Herren, und habe jetzt noch alle Gefühle einer sinnenden Jugend bewahrt. Ich liebte die grünen Wege, die Schwalben, die Strohdächer, die Abendstunden, den Duft der Wiesen und den Klang der Glocken. Dieser rief mich und ich gehorchte. — Als ich weggehen wollte, kam Lubin zu mir: — Ich habe noch eine wichtige Thatsache vergessen, und will sie hier einschalten. Lubin hatte nur Einen Fehler, aber einen vollständigen, entschiedenen und eclatanten Fehler, einen Fehler, der die Höhe einer wahren Leidenschaft erreicht hatte: er liebte den Trunk. Dieser Mensch trank mit Ausdauer, mit Vergnügen und mit unerhörter Standhaftigkeit, und wurde, wenn er seiner unwürdigen Leidenschaft Genüge gethan hatte, der gemeinsten Dinge fähig.

„Herr Joseph," sagte er mit einschmeichelndem Tone, „ich habe den Wagen hergerichtet, weil Sie ausgehen wollen, ich will Sie fahren."

„Lubin," sagte ich sanft, „bringe Deinen Rausch in Dein Zimmer, ich gehe zu Fuß. —"

„Ich bin genöthigt, dem Herrn Kummer zu machen," fuhr der Elende fort; „aber ich habe den Wagen hergerichtet, und ich werde den Herrn fahren, das ist entschieden . . . . oder der Herr wird das Haus nicht verlassen."

Ich kannte den Infamen, und zog es vor, die Sache kurz abzumachen. „Spann also ein, Lubin, wir wollen gleich ausfahren."

Wir kamen rasch ins Dorf. Lubin strahlte auf seinem Bocke. Als ich in die alte arme Kirche trat, sah ich im dunkelsten Winkel eine verschleierte Frau knieen, die Stirn in ihren beiden Händen. Mein Herz schlug, um die Brust zu zersprengen. Kein bestimmtes Merkmal sagte mir es noch, aber sie war es, ich fühlte es wohl, und segnete in meinem Herzen die Glocke, die mich hieher gebracht. Ohne von ihr bemerkt zu werden, stellte

ich mich einige Schritte hinter ihren Stuhl, und betete, glücklich, sie zu sehen und ihre Luft zu athmen mit einer Inbrunst zu ihm, der am meisten liebt: zu Gott, der uns lieben läßt.

Es war fast Nacht geworden in der Kirch e, als die verschleierte Dame sich entfernen wollte. Als sie auf die Thüre zuging, sah sie mich und erkannte mich trotz der Dunkelheit; aber indem sie eine unfreiwillige Bewegung sofort unterdrückte, ließ sie sich nichts davon anmerken. Ich zitterte so, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. An der Schwelle angekommen, blieb sie stehen und als ich nun auch weggehen wollte, sah ich, daß während unseres Gebetes ein Regen gekommen war, der noch nicht aufgehört hatte. Die Gelegenheit flößte mir Heldenmuth ein. — Madame, sagte ich, mein Wagen erwartet mich hier, wenn Sie mich beehren wollten, darüber zu verfügen, so würde er Sie heimbringen. Da sie keinen vernünftigen Grund hatte, dieses Anerbieten zurückzuweisen, da es nur eine reine Höflichkeit zwischen ländlichen Nachbarn war, so nahm sie es an. Nachdem Lubin sich auf seinen Sitz geschwungen hatte, stieg sie ein, indem sie meine Hand leicht berührte. Nachdem ich nun einmal neben ihr saß, fühlte ich meine Bewegung zunehmen und mein Herz anschwellen. Diese Gelegenheit, dachte ich, wird sich sobald nicht wieder finden, ich will ihr sagen, daß ich sie liebe. — — Und ich wagte es nicht. Indem sie aber ohne Zweifel fand, daß eine Unterhaltung schicklicher sei als das Schweigen, unterbrach sie dasselbe und sagte:

„Wohnt Ihr Herr Vater nicht in Grandval?"

„Ja — nein, Madame," antwortete ich sehr linkisch. „Wohlan," dachte ich, „Muth, erkläre ihr deine Liebe!" — —

Und ich wagte es nicht.

„Und," fuhr sie fort, „wollen Sie, mein Herr, den ganzen Sommer auf dem Lande zubringen?"

Aber in diesem Augenblicke floß mein übervolles Herz über, und ich antwortete auf diese Frage:

„Ach! Madame, wie liebe ich Sie so sehr!“

Ein schreckliches Krachen unterbrach mein Geständniß. Der Weg, kaum durch einen Sommerregen befeuchtet, war eben und schön; der Wagen schien gut zu sein, es war noch Tag und nichts stand demnach der friedlichen Vollendung unserer kurzen Reise entgegen. Aber während ich in der Kirche war, hatte Lubin in einer Dorfschenke seinen Durst so lang und so ergiebig gelöscht, daß er nun die Phantasie hatte, daß der Wagen über einen ungeheuren Stein hinweg müsse, der an der Seite der Straße lag. Er war auf dem Punkte zu reussiren, nur warf er uns auf die galanteste Weise von der Welt um, auf eine so wunderbare Art, daß meine bezaubernde Nachbarin sehr erschreckt in meine Arme rollte und daß sie unfreiwillig und zum Verwundern gerade mit dem Munde auf meine Lippen fiel, — — Ich schloß sie entzückt an mein Herz, das plötzlich von einem unerhörten Glücke überströmt wurde! —

Kein größeres Glück in der Liebe wie derartige Unglücksfälle! Ich war hingerissen. Doch fand ich kein Wort. Auch sie war noch aufgeregt und schwieg. Ohne sie zu fragen, ergriff ich ihren Arm, lehnte ihn auf den meinigen und schlug den Weg nach Marveille ein, indem ich es Lubin überließ, sein großes zusammengestürztes Werk nach Muße zu betrachten. Wir legten den ganzen Weg in schweigender Unterhaltung zurück. In dem Momente, wo ich die Gefährtin dieses Ereignisses an der Schwelle ihrer Wohnung verlassen sollte, kam meine volle Furcht, meine volle Angst wieder zurück. — „Madame,“ sagte ich endlich, indem ich sah, daß sich die Thüre öffnete, „darf ich um die Erlaubniß bitten, Ihnen manchmal meine Ehrfurcht zu bezeigen?“ — Sie schien bereit, eine abschlägige Antwort zu geben, ich las dies auf ihrem verwirrten Gesichte. Sie besann sich aber eines andern,

und erwiederte sanft: — „Morgen, mein Herr, wenn Sie es wünschen.“

Ich wollte ihre Hand fassen, sie ließ mir aber nicht Zeit dazu und verschwand mit einem Lächeln, in dem ich eine Thräne zu bemerken glaubte.

Am andern Tage klingelte ich, von einer Angst ergriffen, die mir das Herz erbeben ließ, am großen Thore von Marveille. Eine frische Kammerzofe öffnete mir. — Wolle der Herr mir folgen, sagte sie: Madame hat mir befohlen, ihn in den kleinen Pavillon zu führen. Von einer regen Unruhe ergriffen, folgte ich diesem Mädchen durch die ganze Wohnung. Als wir ins Innere gekommen waren, zeigte sie mir auf einem Leuchterstuhle ein geschlossenes Papier. — Madame wünschte, sagte sie, daß der Herr diesen Brief hier lesen solle. Sie ließ mich allein. Ich öffnete sogleich den Brief, den ich seitdem oft wiedergelesen habe und dessen ich mich immer erinnern werde. — — Hier ist er:

„Mein liebes Kind, es ist fast Mitternacht; in einer Stunde werde ich abreisen, und wenn Sie aufwachen, bin ich schon weit weg von Ihnen, ohne daß Sie den Weg erfahren können, den ich eingeschlagen. Klagen Sie mich nicht an; nehmen Sie es als einen Beweis meiner Zuneigung, indem ich Sie so behandle, wie ich es thue: — und Sie werden mir Ihr reines Mitgefühl bewahren. Ich bin mehr als vierzig Jahre alt, mein Kind, ich könnte Ihre Mutter sein, und Sie dürften für mich nur ein Sohn, ein Bruder oder ein Freund bleiben. Ein Tag würde kommen, wo Sie Ihre Versprechen vergessen würden, und Gott weiß, was uns dieser Tag für Schmerzen, Gewissensbisse oder Schande bringen könnte! Ich habe gegen Sie und gegen mich strafbar gehandelt. Jetzt, wo ich Sie nicht mehr sehen werde, habe ich den Muth, es zu gestehen; in einem Alter, wo die Welt von uns sagt: Alte Frau! und es uns nicht verzeiht, ein Herz zu bewahren, habe ich mich den Träumen eines

jungen Mädchens überlassen . . . Der Kuß, der eine unauslöschliche Erinnerung unter uns bleiben wird, hat mich aufgeweckt, indem er mir den Abgrund erhellte! Gott sei gelobt, daß er uns am Rande zurückhielt! Liebes Kind, mit dem Gefühle, das mein Leben in Wirklichkeit beendigt, beginnt das Ihrige, Sie werden glücklich sein, wenn Sie in den Herzen, die sich für Sie eröffnen werden, ein Wenig von Dem antreffen, was in dem Herzen lebte, das Sie flieht.

Indem ich so schnell Ihre frischen Hoffnungen in Erinnerungen verwandle, sehen Sie wohl, daß ich vor Ihren Augen jeden Schleier meiner Schwäche abwerfe, und um Ihretwillen frage ich Gott, warum er mich um zwanzig Jahre zu früh geboren werden ließ. Es war sein Wille, entsagen wir!

Adieu, mein liebes Kind, ich habe Vertrauen in Ihre jungen schönen Jahre; ich hoffe auf einen Raum in einer Falte Ihres Herzens; ich hoffe auch, daß meine Gebete Ihr Leben beschützen werde: Gott wird mir diesen tröstlichen Ersatz gewähren.

Ich höre die Pferde wiehern, die mich erwarten, ich muß nun scheiden. Ich will noch einmal Ihr Fenster ansehen, und Alles wird gesagt sein. Ohne Zweifel schlafen Sie ruhig und argwöhnen das Lebewohl nicht, das ich Ihnen hier sagen will, wo eine alte Frau für Sie eine kindliche Seele wieder fand. Leben Sie wohl, ich trage in mir mit Ihrem Bilde einen geheimen Lohn fort; aber nochmals bitte ich Sie, bewahren Sie mir in Ihrem Herzen den Platz, den ich anspreche, zwischen Ihrer Mutter, die Ihnen das Leben gab und der glücklichen Gattin, die Ihnen das Glück geben wird."

II.

Hier hörte der Greis auf, zu sprechen. Indem er diesen Brief, den er in seinem Herzen wieder zu lesen schien, wiederholte, wurde er wehmüthig, und wir sahen, als er fertig war, selbst Thränen in seinen Augen. Unser Schweigen achtete die der Erinnerung geweihte Verehrung.

„Und ohne Zweifel," sagte einer von uns, der zuerst wieder das Wort ergriff, „haben Sie diese edle Frau nie wieder gesehen?"

„Doch, einmal," erwiederte der Baron; „aber schon lachen Sie nicht mehr, meine Freunde, meine Wehmuth hat Sie angesteckt Wenn ich Ihnen erzählen würde, wie ich dies heilige Geschöpf wiederfand, würde ich Sie vielleicht sogar traurig machen, und das will ich nicht."

„Sprechen Sie, o sprechen Sie," rief André, ein Dichter, den wir unsern Wunsch für uns Alle aussprechen ließen: „Sprechen Sie um Ihretwillen, theurer Herr, denn die Erinnerung an ein Unglück, das keine Gewissensbisse zurückließ, hat einen geheimnißvollen Zauber: sprechen Sie auch um unsrerwillen, denn das Wort eines Greises, der viel gelitten hat und gut blieb, erhebt zur Tugend."

„Meine Freunde," begann der Baron, wieder mit bewegter Stimme, nachdem er André's Hand gedrückt hatte, „was ich Ihnen eben erzählte, ereignete sich im Jahre 1788: nehmen Sie mich nun um vier Jahre älter an, und wir befinden uns im Jahre 1792, in jener ebenso schrecklichen als erhabenen Epoche, wo die eine Hälfte des größten aller Völker der andern lange Jahrhunderte von Unterdrückung, Tyrannei und wilden Egoismus bezahlen sollte und nach dem Willen Gottes bezahlen mußte.

Versetzen Sie sich also mit mir, der nichts vergaß, in den blutigen Tag des zweiten Septembers.

III.

Am Tage vorher hatte sich das verfrühte Gerücht von der Einnahme von Verdun in Paris verbreitet; der Feind, hieß es, ist im Marsch auf Chalons. Auf diese Nachrichten durchdrang der Schrecken alle Wohnungen, Jedermann sah schon seinen Herd von feindlichen Truppen überfallen. Am Morgen erschien eine Proclamation, worin es hieß: „Zu den Waffen, Bürger! Der „Feind ist vor den Thoren. — — Eine Armee von „sechzigtausend Mann soll ohne Verzug gebildet werden, „laßt uns sofort dem Feinde entgegenziehen, um unter „seinen Schlägen zu fallen, oder um ihn aus unsern Gren„zen zu verjagen!“

Es ist Mittag; man hört das Grollen der Lärmkanone und das finstere Rollen der Trommeln, die Generalmarsch schlagen. Von der Höhe der Monumente ließ die Sturmglocke ihren klangvollen und schrecklichen Lärm über die Stadt erschallen. Das Pflaster füllt sich mit Municipalen und von Moment zu Moment proclamirt man beim Klange der Trompete die Gefahr des Vaterlandes. Diejenigen, die ihre Augen zum Himmel erheben, um Gott über die stürmischen Ereignisse zu befragen, sehen eine lange schwarze Fahne auf den Thürmen von Notredame flattern. Man eilt zu den Waffen, indem sich in der einen Stunde in jedem Munde das Geschrei wiederholt: Auf, gegen den Feind! Bald darauf hört man

andere Worte: „Aber unsere grausamsten Feinde sind nicht in Verdun, sie sind in Paris, in den Gefängnissen!“ — „In die Gefängnisse! In die Gefängnisse!“ wiederholt die Masse, und man stürzt an die Orte, wo die ersten Opfer der blutigen Sühne seufzen.

Um diese Zeit war ich, meine Herrn, bei der weichlichen Erziehung, die man jungen Edelleuten gab, fast noch ein Kind und ich begriff nichts von den Dingen, die sich unter meinen Augen ereigneten.

Wenn ich auch die Geschichte unserer Könige gut kannte, so war mir doch, so zu sagen, die Existenz des Volkes unbekannt. Ich dachte demnach nicht daran, wäre mir auch dieses Streben möglich gewesen, die düstern Ursachen dieser wilden Volkswuth zu erforschen; wie die Meinen alle, wurde ich durch sie von Entsetzen betroffen, und wie sie, sah ich nur roth. — Seitdem habe ich gelebt und gelitten, habe nachgedacht und bin alt geworden; ich habe alle Rangklassen durchlaufen, ich habe mich allen Leiden unterzogen, ich habe bei der Betrachtung der Ereignisse und der Erforschung ihrer Wurzeln meine Stirn gefurcht, und habe mir oft gesagt, wenn ich mich an 93 erinnerte, daß Gott damals für eine so lange Vergangenheit eine solche Sühne haben wollte, deren Mahnung die fernsten Monarchien erschrecken sollte! — Seitdem hat man mich auch nicht mehr meines alten Geschlechts rühmen hören, noch des edlen Blutes in meinen Adern, noch auf Edelmanns-Wort schwören. Die heilige Wahrheit hatte meine Stirn berührt.

Aber verzeihen Sie mir diese Abschweifung, meine Freunde, ich kehre jetzt zur Erzählung zurück, nach der Sie verlangten. Am zweiten September gegen Mittag ging ich also über den Pont-Neuf, um mich in die rue des Bomberies-Saint-Germain zu begeben. Dort verbarg sich mein Vater, der seit einigen Tagen angeklagt war, in einem ärmlichen Hause bei unserem alten Lubin. Rechnen Sie, meine Herren, bei Ihrer Würdigung der

großen Ergebenheit die Aufopferung hoher oder niederer, jedoch mächtiger Leidenschaften, welche durch jene Ergebenheit geboten wurde, immerhin hoch an. Seit den zwei Monaten schon, in welchen mein Vater in Lubins Mansarde sich verbarg, hatte dieser, ich kann nicht daran denken, ohne davon gerührt zu werden, nur Wasser getrunken. — Der wackere Mann! Unter allen Rangklassen hatten wir, mein Vater und ich, Freunde gehabt, wir haben aber niemals bessere gefunden, als diesen unwürdigen Lubin, der so gerne trank.

Auf dem Pont-Neuf sah ich vor mir zehn Stadtkarren rollen, die von Marseiller Soldaten eskortirt wurden und hörte in meiner Nähe sagen, daß diese Wägen vierundzwanzig Gefangene enthielten, die man in die Abtei brachte. Flüche gegen die Gefangenen begleiteten diese Nachrichten. Von Mitleid ergriffen und an meinen Vater denkend, blieb ich stehen und richtete eine Klage an die Unglücklichen. In demselben Augenblicke strömte eine Bande derer, die man in der Stadt hatte schreien hören: „In die Gefängnisse, in die Gefängnisse! über den Quai. Man rottet sich zusammen und umringt unter tausend Verwünschungen die Wägen. Bald vereinigten sich die Soldaten der Eskorte selbst mit den Rasenden. Unwillig über diesen Verrath, streckt einer der Gefangenen, einer jener verhängnißvollen Unklugen, die man an der Quelle so vieler Unglücksfälle findet, seinen Arm zum Wagenschlage heraus und schlägt mit seinem Stocke einen der Marseiller. Von Wuth ergriffen, springt der Soldat auf den Wagentritt und taucht dreimal seinen Säbel in die Brust des Gefangenen. Dieser Wahnsinn wird ansteckend; mehrere andere Gefangene werden ebenso getödtet. Ich dringe vor und würde mich vielleicht in edler Jugendhitze haben tödten lassen, da ich allein meine Brüder vertheidigen wollte, als sich in diesem Momente der Zug wieder in Bewegung setzte, und mein Auge, von einer Wagenthüre plötzlich angezogen, die edle Frau er-

kannte, der ich meine ersten Regungen verdankte. Doch ihr Gesicht ist blaß, ihre Augen sind fest geschlossen, sie scheint kaum zu athmen, und der Gedanke durchdringt zerreißend mein Herz: „Sie ist verwundet, vielleicht tödtlich verwundet! —“

Ich gestehe, daß nun die Gefahr der anderen Gefangenen für mich nicht mehr existirte. Ich folge diesem Wagen, indem ich mich mit den Rasenden vereinige und hie und da mit ihrem Wuthgeschrei die Schmerzensrufe vermenge, die ich nicht mehr zurückhalten kann.

Endlich kommt man in die Abtei. Hier werden die Wagen geöffnet. Man wirft die Leichname von einem Dutzend Gefangener auf das Pflaster. Ach! mein Gott, welche Angst! Meine ersten weißen Haare datiren von diesem Tage, meine Herren! Ich stürze vor! — Sie, die ich suchte, befand sich unter den Todten! Mit kräftigem Arm hebe ich sie von der Erde auf, lege sie auf meine Schulter und will fliehen. Ein Marseiller Soldat stellt sich vor mich, aber er sieht mein Gesicht, und ich kann nicht sagen, welches Gefühl es in ihm erweckt. —

„Ist es Deine Geliebte!“ rief er mit heiserer Stimme. „Nun gut, so geh!“

Das ist auch noch eine Figur, die in meinem Gedächtnisse aufgezeichnet ist, meine Freunde!

Beweglich und stark durch das Bewußtsein meiner traurigen Last, laufe ich zu Lubin, er öffnet, ich lege meine blasse Geliebte auf sein Bett. Damit war meine Kraft zu Ende. Ich falle mit der Stirn auf diese blutige Brust, deren Herz eingeschlafen ist, und verliere das Bewußtsein.

„Denken Sie sich, meine Herren, was mich aus dieser Ohnmacht weckte? — Der Schlag des Herzens, das die Wärme meiner Stirn eben wieder belebt hatte. Mein Vater und Lubin theilten ihre bis dahin unnützen Bemühungen zwischen sie und mich. Als sie uns mit ein=

ander ins Leben zurückkehren sahen, blieben alle beide stehen, um uns anzusehen.

„Sie! Sie!“ flüsterte sie, indem sie meine Hand in die ihrige schwach drückte. „Sie! — Ach! Gott ist gut!“

Ich konnte ihr nichts sagen, ich drückte ihre Hand, deren Kälte mich im Innersten erbeben ließ. — —

Man hörte das Geräusch von Stimmen auf der Stiege, dann in dem Gemache, das als Vorzimmer in dieser Wohnung diente. Ich hatte nur Einen Gedanken, ich glaubte, daß man gekommen sei, um mir meine Freundin zu entreißen; ich sprang in dieses Vorgemach, nachdem ich die Zimmerthüre hinter mir lebhaft zugeworfen hatte, und sah mich einem Manne gegenüber, den Andre draußen erwarteten.

„Der Marquis von Maubreuil ist hier,“ sagte er zu mir, „wir kommen, um ihn im Namen der Republik zu verhaften.“

„Bürger,“ stammelte ich, „Sie irren sich.“

Der Mann schob mich roh von der Thüre weg und öffnete sie. Ich wollte ihn vergeblich zurückhalten, er trat ein und ich mit ihm.

Mit einer jener schnellen Bewegungen, wie sie nicht zweimal im Leben vorkommen, und die man sich nach der Gefahr niemals erklären kann, hatte Lubin meinen Vater unter das Bett geworfen, und über die arme Frau, die sich hier befand, eine Decke gerollt.

„Wen wollen Sie doch, Bürger,“ sagte er zum Stadtbeamten, von wem sprechen Sie mit meinem Sohne? . . . . ich weiß keinen Maubreuil in diesem Hause, und es ist außer meiner alten Frau, die stirbt, Niemand bei mir; lassen Sie sie in Frieden enden!“

Im Augenblicke, wo der Offizier sich unentschlossen dem Bette näherte, wendete die Leidende, die nichts vernahm, ihre Augen auf mich. „Mein Gott,“ sagte sie

noch mit einer Stimme, die ich allein hörte, „mein Gott, sei gütig gegen ihn! gegen die Seinen! gegen Alle!"

Der Offizier machte noch einen Schritt, blieb stehen, dann floh er wie entsetzt. Sein Blick war dem blassen Blicke des Todes begegnet. Alles ist gesagt, mein Vater war gerettet, meine Freundin lebte nicht mehr!

Ich hatte sie also doch noch einmal wieder gesehen, die arme Geliebte! Sie war mir damals einen Moment wie eine Heilige, wie eine Märtyrerin erschienen, um mir das, was mir das Heiligste und Theuerste auf der Welt war, zu bewahren . . . und zu sterben.

Sie fühlen es wohl Alle, daß diese Erinnerung zum Besten meiner Seele rein und leuchtend geblieben ist, wie die Spur einer Wohlthat Gottes.

Sie gehört zu jenen, die oft an ein schöneres Leben denken lassen, und die in diesem Geduld und Sanftmuth geben. — Und wer weiß es, ob ich nicht vielleicht den Gebeten meiner ersten Geliebten meine schönsten Freuden und meine wahrste Liebe verdanke! — —

Von meiner ephemeren Verbindung mit der braunen Schloßherrin von Marveille habe ich einige Reliquien bewahrt, die ich oft beschaue: es ist ihr Brief, den eine ihrer Thränen, die auf das Wort „Vergeltung" fiel, mir noch theurer gemacht hat; es ist die welke Rose, welche sie gewählt und die für mich immer ihren Duft behielt. — Es ist endlich das Porträt Lubins, das Granze, ein Freund meines Vaters, kurz vor dessen Tode malte. „Dieses Porträt ist es, meine Herren! und da Sie nun wissen, an welche Freuden und Leiden es mich erinnert, werden Sie wohl nicht mehr darüber erstaunt sein, daß ich ihm einen so schönen Platz in meinem kleinen Pantheon angewiesen habe. —"

Der Werth eines falschen Diamanten.

Sie wollen heute erfahren, meine Herren, warum ich dieses hübsche, weibliche Bildniß, das Boucher gezeichnet ist, so bewegt und so stolz betrachte . . Sie möchten wohl, daß ich Ihnen von jenen süßen Dingen erzähle, woran es mich erinnert . . . Ich habe nichts dagegen, man spricht ja so gerne von denen, die man liebt, und wenn sie nicht mehr sind, ruft man dadurch, daß man von ihnen redet, ihre Seelen herbei, die dann über uns schweben und uns hören . . . Auch habe ich diese blonde Schönheit, die Sie hier vor sich sehen, sehr geliebt und liebe sie noch . . . Bewundern Sie dieselbe nur noch einen Moment und gestatten Sie mir, daß ich sie Ihnen als meine Großmutter vorstelle.

Und nun hören Sie:

Es war gegen Mittag an einem Tage des Jahrs 1730, drei Jahre nach seiner Vermählung mit Fräulein von Haut-Bussy, als mein Großvater, der Marquis von Druan-Maubreuil den alten treuen Diener seines Hauses, Maubin, ins Zimmer treten sah.

„Herr Marquis," sagte der wackere Alte, „der Juwelier Garnon, der gewöhnlich die Lieferungen für Sie hat, ist da . . ."

„Ich weiß es, ich weiß es," unterbrach ihn der Marquis; „führ ihn herein und sorge dafür, daß unsere Unterredung nicht gestört wird."

Der alte Diener wollte sich entfernen, doch der Marquis hielt ihn zurück.

„Maubin," sagte er, „ist meine Frau noch nicht nach Hause gekommen?"

„Nein, mein Herr; dem Befehle der Frau Marquise gemäß soll sie der Wagen erst um vier Uhr von der Frau Präsidentin abholen."

„Wohl, sehr wohl; gib nur Acht, daß die Ankunft des Herrn Garnon den Leuten des Hotels, vorzüglich aber Susetten unbekannt bleibe, die es sich angelegen sein lassen würde, ihre Herrin davon in Kenntniß zu setzen."

Maubin zog sich zurück, nachdem er Herrn Garnon hereingeführt hatte, den Juwelier der Mode, den Lieferanten des Hofes, der in die freigebigen Verschwendundungen und großen Thorheiten der Zeit nothwendiger Weise eingeweiht war.

Um diese Stunde stand der Marquis Gaston, ein schöner, biederer Edelmann, jung und geistreich, der angebetete Gemahl einer anbetungswürdigen Gattin, im Begriffe, eine jener vollendeten Unbesonnenheiten zu begehen, wie man sie noch im Alter bereut. Er hatte seit einiger Zeit an gewissen Soupers Geschmack gefunden und dort eine florentinische Abenteurerin von blendender Schönheit kennen gelernt. Er hegte für sie eine rasende Leidenschaft, die aber um so weniger Dauer versprach, als sie so plötzlich über ihn gekommen war; aber gerade weil sie keine Dauer hatte, um so blinder war. Trotz seiner fortgesetzten Aufmerksamkeiten, trotz seines lebhaften Drängens und seiner großartigen Geschenke hatte Gaston noch nichts erreicht, als er am Tage, ehe er den Juwelier Garnon empfing, der schönen Marchesa Giuditta einen ganzen Schmuck versprach, der, wie er schwor, so schön sein sollte, wie jener der englischen Gesandtin auf dem letzten Balle in Versailles.

„Ich kenne Ihren feinen Geschmack," sagte die Mar-

chesa, „und nehme im Voraus an; aber vernehmen Sie, theurer Marquis, in diesem Lande kann ich Ihnen nicht angehören, unsere Beziehungen sind schon zu bekannt; mir scheint, daß Jedermann uns beobachtet. Heute oder morgen kann die Marquise Alles erfahren; ich habe beständige Angst davor . . . Suchen Sie einen Grund, um reisen zu können. Ich will in mein Italien zurückkehren; seien Sie großmüthig, gewandt und verliebt genug, um mich dahin zu begleiten. Kommen Sie und mein süßes Vaterland wird mir um so schöner erscheinen, wenn Sie es mit mir sehen; und dann, Gaston, dann, wenn ich so glücklich sein werde, werden Sie mich vielleicht nicht abgeneigt finden, Ihnen das letzte Opfer zu bringen. Bis dahin kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie hoffen dürfen."

Auf diese Worte, die zärtlich — überredend aus einem lächelnden Purpurmunde floßen, konnte der Marquis nur mit neuen Liebesbetheurungen antworten: er gab zu Allem seine Zustimmung. Man verständigte sich über die materiellen Schwierigkeiten des großen Unternehmens und beschloß, Alles daran zu setzen und andern Tags fünf Uhr Nachmittags abzureisen. Um diese Zeit sollte nämlich jedes sein Hotel verlassen, um sich eine Stunde später einige Meilen von Paris unter freiem Himmel wieder zu umarmen. Aber zuvor bestellte der Marquis den Juwelier Garnon für den nächsten Mittag in sein Haus.

„Meister Garnon," sagte mein Ahne in einem Anfluge von guter Laune, nachdem der Juwelier sich ihm gegenüber gesetzt hatte, „ich brauche zwei kostbare Dinge: erstlich den schönsten Schmuck, den Sie besitzen, sodann über diesen Verkauf das tiefste Geheimniß, das ich Ihnen mit harten Thalern bezahlen werde."

„Herr Marquis," erwiederte der Kaufmann, „ich besitze in diesem Augenblicke Etwas, was die Phantasie eines Kaisers befriedigen würde; was aber meine Ver-

schwiegenheit betrifft, so haben Sie dieselbe schon manchesmal auf die Probe gestellt, und niemals glaube ich . . . Wollen Sie einen Brillantschmuck, in herrlichen Brillanten? Ich glaube, ich habe Etwas, was Ihnen conveniren wird: etwas Prächtiges, Gold, grün emaillirt, am Rande kostbar ciselirt; darüber ein Diamant, der den Eindruck der Sonne macht."

„Gut! sehr gut!"

„Aber! Sie wollen vielleicht ein Diadem?"

„Gewiß," sagte Gaston lebhaft, indem er sich an die prachtvollen schwarzen Haare der Marchesa erinnerte.

„Teufel," hob der Kaufmann wieder an, daß ich gerade nichts bei mir habe, das schön genug wäre, um es Ihnen anbieten zu können. In Kurzem könnte ich ein Diadem fertigen, das ich seit einiger Zeit mit mir im Geiste herumtrage, wodurch Ihre Herrlichkeit in Bälde vollkommen befriedigt werden dürfte. Ich lasse eben dafür einen Stein von bewundernswerthem Wasser und Größe dafür fassen, der jenem völlig gleicht, der das Diadem des Hochzeitsschmuckes der Frau Marquise von Maubreuil zierte. Er gleicht ihm so sehr, daß ich ihn für denselben hielt, als man ihn mir zum Verkaufe anbot.

„Es ist unmöglich," rief der Marquis.

„Es ist unmöglich," wiederholte Meister Garnon, „aber ich habe schon derartige außerordentliche Zufälle erlebt. Zudem glaube ich, daß der Stein der Frau Marquise schöner ist, und wenn ich den Herrn Marquis um Erlaubniß bitten dürfte, Vergleichungen anzustellen (denn ich habe den andern Stein bei mir), so könnte ich . . ."

Ohne ein Wort mehr zu sagen, und ohne eines mehr anzuhören, stand Gaston auf. Von gränzenloser Unruhe getrieben, stürzte er in den Gang, der sein Zimmer von dem seiner Gattin trennt, um einige Minuten später vor Garnon mit einem reichen Schmuckkästchen wieder zu erscheinen.

„Vergleichen Sie nun," sagte er.

Der Juwelier öffnete das Kästchen so hastig, daß der Marquis unwillkürlich erbebte.

„Nun?" sagte er, „reden Sie! was halten Sie davon?"

Meister Garnon, das Diadem in der Hand, schwieg.

„Verstehen Sie mich?" rief nun Gaston mit zornerfüllter Stimme.

„Herr Marquis," stammelte endlich der Juwelier, „ich glaube, daß man den Stein, den ich an Sie verkaufte, mit einem schönen, böhmischen Steine vertauscht hat, der so schön ist, daß er jedes Auge täuschen kann, nur meines nicht!"

„Garnon, Sie lügen! es kann nicht sein! Sie täuschen sich! Sie lügen, sage ich."

„Ich habe dem Herrn Marquis hierauf nichts zu erwiedern; wenn man vierzig Jahre mit feinen Steinen zu thun hat, kann man sich nicht so sehr irren."

„Verzeihung, mein Herr," sagte der Marquis, der sein kaltes Blut wieder zu erlangen suchte, mit sanftem Tone, „und nun bitte ich Sie, mich zu verlassen, ich muß allein sein."

„Und bezüglich des Schmucks, Herr Marquis, wann darf ich wiederkommen, um uns darüber zu verständigen?"

„Kommen Sie, wann Sie wollen! Adieu! Adieu!"

Sobald Gaston allein war, riß er an der Glockenschnur. Maubin stürzte erschrocken herein.

„Maubin, ist die Marquise zu Hause?"

„Noch nicht. Ich hatte schon die Ehre, dem Herrn Marquis zu sagen, daß erst um vier Uhr . . . ."

„Geh!"

Gaston klingelte noch öfter, um sich nach der Rückkunft seiner Frau zu erkundigen. Maubin brachte immer dieselbe Antwort und verließ seinen Herrn jedesmal mehr erschreckt durch dessen so große Aufregung.

Kurz nach vier Uhr endlich hörte der Marquis das Rollen des in den Hof fahrenden Wagens. Er ergriff das Schmuckkästchen und begab sich damit durch den Verbindungsgang in das Zimmer seiner Frau, um sie dort zu erwarten. Ach! in diesem Momente hatte er die Bestellung des Schmucks, die auf fünf Uhr festgesetzte Abreise, die italienische Reise der schönen Giuditta völlig vergessen. — Daraus mag man auf die Tiefe dieser Leidenschaft schließen. —

Nach kurzer Erwartung öffnete sich die Zimmerthüre, und Armande von Haut-Bussy, Marquise von Maubreuil erschien in vollem Glanze ihrer Jugend, Anmuth und reinen Schönheit auf der Schwelle. Wie sie ihren Mann mit gekreuzten Armen, zusammengepreßten Lippen und gefurchter Stirne, die Augen streng auf sie gerichtet so dastehen sah, blieb sie einen Augenblick bestürzt stehen.

„Madame," sagte Herr von Maubreuil, so kalt er es sagen konnte, „erklären Sie mir auf der Stelle, warum Sie, wenn Sie jetzt auf Bälle gehen, anstatt des Diamanten, der Ihr Diadem zierte, einen — Kieselstein auf die Stirne legen?"

Armande blieb ruhig. Keine Falte zeigte sich auf ihrem schönen Gesichte und keine Furcht in ihren Blicken.

„Gaston," sagte sie sanft, „wie müssen Sie leiden, daß Sie so mit mir sprechen: fassen Sie sich. Wenn Sie heute Abend bei mir bleiben wollen, werde ich Ihnen die Geschichte von diesem . . . Kieselsteine, wie Sie ihn nennen, erzählen; und wenn ich Ihnen Alles erzählt haben werde, stelle ich es Ihnen anheim, mich noch einmal mit Ihrem Zorne zu überschütten. Wollen Sie?"

„Madame, ich muß noch in diesem Augenblicke Alles erfahren."

„So setzen Sie sich nur, mein Herr! Ihr schrankenloser Zorn verdient es, daß Sie sofort Alles erfahren. Ich rechne darauf, daß Sie mich nicht unterbrechen." Und

sich zu Susetten wendend, die ihre Dienste in indiscreter Absicht anbot, sagte sie:

„Gehen Sie, Susette, Niemand soll uns stören!“

Nachdem sie dieß gesagt, setzte sich meine hübsche Großmutter zu ihrem Manne und sprach mit ihrer Silberstimme, die ich als Kind so gerne vernahm, folgendes:

„Es ist zwei Jahre her, Gaston, daß Sie mich in unser Heimathland nach Artois führten. Wir wollten den Sommer in Sarteville zubringen, das die Maubreuils seit Jahrhunderten ihren ältesten Söhnen hinterließen. In dieser alten Wohnung verlebten wir in gegenseitiger Neigung und ferne vom Weltgeräusche glückliche Tage! . . . Und ich denke seit einiger Zeit mit Schmerz daran zurück, wenn ich am Abend allein bin und Sie die Vergnügungen aufsuchen . . . die ich nicht kennen will.

„Eines Morgens erhielten Sie einen Brief von Paris. Ihr intimster Freund, der Chevalier von Karvere, rief Sie zu sich, Ihrer Bereitwilligkeit gewiß; Sie sollten ihm in einer wichtigen Angelegenheit in einer Ehrensache beistehen. Zu meinem großen Kummer sah ich Sie alsbald abreisen und blieb allein in Sarteville zurück; einsam und über diese Trennung die erste seit unserer Vermählung, tief betrübt. Die Ihrer Abreise folgenden Tage waren die traurigsten meines Lebens. Sie erinnern sich, Gaston, wie naiv und rasend ich mich in Sie verliebte, als ich Sie kaum aus dem Kloster gekommen kennen lernte, wie eben ein armes Kind nur lieben kann, das die Pension eben verließ und die Welt noch nicht kennt. Die Ehe hat in meinem Herzen Nichts geändert, im Gegentheil, als Sie mich in Sarteville allein ließen, war ich noch von derselben Leidenschaft beseelt; und jetzt — wollen Sie mich nicht unterbrechen — liebe ich Sie noch immer so! Ach, Herr Marquis, das ist ein tief eingewurzelter Fehler an mir; lassen Sie, ich bitte Sie darum, wenn es Ihrem Stolze schmeichelt, ihn nicht meine Seele zerreißen. — In jenem Augenblicke nun,

an welchen ich Sie zurückerinnern will, fing ich an zu weinen; später, wo es mir schien, als ob die Zeit gar nicht vorwärts rücken wolle, suchte ich nach Zerstreuung. Am wenigsten widerstrebte mir, spazieren zu reiten. So sah ich bald in Begleitung eines Dieners, bald allein die Orte wieder, die wir mit einander besucht hatten; Sie waren nicht mehr an meiner Seite, aber ich fühlte Sie in meinem Herzen, und die Vögel, die über meiner Stirne flogen, und die Wolken, die über Ihre Waldungen hinwegzogen, wurden oft von Ihrer armen Frau angefleht, Sie an sie zu erinnern und Ihnen ihre keusche Liebe und den Wunsch zu überbringen, zu ihr bald zurückzukehren.

„An einem der schönsten Tage des Sommers machte ich einen ungewöhnlich weiten Ausflug und entfernte mich ein wenig von Ihrem Landgute, als ich mich gegen Sonnenuntergang am Eingange eines mir noch unbekannten Waldes befand.

„Es war eine Stunde der Stille und der Poesie, und ich gab mich der Ruhe, der Hoffnung und dem Troste hin. Die Sonne stieg hinter die dichten Aeste der großen Bäume hinab, und da ihre Strahlen noch zwischen den Blättern durchleuchteten, hätte man sagen können, daß die Zweige Edelsteine trugen wie in den verzauberten Hainen der Wundermährchen. Man hörte in diesem Augenblicke nur den melodischen Gesang der Vögel, ein süßes Geräusche in den Blättern und das geheimnißvolle Murmeln der keimenden Vegetation .... Ich ließ mein Pferd im Schritt gehen; sein sanfter regelmäßiger Tritt entsprach der Sanftheit meiner Gedanken: ich war glücklich.

„Alle meine damaligen Empfindungen werden immer vor meiner Seele schweben; und auch jetzt, während ich zu Ihnen rede, hege ich sie noch . . .

„Während ich einen breiten Weg im Walde verfolgte und an einer einsamen Hütte von ärmlichem Aus-

sehen vorüberkam, hörte ich plötzlich einen durchdringenden Schrei, welcher mich bis auf den Grund der Seele erbeben ließ: es war der zerreißende Jammerruf eines Weibes! der Ausbruch eines unerhörten physischen Schmerzes oder einer entsetzlichen Verzweiflung. Ohne zu bedenken und zu überlegen, hielt ich mein Pferd plötzlich an, stieg ab und trat in die Hütte.

„Als meine hübsche Großmama zu dieser Stelle ihrer Erzählung, der der Marquis begierig zuhörte, gelangt war, schlug die Zimmeruhr fünf Uhr. „Die Marchesa Giuditta erwartet Sie jetzt," fügte sie leise hinzu. Gaston erhob langsam seinen Kopf und sah seine Frau an, die sich unterbrach, als sie ihn so seltsam bewegt sah... Seine schöne Stirne zog sich ein wenig in Falten, und er schwieg eine Zeitlang, wie um sein Herz zu vernehmen; dann ergriff er die Hand der Marquise und sagte: „Armande, ich bitte Sie, fahren Sie fort!"

Um das reizende Bild der Marquise versammelt, deren Geschichte wir aus dem Munde ihres altgewordenen Enkels vernahmen, bewunderten wir Alle diese jugendfrische Erzählung, die nichts am Zauber derartiger Geschichten einbüßte, obwohl sie aus dem Munde eines Achtzigjährigen floß. — Er hatte nämlich sein Herz hineingelegt, das wie die unsrigen und wie sein zartfühlender Geist jung geblieben war.

Er schien gerührt und fühlte sich durch unsere sanfte Aufmerksamkeit geschmeichelt. Die Unterbrechung, welche das Schlagen der Uhr in der Erzählung der Marquise veranlaßt hatte, benützte er dazu, um Athem zu schöpfen, und fuhr dann also fort:

„— Ich kann Dir unmöglich erzählen," fuhr die sanfte schöne Armande fort, „was ich in dieser Hütte sah. Zuerst erkannte ich durch die Dunkelheit, die sich schon über die ärmliche Wohnung verbreitete, eine alte, hagere, unbeweglich stehende Frau, deren zum Beten gefalteten Hände, ohne sich zu trennen, hinabgesunken waren;

ihr düster-gefurchtes Gesicht, das von keinem Blicke belebt war, hatte sich in schweigsam-finsterer Verzweiflung zusammengezogen. Doch nicht dieser halb offene Mund hatte den Schrei ausgestoßen, den ich soeben vernommen; meine Augen suchten weiter, und da sah ich ein anderes, ein junges Weib auf einem armseligen, kaum Schuh hohen Bette liegen, das Antlitz gegen die Decken gewendet. Ich näherte mich ihr und berührte sie."

„Ach! Mutter, Mutter," rief sie, „todt! es ist todt!" und erstickte ihr Schluchzen, indem sie zur Alten zu reden glaubte. „Todt! Todt! Es ist also zu Ende, mein Gott!" — Und die Arme, die in Thränen zerfloß, fiel auf den Boden mit dem Kopf gegen den Rand des Bettes.

„In diesem Augenblick drang ein Strahl der scheidenden Sonne durch das schmale Fenster des Gemäuers; seine Helle gelang bis zu den Decken und zeigte mir das weiße kalte Gesicht eines armen Kindleins. Es war eben verschieden, und der herzzerreißende Schrei, den ich gehört, war seinem letzten Athemzuge gefolgt. Ich fühlte, daß sich mein Herz gewaltsam zusammenzog, und betrachtete dieses hilflose Leiden, ohne weinen zu können: das Kind, dessen Seele entflohen, die Mutter in ihrer sinnlosen Verzweiflung und die immer noch unbewegliche stumme Großmutter, und als Rahmen dieses entsetzlichen Bildes eine gränzenlose Armuth, ein schon altes und anhaltendes Elend. Ich war nicht Mutter, Gaston, und kannte die Bande des Blutes, des Fleisches und der Liebe noch nicht, welche die so armen kleinen Geschöpfe an unsere Herzen und Seelen fesseln, aber dieser heftige Schmerz einer Mutter, die ich hier ohne Kind den Leichnam küssen sah, kam plötzlich mit allen seinen Qualen über mich. Ich fiel auf die Knie und rief, meine Hände an den Leib pressend: „Mein Gott, wenn du mir jemals ein Kind gibst, mein Gott, lasse mich vor ihm sterben!..."

Ich kniete noch, als sich die Thüre öffnete und ich bei der Helle des Außenlichtes zwei Männer erblickte,

von denen der eine ein Landmann zu sein schien; der andere trug Stadtkleidung. Beide konnten durch die dichter gewordene Finsterniß nicht durchdringen und blieben einen Augenblick stehen.

„Bist Du's, Simon," sagte die Alte mit dumpfer Stimme.

„Ja, Mutter, ich bin's mit einem Arzte," antwortete der Bauer.

„Zu spät, Simon."

Ein erstickter Ausruf drang aus seiner Brust. Er wendete sich dem Bette zu, hob das Haupt der armen Mutter in die Höhe und lehnte es an seine Brust; sodann ergriff er ihre Hände und sagte: Johanna, Johanna, Muth! Es leidet nicht mehr. Aber Johanna entzog sich dieser Umarmung, umfaßte den Leib ihres Kindes aufs Neue und fuhr fort, leise zu seufzen. Der Arme beschäftigte sich damit, eine Lampe anzuzünden, und alsbald konnte sich Jedermann in dieser Todtenkammer sehen. Erst jetzt bemerkte man meine Anwesenheit. Der Mann, der Simon hieß, stammelte eine Frage, doch mich besser sehend, schrie er auf: Sie hier? — Fräulein . . . Madame," fügte er sich fassend hinzu.

Auch ich erkannte ihn.

Es war Simon Justin, der Sohn eines armen Pächters meines Vaters.

Als wir noch Kinder waren, beide fast von gleichem Alter, spielten wir oft mit einander, wenn er seinen Vater nach Haut-Bussy begleitete, und wir nannten uns Mann und Frau; denn in jenem Lebensabschnitt gibt es nicht Rang, noch Vermögen, nicht Marquise, noch Vasall, sondern nur zwei kleine Kinder, die sich dutzen und sich sehr lieb haben, und alle beide theuer dem Herrn sind und gleich vor ihm.

Nachdem ich gesagt, wie ich hieherkam, fragte ich ihn: „Ist diese Weinende Ihre Frau, Simon?"

„Nein," antwortete er, „noch nicht. Wir wollten

uns nach der Genesung dieses Unglücklichen heirathen: es ist nun . . . Nun, das geschieht, wenn es Gott gefällt. Ach, meine arme Johanna!"

Und Simon ging zur unglücklichen Frau.

Der Arzt, der unterdessen noch nichts gesprochen hatte, und der, nachdem er das Kind geprüft, mich nun genau betrachtete, wendete sich jetzt gegen mich. „Ich glaube," sagte er, „in Ihnen Fräulein Armande, die Tochter des Grafen von Haut-Bussy, eines meiner Clienten, zu erkennen; und Sie, Madame, erkennen Sie den alten Doctor Germain nicht wieder, der Ihrer Kindheit gepflegt hat?"

Ich gab ihm die Hand.

„Welch ein Schmerz und welch ein Elend!" fuhr er fort, indem er um sich blickte.

Simon vernahm es und kam rasch auf uns zu.

„Ja, mein Herr, und all dieser Schmerz, und all dieses Elend sind von jenem Tage hier eingekehrt, an welchem Johanna's Verführer sich zum Erstenmale hereinschlich; so bezahlen die Elenden, was man ihnen an Reinheit, Vertrauen und Glück gibt. Ja, sie machen sich ein Vergnügen daraus. Ach! wenn ich ihn gekannt hätte, der Johanna und sein Kind so verlassen konnte, und der nicht durch sein Gewissen, nicht durch Johanna's Thränen und durch den Anblick dieser armen alten Blinden gerührt wurde: wenn ich ihn gekannt hätte! Hätte sich Johanna nur Einmal seinen Namen entschlüpfen lassen, ich hätte ihn getödtet! Ja, so wahr mein Vater ein ehrlicher Mann ist, ich hätte ihn ohne Erbarmen getödtet! — —

„Aber ich konnte ihn nicht entdecken," fuhr Simon fort; „ich verzieh Johanna und liebte ihr Kind, ich sorgte für das Unschuldige in seiner langen Krankheit; ich vertraute und hoffte, daß es genesen und ich meine arme Freundin heirathen würde; ich hätte sicher für Alle

gearbeitet! und nun, heute . . . seht, der gute Gott ist doch recht hart! . . .“

Und die bisher zurückgehaltenen Thränen des armen Simon brachen nun mit Gewalt hervor. Nur in langen Zwischenräumen hörte man das erstickte Schluchzen Johanna's wieder; die blinde Alte blieb auf ihrem Schemel unbeweglich und stumm.

Ich weiß nicht, was es war, was Simons Wuth plötzlich erregte; er hob den Kopf in die Höhe und sagte mit funkelnden Augen, und indem er mit geschlossenen Zähnen gegen die Blinde stürzte und sie heftig an den Händen ergriff:

„Mutter, Sie wissen den Namen des Elenden, der Ihre Tochter unglücklich gemacht hat, Sie müssen mir ihn nennen, mir ihn gleich nennen, ich will es!“

Diese Stimme voll Wuth wurde von Johanna verstanden; sie stand auf und sprang in Einem Satze bis zur Lampe . . . Ach, wie schön erschien sie mir!

„Mutter,“ schrie sie . . .

Aber es war zu spät; die Alte hatte gesagt:

„Es ist der Marquis Gaston von Maubreuil“

Es gibt Worte, die den Donner in sich tragen. Kaum war dieser Name ausgesprochen, so hörte Alles auf: Simons Zorn, Johanna's Schmerz, und mein Mitgefühl für all dieses Elend. Beider Männer Blicke richteten sich auf mich. Die unglückliche Verlassene, die mich mit weiblichem Instinkte errieth, sah mich mit wilden Blicken an; ich — blaß, kalt und unbeweglich wie das todte Kind, ich fühlte nicht mehr, ich dachte nicht mehr und glaubte zu sterben. Meine Augen wollten sich schließen, da blieben sie auf diesem Kinde haften, das eben gestorben war; ich sah es noch an, als ich durch Simons Stimme aus meiner Erstarrung geweckt wurde.

„Madame,“ sagte er, „seien Sie ohne Furcht; ich habe die Wohlthaten Ihrer Familie nicht vergessen; Alles, was Sie angeht, wird mir heilig sein, und wir

wollen Alle für Sie beten . . . Herr Doktor," fuhr der brave Mensch fort, indem er sich an Doktor Germain wendete, „es ist schon spät; Ihre Bemühungen sind hier vergeblich, wollen Sie die Frau Marquise heimbegleiten."

Eine Stunde nachher, Gaston, war ich ins Schloß zurückgekehrt und sprach, noch zitternd von dieser Scene, mit dem Doktor. Die letzten Worte in dieser Unterredung, die ich zu dem alten Freunde meines Vaters sagte, waren folgende:

„Es bleibt also dabei: Sie kaufen dieses Pachtgut; Sie unterhandeln, unterzeichnen und thun Alles in Ihrem Namen und wie für sich; wenn ich nach Paris zurückkomme, werde ich Ihnen das erforderliche Geld schicken. Sie sind verschwiegen, es ist das eine Ihrer Standestugenden, und ich rechne darauf. Sie sind gewandt, ich baue auch darauf, und Sie werden wohl ein Mittel finden, um die Eheleute zu veranlassen, daß sie das kleine Eigenthum annehmen. Sie würden nichts annehmen und meinen Plan scheitern lassen, wenn sie darin die Dazwischenkunft meines Mannes vermuthen würden. Denken Sie daran, Doktor. Treffen Sie Ihre Anstalten auch so, daß mein Mann nie Etwas argwöhnt. Ich begehe vielleicht eine gute That, ich hoffe es wenigstens, Doktor, aber ich bitte, daß Sie, der mich darin unterstützt, nie mehr davon sprechen wollen, als ein Priester von den ihm anvertrauten Sünden spricht." —

Hierauf ließ der alte Arzt sein Pferd satteln und begab sich nach Ovras, woher ihn Simon geholt hatte.

Sie kamen nach Sarteville zurück, Gaston; mit Sorgfalt, Güte und Liebe zerrissen Sie allmälig den Schleier der Melancholie, den die von mir erzählten Begebenheiten um mein Herz gezogen hatten. „Alles geschah vor unserer Vermählung," sagte ich mir oft, „er kannte mich noch nicht und ich kann ihm deßhalb nicht zürnen. Aber selbst über das Vergangene wurde meine Eifersucht wach; und diese schöne Johanna, die Sie zur

Mutter gemacht, beunruhigte meine Nächte . . . Endlich gaben Sie meinem Drängen nach, und wir verließen lange vor Herbstanfang Sarteville, um uns nach Paris zu begeben.

Als ich nach Hause kam, beschäftigte ich mich mit der Erfüllung des Versprechens, das ich dem Doktor Germain gegeben. Um Ihnen, mein Herr, immer zu gefallen, hatte ich seit unserer Vermählung viel für meine Toilette ausgegeben, ich war damals wirklich recht arm und wollte nicht, daß Sie Etwas argwöhnen. Ich begab mich deßhalb eines Tags zu einem verschwiegenen Juwelier, verkaufte den schönsten Stein meines Schmucks und ließ ihn durch einen falschen Stein ersetzen. Vom Ertrage des Verkaufs wurde das Pachtgut, das Simon und Johanna jetzt bewohnen, bezahlt. Das ist nun meine Beichte: überlegen Sie und sehen Sie nun zu, mein Herr, ob Sie mich absolviren können.

Gaston warf sich schweigend zu Armandes Füßen und weinte, den Kopf in die Falten ihres Kleides verbergend.

„Armande," sagte er endlich, „Du sollst Alles wissen! Sieh, eben schlägt es sechs Uhr! Nun höre! gerade heute wollte ich . . ."

„Ich will Nichts wissen," erwiederte meine reizende lustige Großmutter, indem sie sich zu ihrem Gatten bückte, um seine Augen zu trocknen; „ich will Nichts als geliebt sein, und wünsche, daß Sie mir diesen Kieselstein immer in meinem Diadem lassen. Er hat für mich mehr Werth, als ein Diamant: er erinnert an das Glück einer Familie, und Stein ist Stein, ich liebe diesen am Meisten.

Gaston war wieder aufgestanden und hatte sich neben die Marquise gesetzt. Doch sie verbarg ihr Gesicht am Halse ihres Mannes und sagte:

„Höre mich an, mein Freund. Vor einem Jahre war ich dagegen, den Sommer in Sarteville zuzubringen. Ich hatte Furcht, Gaston, Du möchtest Johanna be-

gegnen, und siehst Du, Johanna ist sehr schön! Heute kann ich zu Allem Ja sagen und in Alles einwilligen; denn ich kann Dir zugleich Etwas anvertrauen, was mich stolz macht und mir Dein Herz sichert... Mein Freund, erst seit heute weiß ich es, wie man den Mann liebt, der uns zur Mutter macht . . ."

„Armande, meine Armande, mein Weib!" rief Gaston mit jubelnder Stimme; es wird eine Tochter geben, einen Engel wie Du!"

„Nein, mein Herr," sagte Armande, „es wird ein Sohn sein, wacker und schön wie Sie!"

Gott hat entschieden, meine Herren! es wurde Raoul von Druon Maubreuil.

Das Lachen Mariens.

Eine phantastische Erzählung.

> Die Güte ist der Grund erhabener Völker,
> Aus Einer Tugend hat Gott der Gerechten
> Herz erschaffen,
> Wie aus Einem Saphirs die Himmelskugel.
>
> Victor Hugo.

I.

„Wie man im Leben nur Eine wahre Liebe hat,“ sagte zu mir der Greis mit dem nußbraunen Fracke, „so hat man vielleicht auch nur Einen wahren Freund. Mein Freund hieß Joseph Moranges. Es war ein merkwürdiger Mensch. In einem Alter von ungefähr dreißig Jahren, in welchem er sich vor zwei Jahren befand zeigte er einen Charakter von ausgeprägtem Ernste. Vielleicht verdankte er denselben den ernsten Studien, wozu ihn sein Beruf nöthigte der hohen Achtung, welche er für diesen hegte, und seiner beständigen Berührung der socialen Wunden: er war Advokat; vielleicht hatte er ihn auch von der Natur erhalten. Beide in derselben Stadt geboren und beide in demselben Alter, waren wir noch keine sechzehn Jahre alt, als eine grausame

Epidemie uns zu gleicher Zeit zu Waisen machte. Nachdem wir unsere ersten Studien in demselben Colleg vollendet hatten, gingen wir eines Tages mit einander nach Paris, er, um hier die Laufbahn des Barreau, ich die der Medicin zu versuchen. — Der Doktor Faurel, mein Herr, — so unterbrach sich mein Erzähler —, ohne Zweifel um zu wissen, an wen er sich gewendet und indem er eine Frage in die Biegung seiner Stimme legte?... Nachdem ich ihn zufrieden gestellt hatte, sagte ich:

„Verzeihung, mein Herr, wenn ich Sie aufhalte. Soeben fesselten Sie meine ganze Aufmerksamkeit und ich glaube wohl gehört und wohl verstanden zu haben, daß Sie und Ihr Freund in demselben Alter stünden; oder hätten Sie mir gesagt, daß Ihr Freund vor zwei Jahren ungefähr dreißig Jahre alt gewesen sei?"

„Und Sie können nun bei meinem Anblicke nicht glauben, daß ich nur 32 Jahre oder wenig darüber alt bin, nicht wahr? Ich begreife Ihr Erstaunen, mein Herr; ich bin daran gewöhnt, daß man nachforscht, wenn der Zufall vielleicht sagte: dieser Mann mit den dünnen grauen Haaren, mit der gefurchten Stirne, mit dem gelben hagern Antlitze, der sich unter der Sichel der Zeit zu krümmen scheint, ist nicht viel älter als dreißig Jahre.... Es ist aber doch so; und wenn die darüber erstaunte Welt das Leben des jungen Mannes kennen würde, den der Greis in mir ersetzt hat, so könnte sie daraus ernste Lehren schöpfen und erfahren, was man kahlen Köpfen schuldig ist.

„Es ist zwei Jahre her, daß mein Freund Joseph ein ebenso geachteter Advokat im Pariser Barreau war, als er zu gleicher Zeit ein sehr gesuchter Mensch in der Welt, und geliebt war von den intelligenten Leuten, die sie beherrschen. Mit einer glühenden und edeln Seele, mit einem anbetungswerthen Herzen vereinigte Moranges ein sicheres Urtheil und einen umfassenden Geist. Zudem besaß er alle Arten äußerer Vorzüge. Er war groß von

imponirender Gestalt; seine Stimme hatte einen sonoren Klang und eine Biegsamkeit, die zum Herzen drang; unter seiner mit reichen schwarzen Haaren gekrönten, breiten und hohen Stirne glänzten zwei große blaue Augen, die vor dem Tribunale das Gewissen der Richter beleuchteten, und überall Mitgefühl erweckten; seine lebhaft gerötheten, etwas starken Lippen hatten jenen Ausdruck wahrer Güte, die lächelnd die Herzen gewinnt. Alles an diesem Manne wiederholte sein Lob! Ich weiß Ihnen Dank dafür, junger Mann, daß Sie mir Glauben schenken und nicht über das Bild, das ich mit so vieler Vorliebe gezeichnet habe, lächeln, wie es viele gemacht haben, die eine so schöne Vereinigung nicht begreifen konnten und in aller Schnelligkeit meinem Freunde eine große verborgene Unvollkommenheit andichteten. Aber ach! und dennoch wäre sie nur zu wahr! Die vollkommenen Schönheiten sind nicht von dieser Welt; es scheint, man soll ihnen erst in einer andern reineren Sphäre begegnen. Ich muß es hier gestehen; ja, eine traurige Unvollkommenheit, die wirklich sehr wenig verborgen war, verunstaltete an meinem guten Joseph die Harmonie des Ganzen. Da dieselbe einen ernsten Einfluß auf das Leben meines Freundes äußerte, da sie sogar über sein Schicksal entschied, so kann ich unerachtet meines guten Willens rücksichtlich dieser physischen Unvollkommenheit kein freundschaftlich-nachsichtiges Schweigen beobachten, und dennoch weiß ich nicht, welche Umschreibung ich gebrauchen soll, um, ohne ein Lachen auf Ihre Lippen zu rufen, Ihnen in klaren Worten zu sagen, was Herrn von Moranges peinigte. Das ist wahrlich traurig und grotesk zugleich. Ich erkenne in Ihren Augen eine heftig erregte Neugierde; Ihre Einbildungskraft kommt durch die vielen Umschreibungen in Aufregung und durchläuft mit erschreckender Schnelligkeit die lange Leiter der menschlichen Schwächen. Genug nun der Wendungen und Umschweife! Ich will bei der Sache bleiben; denn nach allem

müssen Sie doch den Hauptknoten meiner Geschichte erfahren, wenn ich Sie dafür interessiren will. Sie haben es bemerken müssen, wie ich in die kleinsten Details der physionomischen Vorzüge meines lieben Joseph eingegangen bin: aber während ich so weit ging, Sie selbst mit seinen Augen und seinen Haaren zu unterhalten, bemerkten Sie vielleicht meine Discretion hinsichtlich jenes hervorspringenden Theils unseres Gesichts, den man gewöhnlich die Nase nennt. Bemerken Sie wohl, ich hatte meine triftigen Gründe über diesen wichtigen Punkt zu schweigen. Hierin lag im vollen Glanze ihrer Lächerlichkeit die Unvollkommenheit der Zierde des Pariser Barreaus. Joseph hatte jedoch — ich beeile mich, es zu sagen — eine römisch geformte Nase, die eine strenge reine Linie auf einer Physiognomie bildete, die voll von Reizen war — — Unglücklicher Weise mußte man an der Nasenspitze, auf der linken Seite einen indiscreten Fleischauswuchs unvermeidlich bemerken, welcher — verzeihen Sie meine triviale Vergleichung — ziemlich genau die Form eines kleinen Erdäpfels hatte. Ich habe es ausgesprochen. Dieses Anhängsel an der Nase meines Freundes schien am Schönheitswinkel nur durch eine leichte Faser festzuhalten: doch wußte ich, sein Freund und sein Arzt, ganz gewiß, daß dieses anscheinend schwache Band ein verirrter Nerv war und daß der Knollen und die Nase meines Kameraden von Kind auf für immer gute Nachbarn bleiben würden.

„Die Gefühle der Achtung und Zuneigung, welche sein Herz und sein Charakter einflößten, blieben sich gleich; sprach er, so hatte seine Stimme eine hinreißende Gewalt. Der Ausdruck seiner Züge war so edel und gewinnend, daß das Lächeln derer, die ihn zum Erstenmale sahen, bei seinem ersten Worte, bei seinem ersten Blicke, von ihren Lippen entfloh, um dahin niemals anders zurückzukehren, als sanft und freundschaftlich.

„Bis jetzt, mein Herr, sehen Sie nicht ein, in wel-

cher Verbindung die Analyse der Nase meines Freundes mit jener schwarzen Dame in der Mitte des Balls steht, für die Sie so lebhaften Antheil nehmen, und deren Geschichte ich Ihnen habe erzählen wollen, indem ich ein wenig weit ausholte.... Doch Geduld! Ich komme nun zur Sache.

Als einst Joseph von der Bibliothek St. Genofeva zurückkehrte, blieb er plötzlich in einem Winkel eines Gäßchens, das in die Rue de la Harpe mündet, stehen. Er hat eben zwei Mädchen bemerkt, deren Aehnlichkeit die Zwillinge erkennen ließ: beide waren traurig gekleidet, beide weinten und vereinigten ihre Thränen in häufigen schmerzlichen Umarmungen. Sie schienen dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Mit der Lebhaftigkeit seines glühenden Herzens tritt Joseph hinter die kleinen Armen, verbeugt sich, trennt sie, nimmt ihre Arme unter die seinigen, wie er es seinen Schwestern gethan haben würde, und sagte dann, ohne sich um die Blicke zu bekümmern, die auf ihn gerichtet waren, und die einen Augenblick vorher die weinenden Zwillinge nicht bemerkt hätten, zu den beiden erstaunten Mädchen: „Suchet Ihr mich, meine Kinder? laßt sehen, was Ihr wollt.“ — „Sind Sie Arzt, mein Herr?“ sagte eine der beiden Schwestern zu Joseph. — „Nein, meine lieben Kleinen; aber wenn Sie einen Arzt suchen, so muß das Eile haben, wir werden aber sogleich einen finden.“ Dies gesagt, nimmt Meister Moranges die Mädchen bei der Hand und kömmt also zu mir, oder zu ihm, wie Sie wollen, denn wir wohnten zusammen, Rue Saint-André des Arts. Auf dem Wege erfährt er von diesen armen Kindern, daß sie eben sechs Aerzte umsonst angefleht hatten, daß ihre Mutter sterben würde, und daß sie, die unglücklichen, kleinen Geschöpfe, sehr hungerten! .... Beim Eintritt in unsere Wohnung rief er: Philipp, ich habe soeben Justin nach einem Wagen geschickt, du wirst sogleich mit mir und diesen armen Kleinen fahren, deren Mutter leidend ist. Ich

war noch in einem schauderhaften Negligee, im Negligee eines Gelehrten. Ich kleidete mich schnell an, obwohl mich Moranges beinahe in dem Zustande, in welchem ich war, mitnehmen wollte. Während ich mich anzog, lief er an den Speiseschrank und improvisirte selbst, in Abwesenheit Justins, eines andern alten Freundes und unseres einzigen Dieners, ein Mahl für seine Günstlinge. All das machte sich sehr schnell, Sie begreifen: Jemand litt und wartete. — Eine Viertelstunde darauf stiegen wir zu fünft, denn Justin konnte uns vielleicht nützlich sein, die sechs Etagen eines dunkeln Hauses in der Straße Foin=St.=Jaques hinauf. Die kleinen Mädchen traten zuerst ein, und eilten die Kranke zu umarmen und sie von unserer Ankunft zu unterrichten. Ich trat sodann ein und bemerkte, daß am Bettpfuhle der armen Frau ein junges hübsches Mädchen von 18 Jahren saß, das einzige Kind des Barons von Pombeuil, eines meiner Clienten. „Sie hier, Fräulein Marie, und wie kommen Sie hieher?“ ... sagte ich zu ihr, indem ich den Puls der Kranken beobachtete. — „Ein glücklicher Zufall,“ erwiederte Fräulein von Pombeuil, „führte mich zu Madame, Doktor. Unter diesem Zimmer wohnt ein alter, fast gelähmter Soldat Ludwigs XVI., den ich jeden Monat besuche.“ — „Ich verstehe, Marie,“ sagte ich, „Sie kommen .... Heute,“ fuhr sie fort, ohne mich aussprechen zu lassen, „sagte mir mein Veteran, daß er seit einigen Tagen über sich erstickte Klagen und Kinderschluchzen höre... Ich ging herauf und ....“ „Und Sie sind,“ sagte ich, „ein gutes würdiges Kind, Marie, und Sie werden glücklich werden.“ Ich beugte mich sodann zur Kranken, um sie zu befragen. Mit Angst folgten die Kinder und Fräulein von Pombeuil dem Ausdrucke meines Gesichtes; jedoch war nun auch Moranges mit Justin eingetreten. — „Ich bin zur höchsten Zeit gekommen,“ sagte ich endlich; „der Fall ist ernst, aber Dank dem Himmel und den guten Herzen, meine werthe

Frau, ich bürge jetzt für Ihr Leben allen, die daran Theil nehmen." Mit gleicher Rührung stürzten die Zwillinge zu meinen Füßen; sie hatten durch meine Worte eine so süße, schon verlorene Hoffnung wieder erlangt! Fräulein von Pombeuil nahm eine meiner Hände und drückte sie, Meister Moranges ergriff die andere, und also in diesem Momente durch mich vereinigt, sahen sich Marie und Joseph zum Erstenmale. Im Hintergrunde des Zimmers legte Justin Leinwand, die er mitgebracht hatte, in einen Schrank: er war an dergleichen Dinge gewöhnt. Ich freute mich dieser Scene und dachte dabei an die sechs Aerzte, die die Schwestern vergebens und in Thränen angefleht hatten. Sehen Sie jedoch, mein Herr, der Sie so aufmerksam zuhören, daß ich ordentlich stolz darauf bin, ... sehen Sie, woran die menschlichen Eindrücke festhalten. Der Moment, den ich Ihnen erzählte, hatte gewiß etwas Feierliches, das von uns allen tief empfunden wurde, und Niemand war unter uns, der nicht gerührt gewesen wäre; und dennoch läßt in demselben Augenblick, wo Joseph Moranges und Marie von Pombeuil die Augen gegen einander erheben, meine junge schöne Marie, die reine Jungfrau, ein Engel an Milde, ein Gelächter entschlüpfen mit einer Ungenirtheit, von einem Schalle und einer Dauer — daß das ganze alte Haus in der Straße du Foin davon erzitterte. Sie hatte die Nase meines Freundes bemerkt, Joseph stand in einer Art von Verzückung vor der reinen Schönheit des Fräuleins von Pombeuil. Dieser wunderbare Ausbruch des Lachens, das aus einem so schönen rosigen Munde kam, berührte ihn nicht, und als Marie verwirrt, mit gesenkten Augen und tief erröthend inne hielt, sagte er zu ihr mit ernster Anmuth:

„Ich preise mich glücklich, mein Fräulein, daß Sie an mir Etwas gefunden haben, worüber Sie die traurigen Gedanken, welche die Leiden dieses Hauses Ihnen eingeben konnten, einen Moment vergaßen. Marie wollte

einige Entschuldigungen stammeln; unglücklicher Weise erhob sie ihren Kopf, und als nun ihre Augen dem Lächerlichen begegneten, das der Advokat nicht zu verbergen vermochte, konnte sie einen neuen Ausbruch des Lachens nicht zurückhalten, der nicht weniger heftig war, als der erste. Zweifelsohne hatte die arme Mansarde, in der wir uns befanden, niemals noch eine solche Fröhlichkeit gesehen. Ich weiß nicht, was Joseph auf diese zweite Anwandlung von Heiterkeit für eine sanfte Erwiederung gab; ich erinnere mich nur noch, daß sein Herz dadurch etwas verwundet wurde.

Ich hatte ein Recept verschrieben und von Justin die Arznei holen lassen. In dessen Erwartung und in einem Augenblicke, wo Marie voller Schaam und der immer wieder ernst gewordene Joseph schwiegen, musterte ich das Zimmer, in dem wir uns befanden. Welch ein Elend hatte sich dessen bemächtigt! ein ehrbares und schreckliches Elend; da und dort, an den Mauern, erzählten Nägel von der Scheidung von vielleicht geliebten Bildern; zwei Sessel, die, Dank den Bemühungen der Zwillinge, noch glänzten; ein schmaler, wankender Tisch, den man ohne Zweifel beim Verkaufe anderer besserer Geräthe im Tausche bekommen hatte; ein kirschbaumenes Bett, worauf diese unglückliche Mutter litt, und in einem Winkel eine nackte Matraze für die beiden Schwestern. Im Kamine war Asche, die seit Langem kalt war; darüber eine einzige Vase von sächsischem Porzellan, mit einer Kugel bedeckt, und in dieser Vase auf Moos ein Strauß von Orangenblüthen, das schaamhafte Angedenken an schöne entflohene Tage; sodann, neben daran, beinahe vergraben im Moose, ein Ring, ein mit einem schmalen schwarzen Bande umfaßter Brief, und ein St. Ludwigskreuz. Ueber dem Bett ein kleiner, oft angeflehter Christus von Kupfer, darüber endlich ein großes Bild, ohne Zweifel ein Porträt, mit einem doppelten grünen Flore bedeckt, der es für fremde Augen unsichtbar

machte . . . Das war Alles. Diese Mansarde enthielt nur einige Stücke Holz ohne Werth, und einige Angedenken, diese unschätzbaren Reichthümer, die man nie verkauft, und in deren Mitte man endet, geizig mit dem Vergangenen, wann die Gegenwart das Grab ist und die Zukunft Gott!

Einen Monat nach diesem ersten Zusammentreffen begegneten sich Marie und Joseph, die sich nun kannten, noch einmal; und errathen Sie wo? — In einem hübschen kleinen Leinwandladen, am Tage, wo Madame Edmond mit ihren Töchtern dort einzog. Die arme Mutter hatte sich bald erholt, Dank der Medicin, mehr Dank aber der Liebe, mit welcher sie ihre Kinder, Marie und Moranges, die ich dem Baron vorgestellt hatte, umfaßten. Denn zum Baron war die Kranke gebracht worden.

Im Laufe der folgenden Monate sahen sich jedoch beide junge Leute häufig, sei es bei Herrn von Pombeuil, sei es in der Gesellschaft, wo ich sie gerne zusammenbrachte. Es war jedoch noch oft gekommen, daß Marie in helles Lachen ausbrach über meinen armen Joseph, oder vielmehr über seine physiognomische Unvollkommenheit. Doch rechnete ich auf die Gewohnheit als auf das wirksamste Heilmittel für diese unbesonnene Munterkeit: es war auch oft vorgekommen, daß das schöne Kind von Moranges' verführerischen Worten gefesselt, still und gut bei ihm blieb! Was mich betrifft, so sah ich ohne alle Unruhe eine zärtliche Neigung zwischen ihnen entstehen; denn ich kannte sie bis auf den Grund ihrer Seele und wollte ihr Glück. Zudem hatte ich, meinem Gewissen gehorchend, Mariens Vater unterrichtet, und Herr von Pombeuil hatte mir erwiedert: Bah! bah! pfuschen wir Gott nicht in sein Handwerk! Ich kenne Ihren Freund Moranges als einen edlen jungen Mann; er ist arm, das ist wahr; aber er besitzt eine hohe Rechtschaffenheit . . . und dann bin ich reich für zwei, ich bin sogar reich für drei, Doktor, und ich bitte Sie, das gelegentlich

nicht zu vergessen . . . Sie müssen wissen, mein Herr, daß es eine der Manien von Mariens Vater ist, daß er glaubt, er habe mir das Leben zu verdanken. — Bah! bah! Damit schnitt der Baron meine wiederholten Bemerkungen ab, hindern wir die Kinder nicht, sich zu lieben, wir werden sie schon zu uns kommen sehen.

Herr Gontrand-Anatole von Haugevilliers, Baron von Pombeuil, war der letzte Sprößling einer alten Familie der Dauphine! Ungeheuer reich und Wittwer seit fünfzehn Jahren, sah er neben Marie, seinem jüngsten Kinde, das ihm allein übrig geblieben, seinen Herbst friedlich dahin fließen. Er war ein Mann von gutem Herzen, von gesundem Verstand und einfachen Sitten, oft auch von rauher Sprache und heftigem Zorne. Indem er glücklicher Weise mit einer hohen Achtung für den alten Adel eine lebhafte Bewunderung für jeden aus dem Volke hervorgegangenen Ruhm verband; — und indem er geneigt war, alle socialen Fortschritte mit Sympathie anzunehmen, verstand er seine Zeit und liebte sie. Er war überhaupt ein edler Mensch, treu gegen Gott, voll Aufopferung für das Vaterland, voll Ermuthigung für die Künste, und ganz insbesonders (vor Allem vielleicht) betete er seine liebe Tochter Marie an als die Incarnation seines irdischen Glücks.

II.

Also, fuhr der Greis mit dem nußbraunen Frack fort, also flossen jene Tage dahin, indem sie meinen liebenswürdigen Schützlingen süße Versprechen zukünfti-

gen Glückes brachten. Heilige Neigung des Herzens, aufgeblüht unter den Augen des Freundes, mit welcher Beredtheit sprichst Du zu uns von Gott, von dem allgeliebten Gott, der Dich auf die Erde geschickt, um hier eine Idee des Himmels zu geben! . . . Bezaubernde Tage der ersten Liebe, die ihr so schnell über unsere Häupter dahin eilt, sie mit Blumen bekränzend.

Marie war glücklich; ich kann dies aber nicht ohne Vorbehalt von Joseph sagen. Keine Wolke hätte die Bläue seines Himmels getrübt, kein Hauch hätte die Fläche des Sees, worauf seine Hoffnung schwamm, gefurcht, kein Dorn hätte sich unter die Rosen seines grünen Frühlings gemischt, wenn das schönste Kind, das er liebte, ein wenig mehr Herr seiner selbst gewesen wäre; aber ach! Mariens Lachen hörte nicht auf. Vermöge einer fast verhängnißvollen Eigenheit erregte die Unvollkommenheit meines guten Josephs ihre Lustigkeit allein auf gewaltsame Weise. Wenn zufälliger Weise unter sanften Unterhaltungen beim Baron drei Abende ruhig verflossen, war Moranges im Paradiese. Er umarmte mich, wenn er heimkam, und rief mit kindischer Freude: „Es ist vorüber, Philipp, es ist vorüber, sie lacht nicht mehr, sie wird nicht mehr lachen: ich bin glücklich!“ Und ich, der damals fast so alt war, wie heute, ich theilte seine Hoffnung und sagte zu ihm wie zu meinem Kinde: „Wohlan, Joseph, wenn wir gescheidt sind, so hält der alte Doktor beim alten Baron für Sie um die junge Lachende an, und bald wird Philipp von dort am Abend allein heimkommen.“ Hierauf umarmte mich Joseph noch einmal, als wollte er mich ersticken, und wir gingen sehr zufrieden ins Bett. Als am andern Abend Moranges in den Salon des Herrn von Pombeuil trat, empfing ihn Marie mit schallendem Gelächter, das sich am Abend noch öfter wiederholte; Joseph litt schweigend; ich überlegte. Als wir uns dann allein wiederfanden, weinte mein armer Freund trostlos in meinen Armen; und wenn ich dann

zu ihm sagte: „Muth, Joseph, die Gewohnheit wird schon kommen, die Gewohnheit, dieser souveraine Balsam für so viele Uebel!" Wenn ich ihm das sagte, glaubte er mir nicht mehr. Im Verhältnisse, wie Josephs Liebe zu Marie wuchs, drang ihr Lachen wie tausend Nadelstiche in sein Herz und peinigte es ihn auf das Grausamste! Er sah sie nun jeden Abend, und jeder Tag verging in der schmerzlichen Sorge, ob er den Moment der Vereinigung zu wünschen oder zu fürchten habe. Doch liebte ihn Marie mit einem so reinen edlen Herzen, wie das ihrige nur lieben konnte, nämlich für ihr Leben! In einem Gespräche, wo der Baron allein mit ihr in ihrem Herzen zu lesen versuchte, hatte sie ihm nur geantwortet: „O, wenn er eine so kleine naseweise Thörin will, wie mich, so werden Sie, mein lieber Herr Papa, eine sehr glückliche Tochter haben.

So standen die Dinge, als beim Baron eine Scene von Bedeutung vorkam. Es war am Abend, am Kamine; wir waren nur zu Viert im Salon. Marie, die seit fünf Tagen nicht Einmal über ihren Freund gelacht, und ihn an diesem Abende mit wildem freudigem Lächeln empfangen hatte, bereitete den Thee. Der Baron nahm das Wort: „Ehe ich," sagte er, „meine Partie mit dem Doktor anfange, und Du, Marie, das Duett mit Joseph singst, um das ich Euch gebeten, habe ich mit Meister Moranges einige Geschäfte abzumachen. Bleiben Sie, Faurel, bleiben Sie, es ist gut, wenn Sie der Conferenz beiwohnen, und auch Du, Kleine."

Der junge Advokat setzte sich dem Baron gegenüber.

„Mein lieber Herr Moranges," begann Mariens Vater, „ich will Ihnen meine Vertheidigung in einem wichtigen Prozesse anvertrauen: es handelt sich um das Schloß und Landgut Mauvilly, die an mich zurückkommen sollen, und die mir mein Neffe, der Vicomte Foërneuil, streitig macht. Dieses Eigenthum ist 100,000 Thaler

werth, aber nicht der Werth ist, woran mir am Meisten gelegen ist; ich halte was auf Mauvilly, weil ich dort schöne Tage zubrachte, weil ich mich dort vermählte, weil Marie dort geboren wurde, weil ich es ihr hinterlassen möchte und weil ich dort mein Leben beschließen möchte... Kurz, Sie verstehen mich, ich will Mauvilly. Diesen Morgen schickte ich Ihnen einen Bündel Papiere zu, in welchen Sie meine Rechtsansprüche, morbleu, meine rechtsgiltigen Ansprüche haben finden müssen! Sie haben dieselben ohne Zweifel schon geprüft. Wohlan, mein lieber Moranges, leiten Sie diesen Prozeß nun ein, betreiben Sie ihn tüchtig, halten Sie diesen kleinen Foërneuil ein wenig zu seiner Pflicht an, erhalten Sie uns Mauvilly, und Marie gehört Ihnen."

„Herr Baron von Pombeuil," sagte Joseph mit seiner schönen klangvollen Stimme, die ich so gerne hörte, „ich habe oft Verbrecher vertheidigt, die ich als Verbrecher kannte, von deren Schuld ich überzeugt war: der gefallene Mensch, gegen den sich die ganze Gesellschaft erhebt, bedarf einer Stütze; so tief er gefallen ist, wie sehr er mit Blut und Schmach befleckt ist, er bedarf eines letzten Freundes, um ihn noch zu vertheidigen. Die Gerechtigkeit ist hierüber mit Gott einig. Ich habe also großen Verbrechen, die man mit Schaudern betrachtete, oftmals meine Stimme geliehen; aber in bürgerlichen Streitigkeiten, in derartigen, von welchen Sie jetzt sprechen, habe ich mir feierlich geschworen, nur solche anzunehmen und durchzuführen, die mein Gewissen für gerecht hält. Zudem, Herr Baron, habe ich heute bezüglich der Angelegenheiten von Mauvilly Anträge von den entgegengesetzten Parteien erhalten, ich habe die Rechtsansprüche einer jeden empfangen und gewissenhaft geprüft, ich habe ihre respectiven Rechte auf jener natürlichen, göttlichen Wage abgewogen, die man das Gewissen nennt, und mein Herr, ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß das gute Recht nicht auf Ihrer Seite ist. Ich kann demnach,

wie kostbar auch der Preis, den Sie mir anbieten, für mich wäre, Ihre Mandate nicht übernehmen."

Ich sah den Augenblick kommen, wo diese Zurückweisung den Baron in Feuer und Flamme versetzen würde, er hielt jedoch an sich, und erwiederte mit leiser bewegter Stimme, indem er auf den Boden stampfte, wie er bei einer innern Erregung zu thun pflegte:

„Sie verschmähen also das einzige Mittel, die Hand meines Kindes zu erhalten?"

Und Joseph, mein würdiger Joseph, bei dem der zarte Takt, dieser Geist des Herzens die höchste Stufe erreicht hat, antwortete sanft:

„Bevor ich meine Liebe anhöre, mein Herr, würde ich mein lauteres Gewissen anhören und würde nein sagen."

Es folgte hierauf eine feierliche Stille; ich sah Marie an, sie war entsetzlich blaß. Joseph hütete sich, sie anzusehen.

Endlich begann der Baron wieder in ruhigem würdigem Tone:

„Wenn man auch nur Baron ist, Herr Advokat, weiß man doch nichts destoweniger eine Zurückweisung wie die Ihrige nach ihrem wahren Werthe zu schätzen: glauben Sie es mir. Was mich anlangt, so hat Ihr eben vernommener Ausspruch für mich gleichen Werth wie die Entscheidung des höchsten Gerichtshofs. Meine Ansprüche sind schlecht begründet, Sie haben so geurtheilt, es ist abgemacht. Ich werde Mauvilly vom Herrn von Foëvreuil kaufen und keinen Prozeß führen. Ich erkenne jetzt an, daß ein so weiser Rath einen würdigen Lohn verdient, und ich glaube Ihnen denselben zu bezahlen, Herr Joseph Moranges, indem ich Sie bitte, die Hand meiner Tochter anzunehmen." —

Thränen in den Augen, schwang sich Joseph in einem Sprunge bis zu Herrn v. Pombeuil, und indem er ihm

kräftig die Hände drückte, konnte er nur mit erstickter Stimme sagen:

„Sie wird glücklich sein!"

Marie, wie bleich sie auch war, war roth wie eine Kirsche geworden.

In seinem Winkel rief der alte Arzt, der mit Ihnen spricht, den Segen des Himmels herab über diese reinen Stirnen.

„Da wir nun alle zufrieden gestellt sind," sagte der Baron, „können wir den Thee im Familienzirkel nehmen. Wenn jedoch Joseph seine Frau zuerst umarmen will, so geben wir ihm die Erlaubniß."

Joseph näherte sich der zitternden Marie und drückte zum Erstenmale auf die jungfräuliche Stirne seiner Braut einen keuschen Kuß. Aber ach! Noch einmal, mein Herr, woran klammern sich die menschlichen Eindrücke? Und welcher Philosophe oder Physiologe wird ein junges Mädchen wie Marie erklären können?..... Indem sie diesen keuschen Kuß erhielt, fühlte sie ihre Stirne von jener unglücklichen kleinen Unvollkommenheit Josephs berührt; und ohne daß sie eine Idee hätte zurückhalten können, entschlüpfte ein schallendes Gelächter, heftiger und toller wie je ihren Lippen. Denn als sie wieder zur Besinnung kam, hielt sie plötzlich inne und brach in Thränen aus. Joseph war niedergedonnert auf einen Fauteul gesunken. Ich eilte zum Baron, der gegen Marie in eine wahre Wuth gerathen war, und bemühte mich, ihn zu beruhigen. Bald hörte man nichts mehr als das Schluchzen des Mädchens. Dann erhob sich mein armer Joseph und ließ folgende Worte aus seinem Herzen fallen, wie ebensoviele Blutstropfen aus einer Wunde:

„Herr von Pombeuil, ich habe mit einem Gefühle, welches weit über der Dankbarkeit steht, die Hoffnung des Glückes angenommen, Ihr Sohn zu werden. Ich liebe Marie und glaube mich von ihr geliebt: ich habe Vertrauen auf das Glück unserer Verbindung. Doch,

Sie sehen, es gibt zwischen ihr und mir ein wirkliches und nur zu oft erscheinendes Hinderniß. Ich weiß nicht, was Sie mir rathen würden; was mich betrifft, so will ich Ihnen sagen, was ich für das Beste halte: Bevor wir Etwas beschließen, wollen wir sechs Monate vorübergehen lassen. Bis dahin hat sich vielleicht Fräulein Marie, ich hoffe es wenigstens, an alle Fehler ihres zukünftigen Gatten gewöhnt, und er seinerseits hat ohne Zweifel nicht mehr zu fürchten, daß sein Herz so schmerzlich verwundet wird." —

„Sie haben recht, mein Freund," erwiederte der Baron, „ich billige diese Entscheidung. Doch jetzt bitte ich Sie, verlassen Sie mich mit Faurel, ich will mit meiner Tochter plaudern."

Als wir uns zurückzogen, weinte Marie noch leise.

III.

Bei diesem Abschnitte seiner Erzählung unterbrach sich der Doktor Faurel. „Verzeihung," sagte er, „ich muß Sie einen Augenblick verlassen. Ich sehe eben einen meiner Clienten kommen, den Kapitain Arnolds, für den ich mich interessire; ich will ihm guten Abend sagen und werde dann zurückkommen, um das Ende zu erzählen. Jedoch ehe ich Sie verlasse, will ich Ihnen noch sagen, was Sie wahrscheinlich schon errathen haben: daß nämlich jene schwarzgekleidete Dame, der Gegenstand Ihrer Neugierde, Marie von Pombeuil ist."

Der Erzähler entfernte sich. Ich will aber von sei-

ner Abwesenheit den Gewinn ziehen, Ihnen zu sagen, wo, wie und warum diese Geschichte Joseph Moranges und Mariens von Pombeuil mir erzählt wurde.

IV.

Es war eines Abends, oder vielmehr Nachts am Ausgang des Sommers.

Ich wohnte einem Balle der Madame T... bei, in ihrem Hotel Faubourg St.-Honoré. Das Fest war glänzend.

Da es sehr warm war und die äußere Luft trotz der Nacht milde blieb, waren alle in den Garten gehenden Glasthüren offen geblieben, und die Atmosphäre in den Salons und in den Alleen war bald dieselbe geworden. Allenthalben athmete man einen frischen Wohlgeruch ein, zusammengesetzt aus den Gerüchen von tausend köstlichen Toiletten, aus dem Dufte der Ambrakerzen, aus den reinen Ausflüssen der halbgeöffneten Blumen, und den durchdringenden Ausströmungen der Nacht. Die Modulationen eines künstlerisch geleiteten Orchesters verloren sich in der Tiefe der Gesträuche oder auf einem See en miniature, dessen der Garten sich rühmen konnte. Die Civilisation, die in den Salons ihre blendenden Wunder verschwendete, schien sich in dieser Nacht mit der Natur zu vermählen, die in den Gärten ihre unerschöpflichen Reichthümer vor den Sternen zur Schau trug.

Alles war wie man es sich nur wünschen konnte, Geräusch und Gemurmel, Schatten und Licht, Zauber und Träumerei. Groß war die Menge der Eingeladenen,

die sich unter den Lustren und Zweigen verbreitete. Man traf da Männer des Staats, des Kriegs, der Finanzen; berühmte Industrielle, Gelehrte, Dichter, Künstler. Alle hatten auf der Schwelle des Hotels Etwas zurückgelassen, der Eine die Maske seiner Stellung, ein Anderer seine Feindschaften; dieser seinen aristokratischen Stolz, jener seine Verachtung von Titeln; alle angezogen von jenem gesellschaftlichen Magnete, den man Vergnügen nennt, und ein Jeder von der Hoffnung beseelt, dasselbe nach seinem Geschmacke zu finden. Nächst dieser edlen Phalanx von Menschen von hoher Einsicht, die am Steuerruder des großen Weltschiffes stehen, konnte ein Beobachter eine Anzahl Leute bemerken, die eingeladen zu sein schienen, um die Lücken auszufüllen, mit triumphirenden Mienen, laut sprechend, viel gesticulirend, bemerkbar durch ihre geistige Nichtigkeit, außerordentlich unbekannte Menschen; endlich auch jene überall Eingeladenen, denen man in Paris in jeder großen Soiree begegnet, von denen man weder Namen noch Stand weiß, die Niemand kennt und doch Jedermann wieder erkennt, die tanzen, spielen, sprechen, verzehren, und dazu dienen, daß man am Tage nach einer großen Gesellschaft sagen kann: „oh, es waren unsinnig viele Leute da!“ oder: „Ganz Paris war da.“ —

Aber den bezauberndsten Reiz dieses Festes hatte man der besondern Sorgfalt der Madame T. zu verdanken. Das war eine Anzahl von jungen schönen Mädchen, alle wahrhaft graziös, einfach gekleidet, die einen weiß, die andern blau, die dritten rosa. Indem sie bei den ersten Akkorden der Quadrillen fröhlich auseinanderstoben und sich nach den letzten Takten immer wieder in Gruppen vereinigten, bildeten sie in den Augen träumerischer Dichter bezaubernde lebende Sträuße von Lilien, Rosen und Kornblumen.

In einem der Tanzsäle bemerkte ich am Anfange des Balls eine junge Frau von einundzwanzig Jahren,

die ganz schwarz gekleidet war. Sie hatte zwei hübsche Mädchen bei sich, wegen deren Vergnügen allein sie gekommen zu sein schien, denn gar bald hatten sie diese verlassen, um sich in derselben Quadrille anzustellen.

Ich war diesen drei Personen in der Welt der Soireen schon begegnet und jedesmal hatte ich mich eines lebhaften Gefühles von Theilnahme und Achtung nicht erwehren können, wenn ich die wenigst Junge ansah. Immer schien es, als ob die Mädchen mit einem unendlichen Vergnügen zum Tanze liefen; dann blieb die junge Frau in Trauer allein zurück, indem sie ihre Augen den muthwilligen Gefährtinnen folgen ließ, und auf diese Weise konnte ich sie mit Discretion ungenirt beobachten.

Es war eine jener Frauen, deren Schönheit imponirt und hinreißt, die vom großen Haufen kaum bemerkt werden, die aber die Bewunderung des liebenden Beobachters erhalten und ihn zum Denken veranlassen. Zum Erstenmale sah ich sie in einem Concerte. Eine berühmte Künstlerin hatte eben die Arie aus Robert gesungen: Gnade! . . . Indem ich Thränen in den Augen meiner Unbekannten bemerkte, prüfte ich sie mit einer achtungsvollen Aufmerksamkeit. Es schien mir, als ob ihre Stirne, die von sehr reiner Form war, von melancholischen Wolken verschleiert wäre; ihre sanften schwarzen Augen, unmerklich umrändert, müssen in verschwundenen Tagen in fröhlicher Klarheit gefunkelt haben; jetzt war ihr Ausdruck träumerisch, oft traurig; man konnte vermuthen, daß Thränen ihren Glanz getödtet hatten. Der Gedanke, daß dieses schöne Wesen irgend einen großen Schmerz erlitten haben mußte, wurde fast zur Gewißheit, wenn man unter diesen lieblichen rührenden Zügen einen Mund von anmuthigen Umrissen sah, der noch die bezaubernden Falten zeigte, welche das Lächeln hervorbringt. „Diese jetzt ruhigen und bekümmerten Lippen," mußte man sich sagen, „haben ohne Zweifel oft ein glückliches Lachen vernehmen lassen. — O des Schmerzes,

des poetischen Winters jeder Schönheit!" Endlich zeigte diese Frau die Trauer, die sie nie verließ, immer und überall an sich selbst. Stimme, Bewegungen, Stellungen, alles war an ihr sanft, aber traurig, anmuthig, aber resignirt. Sicherlich war sie einst hübsch gewesen: da kam der Kummer und entblätterte die Rosen ihrer lachenden Jugend und umkränzte ihre Stirne mit den Lilien der Wehmuth, und jetzt hatte das singende, hoffende Kind dem leidenden, betenden Weibe Platz gemacht; das hübsche Mädchen ist schön geworden.

Während der Nacht, wo ich auf dem Balle bei Madame T . . die Lösung dieses ergreifenden Räthsels erfuhr, betrachtete ich mit einer Art von Andacht dieses sanfte träumerische Bild, als ein kleiner, blasser und hagerer Greis, von wohlwollendem Aeußern, in einem nußbraunen Fracke von seltener Form auf diesem Balle sich mir näherte. Schon hatte ich ihn mit der Dame in Trauer reden sehen; — ich wendete mich voll Begierde gegen ihn. — „Mein Herr," sagte er, „ich habe schon oft Ihre lebhafte Aufmerksamkeit bemerkt für die Person, die ich so eben verließ. Verzeihen Sie mir, wenn ich vielleicht eine indiscrete Frage an Sie richte . . . aber diese Person steht mir sehr nahe. Wodurch hat sie, wenn ich Sie bitten darf, die Ehre Ihrer Aufmerksamkeit verdient?"

Ich begriff, daß wenn einer von uns indiscret sein sollte, nur ich es war, und erwiederte:

„Wollen Sie so gut sein, mein Herr, meine Entschuldigung anzunehmen und sie dieser Dame zu überbringen, falls meine unpassende Neugierde von ihr bemerkt wurde. Seien Sie überzeugt, daß in der Aufmerksamkeit, welche sie mir einflößte, nur Achtung und Mitgefühl lag, welche man für einen wahren großen Schmerz empfindet, und sonst nichts, was sie etwa hätte beleidigen können. Das, mein Herr, ist in Wahrheit die

Ursache meiner Indiscretion; ich bitte Sie nochmals, entschuldigen Sie mich."

„Genug, mein Herr," antwortete der kleine Greis; „ich glaube Ihnen vollständig, und weil ich Ihnen Glauben schenke, will ich Ihre Neugierde dadurch befriedigen, daß ich Ihnen das Geheimniß dieser Melancholie, welche Sie an meiner jungen Freundin rührt, erzähle. Ich kann es jetzt thun, ohne eine üble Folge fürchten zu müssen... und wenn Sie sich wirklich für die Dinge interessiren, die ich Ihnen erzählen will, werden Sie auch das Glück haben, der Zuschauer eines möglichen Ereignisses zu sein, das . . ."

Ich hatte den Sinn der letzten Worte nicht recht begriffen; doch indem ich freudig einen Vorschlag annahm, der mir mit so vieler Ungezwungenheit gemacht worden war, dankte ich für das Vertrauen, das ich nicht zu verdienen glaubte, und schickte mich an, zu hören.

Auf diesem Wege erfuhr ich Alles, was ich dem Leser bezüglich Joseph Moranges, Marie von Pombeuil, und meines Erzählers, des Doktor Faurel, mitgetheilt habe.

In dem Augenblick, wo die von mir begierig angehörte Erzählung durch die Ankunft des Capitän Arnolds unterbrochen wurde, dem der Doktor entgegen ging, war der Ball in seinem vollen Glanze. Das Vergnügen hatte sich als ein elektrisches Fluidum allen Köpfen mitgetheilt; eine Art von heiterer, ephemerer Freundschaft hatte nach und nach unter allen Eingeladenen Platz gegriffen. Frau von T. erhielt von ihrem Hofe lobpreisende Glückwünsche. Da schwebten die Quadrillen sanft dahin, dann drehten sich die Walzer anmuthig herum, und wenn Walzer und Quadrillen zum Ausruhen der Tänzer ausgesetzt wurden, verlockten neue Symphonien die entzückten Geister zum Träumen; und während derselben sah man in der Tiefe des Gartens gleich feenhaften Erscheinungen Kränze von

jungen Mädchen, welche die Träume verwirklichten. Das Vergnügen war König.

Nur Marie von Pombeuil, deren Leben ich erfuhr, blieb auf einem Sopha ruhig und nachdenkend sitzen, und ich bewunderte sie noch stillschweigend, indem ich an den poetischen Gegensatz zwischen ihr und dem Taumel des Festes dachte, als der Doctor zu mir zurückkam.

V.

„Sechs Monate," begann er wieder, „nach jener Scene, die ich Ihnen geschildert, schien sich nichts mehr dem vollkommenen Glücke meines Freundes entgegenzustellen; während dieser sechs Monate hatte Marie nicht ein einzigesmal gelacht. Beurtheilen Sie die Freude ihres Verlobten.

„Der für die Unterzeichnung des Vertrags festgesetzte Tag sollte ein Festtag sein. Der Baron wollte ihn durch einen großen Ball feiern, während dessen man zur feierlichen Vorlesung des Aktes schreiten wollte. Am Morgen des Tages frühstückte Joseph mit Herrn von Pombeuil und Marie; ich hätte auch an diesem Familienfrühstück theilnehmen sollen, allein Justin hatte mich von dem gefahrvollen Zustande eines Kranken benachrichtigt, und ich gehorchte meiner Pflicht. Während dieses frohen Mahles war Marie bezaubernd. Nach demselben wollten sich die Brautleute trennen, um die süßen Vorbereitungen zu treffen, als Joseph — ich weiß nicht in Folge welcher lustigen Frage — seine Braut bat, ihn en face anzusehen. Einige Zeit vorher würde mein theurer Moranges es

nicht gewagt haben, sich einer solchen Gefahr auszusetzen, aber seit sechs langen Monaten war Marie so gut und so liebenswürdig gewesen, daß sich Joseph ihrer für immer sicher glaubte. Auf diese Bitte des Freundes zögerte Fräulein von Pombeuil keinen Augenblick und betrachtete Joseph so recht von vorn. Sie zittern, indem Sie mir zuhören, und Sie haben Recht; was Sie fürchten, geschah; es war ein extravagantes, langdauerndes, außerordentliches Gelächter.

„Diese moralische Qual überschritt die Kräfte meines Freundes. Er erhob sich rasch, im Innersten der Seele verwundet, erbittert, außer sich. In einem Augenblicke war er zu Hause. Ich sagte Ihnen, daß ich abwesend war; er ging direct in mein Cabinet, öffnete mein Kästchen mit chirurgischen Instrumenten, nahm das erste beste heraus, und ohne daß ihn ein Gedanke hätte beruhigen können, schnitt er mit Einem Schnitte diesen fatalen Fleischauswuchs ab, als die einzige Ursache seines Unglücks! Es folgte eine schreckliche Blutung, die ihn bald so sehr schwächte, daß er ohnmächtig wurde. Er hatte schon lange sein Bewußtsein verloren, als Justin beunruhigt in mein Kabinet kam. Er bemühte sich um meinen armen Joseph, er that Alles, was er wußte, der arme Alte, aber vergebens, ach! Nichts konnte das Blut, diese Essenz des Lebens, aufhalten. Justin hielt in Verzweiflung den bewegungslosen Joseph in seinen Armen, als ich zurückkam.

„Was soll ich Ihnen sagen, mein Herr! Denselben Abend noch erfuhr Marie von Pomboeuil von mir den Tod ihres Verlobten. Sie verfiel in schreckliche Krämpfe, klagte sich dieses Todes an, und wollte Joseph ins Grab folgen. Ich beruhigte sie mit großer Mühe; aber dann warf sie sich mir zu Füßen und beschwor mich, sie noch einmal ihren Freund sehen zu lassen. Ich verweigerte es: ich fürchtete neue und gefahrvolle Krämpfe. Der Baron überließ sich seinem Kummer. Mariens Zustand

beunruhigte ihn. Am andern Tage stand sie nicht auf. Seitdem ist Fräulein von Pombeuil so wie Sie sie jetzt sehen. Sie wollte den Namen Moranges annehmen, und sie schwur, die Trauer ihr Lebenlang nicht mehr abzulegen. Sie besuchte die Gesellschaft noch, aber nur um die beiden Mädchen hinzubegleiten, die Sie ohne Zweifel bei ihr sahen. Denn es ist ein Jahr her, daß ihre Mutter in der Mansarde, wo sich die beiden Liebenden kennen gelernt hatten, in unsern Armen verschied; Marie hat die beiden Zwillinge zur Erinnerung an Joseph als ein lebendes Andenken seiner Güte adoptirt. Der Baron hat in Alles gewilligt, denn er betet Marie an und liebte Moranges.

„Das, mein Herr, ist die Ursache der Trauer und der Melancholie, die Ihnen auffielen. Marie hat so viel Lachen gesäet, daß sie Thränen erntete. Sie ersehen daraus, daß das Gewicht der Ereignisse nicht von der Schwere der Ursachen abhängt, und daß die physische Unvollkommenheit meines Freundes von Kind auf, wie unbedeutend sie auch war, auf eine traurige Weise in seinem Geschicke die doppelte Schönheit seines Antlitzes und seines Herzens aufwog.

Hierauf entfernte sich der Doktor noch einmal, ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu danken, und ließ mich nachdenklich zurück.

VI.

Also, sagte ich zu mir, muß sich der nagende Wurm an die schönste Frucht hängen. So hat das Unglück

keine Ausnahmen, und nichts Irdisches, wie groß, wie verborgen, wie rein es auch sein mag, nichts kehrt zur Erde zurück, ohne von seinen Spuren gezeichnet zu sein. In Paris, im Herzen dieser kalten, spöttischen, skeptischen und grausamen Welt begegneten sich einige einfache, gute Wesen. Durch einen bewunderenswerthen Zufall ist Alles, was sich ihnen nähert, gut wie sie. In ihrem engen, unbekannten und gesegneten Kreise ist kein Hauch, keine Wolke, kein Wiederhall, kein Gedanke von etwas, Bösem. Es ist eine kleine himmlische Colonie. Aber das Dasein, das sich hier erfüllt, kann nicht also enden. Das Unglück muß seinen Theil daran haben.

Wie konnte es kommen? Ich habe es eben erfahren.

Geheimnißvolles höchstes Gesetz des Unglücks, man muß dich annehmen und sich dir unterwerfen, ohne dich zu begreifen: wie man das Leben annimmt, wie man sich dem Tode unterwirft.

Indem ich unfreiwillig dem Doktor Laurel nachblickte, sah ich ihn, wie er hinter den Blättern der Gesträuche verschwand. Einen Augenblick später erschien er wieder an der Thüre des Salons, wo er mir diese Geschichte erzählt hatte, und den die sanfte Marie während der Nacht noch nicht verlassen hatte. Er hielt in der Hand eine ganz frische, halb offene Rose, die noch feucht war von den Küssen des Nachtwindes. Indem er in den Saal zurückkehrte, bemerkte ich, wie er diese Rose mit einer köstlichen, mädchenhaften Bewegung an seine Lippen drückte, und ich wunderte mich, daß diese Bewegung dadurch nichts an ihrer Anmuth verlor, daß sie von den Händen dieses so jungen und so alten Mannes gemacht wurde! . . .

Ich hatte meinen Platz verlassen und hatte mich Fräulein von Pombeuil um einige Schritte genähert, als ich den Doktor mit seiner Rose auf sie zukommen sah. Ungezwungen stehen bleibend, sah ich, wie er sich zu

seiner jungen Freundin beugte und die aufgeblühte Rose in ihre Haare steckte.

Die Braut von Joseph Morange widerstrebte nicht, sondern sagte nur, ihren Kopf sanft erhebend mit einnehmendem Lächeln: — Wie, Philipp! — Und ich hörte den Doktor mit einer, wie ich meinte, gerührten Stimme antworten: Lassen Sie mich machen, Marie, ich bürge Ihnen für ein schönes Fest. Sie sind sehr erstaunt, mein Kind; ja, ich sehe es wohl, Sie können Nichts errathen. Nun, denken Sie an das größte Glück, was Ihnen auf dieser Welt widerfahren könnte und Sie werden das errathen, was Ihnen begegnen wird. Nach diesen Worten, die Marie bebend anhörte, verließ sie der junge Greis und mich auf seinem Wege antreffend, bemerkte er mein Erstaunen, vermuthete, daß ich etwas gesehen und gehört habe, und sagte zu mir, indem er seinen Arm unter den meinigen legte: Und Sie, mein junger Neugieriger, Sie können auch nicht errathen, warum diese Blume? . . . Mein Roman hat nämlich noch ein Kapitel, und Sie wissen nun, was Marie selbst weiß, und es erübrigt mir nur noch, Ihnen zu sagen, denn es freut mich, vor Ihnen mein Herz ausschütten zu können, was diese liebe Marie bald auch erfahren wird. Ich habe, Dank dem Himmel, meine Zeit nicht verloren, als ich Heilkunde studirte, und ich habe Joseph, der an sich eine so gefahrvolle Operation gemacht, gerettet. Indem ich aber die letzte, verhängnißvolle Unbesonnenheit der Erbin von Pombeuil erfuhr, kam ich auf eine wunderbare Idee. Niemals, dachte ich, wird sich Marie vollständig bessern, wenigstens nicht ohne eine dauernde Lehre. Diese Lehre hat ihr ein Unglück gegeben.

Seit einigen Monaten war Joseph lebhaft angegangen worden, das Mandat in einem höchst wichtigen Proceß in Neuyork zu übernehmen: in einer ersten Unterredung, die ich in der Nacht nach seiner kühnen Ope-

ration mit ihm hatte, bestimmte ich ihn, im Geheimen abzureisen. Er reiste ab. Mit Hülfe einer Masse von Vorsichtsmaaßregeln, Lügen und Listen, überzeugte ich, unterstützt vom Baron und einer gewissen Wahrscheinlichkeit, Marie vollkommen vom Tode ihres Verlobten. Sie sehen, welche Wirkung der Gedanke dieses Todes auf das arme Kind gehabt hat. Heute nun hat Joseph diesen langen Proceß gewonnen. Es hat viel Muth für ihn dazu gehört, um eine solche lange Trennung zu ertragen. Endlich naht die Prüfung ihrem Ende. Die wenigen Worte, die ich eben zu Marie gesagt, genügen, um sie vor der Gefahr einer zu lebhaften Bewegung zu bewahren; in wenigen Augenblicken wird sich ihr armes, betrübtes Herz dem Glücke wieder öffnen. Denn Joseph ist in Frankreich; er ist gestern in Havre gelandet; er durchfliegt die Straßen; er wird uns hier überall aufsuchen, wo wir sein können, und er weiß, daß wir diese Nacht auf diesem Balle sind, und er wird gleich kommen, die Stunde hat geschlagen, ich habe die Minuten so gut gezählt!"

Indem der Doctor so redete, ward er allmählig von einer so großen Freude beseelt, daß sie mich ansteckte, so daß ich glücklich war. Er betrachtete bald die Uhr, deren Zeiger allzulangsam vorrückte, bald Marie, die kaum athmete; sodann wendeten sich seine Augen gegen die Eingangsthüre, und Marie richtete, wie er, seine Blicke dahin. Ich machte es, wie sie.

Endlich!! öffnete sich die Thüre, und ich sah einen Mann erscheinen, den ich Dank dem Porträt, das mir sein Freund gegeben hatte, sogleich erkannte. Doch befleckte jetzt nichts mehr die erhabene Schönheit dieses glücklichen Hauptes. Ein unbedeutender brauner Punkt hatte den Fehler ersetzt. Als Marie Joseph erblickte, sprang sie zu ihm und fiel zu seinen Füßen; er hob sie auf und drückte sie an sein Herz; dann zog er, ohne seine Braut zu verlassen, seinen Jugendfreund zu sich,

und ich weiß nicht, welcher Kuß herzlicher war, jener, den die Gattin erhielt, oder der des Freundes.

Dieses Ereigniß unterbrach den Ball. Die von Marie angenommenen Waisen waren herbeigesprungen, ihre Freude zu theilen. Frau von T... erzählte ihren Gästen, was sie von diesem einfachen Drama, das eben zu seinem letzten Akte gelangt war, wußte, und man erstaunte, man bewunderte ... Einige Leute von gutem Tone fanden es selbst für gut, daran Aergerniß zu nehmen.

Ich betrachtete als ein froher Beobachter mit Mitgefühl dieses wohlverdiente Glück, als der Arzt sich zu mir wendete. Ich sah zwei schöne Thränen an den abgemagerten Wangen dieses dreißigjährigen Greises herabfließen.

„Wie," sagte er, indem er mich gerührt sah, und seine Stimme zu befestigen suchte. „Sie weinen! ... Sie weinen über eine Geschichte von der Nasenspitze meines Freundes! Gehen Sie doch! — Und mich mit seiner kleinen trockenen und gefürchteten Hand auf die Schulter klopfend, fügte er hinzu:

„Nun gut, weil Sie Geschichten lieben und zuzuhören verstehen, werde ich Ihnen einst die meinige erzählen. Auf Wiedersehen."

Und ich sah sie weggehen, meine Wünsche begleiteten sie.

VII.

Als Marie von Pombeuil ihrem Gatten entgegenlief, hatte sie in der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen die

Rose des Arztes aus ihrem Haar verloren. In dem Augenblicke, wo der Saal für mich leer wurde, als nämlich das glückliche Paar, ihr Freund und die Waisen ihn verlassen hatten, bemerkte ich die Blume auf der Erde liegen; ich hob sie auf und indem ich, wie nach einem kostbaren Gute, darnach griff, ging ich träumerisch weg.

Ein verlornes Paradies.

Erster Abschnitt.

Das Paradies und die Schlange.

I.

Wo der Verfasser drei neue Federn probirt. — Wie Gott durch die Stimme eines Freundes zu uns sprechen kann.

An einem Morgen im Oktober 1846 — das ist nun wohl lange her! — zogen zwei Reiter langsam und dicht neben einander auf der Straße von Paris nach Amiens, einige Stunden von Chantilly, gegen Creil zu.

Der Himmel war von einer prachtvollen Reinheit, und die Sonne strahlte so recht zur Herzensfreude, indem sie ihre letzten Küsse verschwenderisch der erkaltenden Erde zusandte. Die Herbstlüfte umkosten noch reich die gelichteten Büsche nur für Einen Tag, noch hielten die Bäume am Wege an ihren Zweigen die Blätter fest, die davon fliegen wollten: es war die schöne Zeit, in welcher die Heiterkeit der Natur in Wehmuth übergeht.

Von den beiden Reitern, die unter dieser Oktobersonne dahin ritten, war der Eine ein Greis, der Andere ein Jüngling im schönen Alter von zwanzig Jahren. Der erste — der Doktor von Hoyden, um ihn gleich zu nennen — hat etwas Achtunggebietendes und Liebeeinflößendes an sich. Sein Gesicht ist nicht regelmäßig, aber seine grauen, dichten und vielgelockten Haare, seine breite gefurchte Stirne, seine großen blauen Augen, die nicht minder durchdringend als sanft sind, sein hochrother Teint, seine stumpfe unruhige Nase und seine dicken tausendfaltigen Lippen, auf welchen sich Seelengüte, Feinheit, Thatkraft und inniges Wohlleben zeigen, bilden ein Ganzes, das zwar nicht die gewöhnlichen Blicke anzieht, das aber die Augen des Beobachters und die liebevoller Gemüther fesseln muß.

Der junge Mann, der ein bischen lang, ein bischen blaß und ein bischen traurig ist, besitzt jene Art von Schönheit, die von jungen Mädchen fast immer nicht bemerkt, besonders die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich zieht, die das dreißigste Jahr überschritten haben.

Unter seiner offenen, ein wenig vorspringenden und mit dichten blonden Haaren bekränzten Stirn funkeln schwarze Augen, deren fast immer durch lange Wimpern verhüllter Glanz blendend wird, wenn ihn eine Bewegung entflammt. Die etwas starke Nase hat äußerst bewegliche Flügel; wenn man seine lebhaften Nasenlöcher erzittern sieht, denkt man unwillkürlich an jene feinen arabischen Pferde, deren weit geöffnete Nüstern schnaubend und dampfend in Uebereinstimmung mit den glühenden Augen eine Empfindung, selbst einen Gedanken zu übersetzen scheinen. Sein Mund, dessen dicke Unterlippe die obere ein wenig überragt, ist von einem lebhaften Roth, das von der Blässe des Gesichts gut absticht. Wenn ich noch hinzufüge, daß dieser Mund auf einem weißen vollen Kinne ruht, dessen Rundung auf eine Hinneigung zum Wohlleben schließen läßt, so habe ich ein vollständig ähn-

liches Bild Gabriels von Floves gegeben. Man wird sich zu Gabriel hingezogen fühlen, wenn man ihn sieht; man muß ihn lieben, wenn man ihn hört. In seiner Stimme liegt ein eigenthümlicher Zauber. Seine Seele klingt darin wieder. Ein Musiker würde ohne Zweifel finden, daß sie sich zu Molltönen hinneige, aber er würde sich über seine Töne in der großen Terz wundern, wenn ein großes Gefühl in Herrn von Floves zum Durchbruch kömmt, in jenen seltenen Augenblicken, wo bei ihm alles vibrirt und alles flammt.

Herr Van-Hopden war Gabriels Vormund. Seit den zehn Jahren, seit Herr von Floves todt war und sein bester Freund, der Doktor, sich mit dieser Vormundschaft befaßte, indem er dem verwaisten Sohne ein Vater wurde, hatte Herr Van-Hopden auf die Ausübung seiner Kunst verzichtet.

Als reicher Junggeselle, der sich seines Vermögens rühmen konnte, weil er es harten Arbeiten verdankte, hatte der Doktor, der auf der weiten Welt keine Verwandten weiter hatte, als eine Schwester, die an einen Banquier und Millionär in Amsterdam verheirathet war, sich ganz der Gesundheit, der Erziehung und der Sorge für das Vermögen Gabriels widmen wollen; dies war die große Aufgabe seines Lebens und diese Aufgabe erfüllte er mit Liebe. Ohne die fast mütterliche Zärtlichkeit des guten Van-Hopden, und ohne die Hilfsmittel. die er aus seiner Wissenschaft schöpfte, hätte Gabriel, das arme Kind eines schwindsüchtigen Vaters, das Alter der Mannbarkeit nicht erreicht. — Was wir sonst noch über das Verhältniß und die Neigung zwischen Mündel und Vormund mitzutheilen haben könnten, wird man in ihrer Unterredung finden.

„Noch ist es Zeit, mein Freund," sagte Gabriel, „ich bitte dich darum, nimm mich mit! — Du sagst, daß die holländische Luft mir tödtlich werden könnte, aber

glaubst Du nicht, daß das Alleinsein, dem Du mich überlassen willst, es nicht eben so sehr und noch mehr für mich sein würde! — Nimm mich mit, lieber Vater, ich beschwöre Dich!" —

„Nochmals, mein Kind, es ist unmöglich! Wenn ich mich von Dir trenne, so geschieht es nur, weil es unbedingt sein muß, weil mich die Krankheit meiner armen Schwester ohne Verzug ruft, — — Du hast den Brief ihres Mannes gelesen . . Denn glaubst Du denn, daß ich mir die Freuden versagen würde, Dich zu meiner Schwester zu führen und ihr meinen Sohn vorzustellen, den sie wie ich lieben würde, wenn es nicht besonders in dieser Jahreszeit für Deine liebe Brust gefährlich wäre? Sei doch vernünftig! Spätestens in einem Monate werde ich wieder zurück sein, und Dich umarmen, mein Gabriel!" — —

„Wenn ich nicht unterdessen vor Langeweile sterbe! — Ja, Herr Doktor, wenn ich nun ohne Sie sterben würde?"

Van-Hopden erblaßte ein wenig und verlor die Sprache, dann aber antwortete er mit erzwungenem Lächeln:

„Herr Graf, ich glaube lieber, daß Sie Ihrem Hausarzt die Ehre erweisen werden, ihn hiezu zu erwarten. Es ist nicht die Sache eines intelligenten Menschen, sich zu langweilen. Du hast Deine Bücher, Deine Malerei und Deine Musik — — Du kannst noch einige Zeit mit der Vorsicht, die ich Dir empfahl, auf die Jagd gehen, bevor Du Dich in Dein winterliches Eldorado einschließest. Du hast Geld, um alle Phantasien zu befriedigen; wenn es Dir daran fehlt, wenn Dir auf Deinen Spaziergängen allzuviele Arme begegnen, hast Du meine Signatur für den Banquier, Du kannst bis zu den schrecklichsten Ziffern verlangen, und drohst mir, weil ich Dich für einen Monat verlasse, wie ein zu reicher Engländer

vor Langeweile zu sterben. — Gabriel, Du willst mir schmeicheln!" —

„Sie spotten meiner, ich bin trostlos; finde es so unverständig als Du willst, und wenn ich in einem Monate Dein und mein Vermögen durchbringe, so wird mich das nicht im Geringsten erheitern!"

„Brauche so viel Du willst, liebes Kind; aber verlasse mich nun, kehre nach Chantilly zurück, ich will nicht, daß Du mich weiter begleitest!"

„Ich kündige Ihnen an, daß ich Sie ruiniren werde!"

„Ich sage Dir, daß Du die Erlaubniß dazu hast. — Nur erlaube mir Eine Bemerkung, Gabriel. Es könnte Dir einst begegnen, was Du da lachend sagst. Wenn Du sehen wirst, daß das Geld in Strömen aus Deinen Händen entflieht wegen irgend welcher Thorheit, die Dich gerade fesselt, frage Dich, ob Du nicht irgendwo einen Freund in Verlegenheit hast, denke, daß Du dafür einen gewinnen kannst — vielleicht morgen schon einen, mit dem Du gerne theilen wirst. — Ich liebe Dich herzlich, Gabriel, aber ohne egoistische Eifersucht, und ich wünschte, daß Du einen Freund von Deinem Alter hättest. Es ist so etwas Gutes um die Freundschaft! Dein Vater, Gabriel, ich und ein dritter braver Mann, der gestorben ist, wir waren arm, gequält und hart geprüft: aber wir waren uns mit innigster Freundschaft zugethan und waren nie wahrhaft unglücklich. Was war doch dieser Karl, den Du nicht kanntest, für ein Mann! Dein Vater und ich verdanken ihm unsere Existenz. Doch ich will Dir eine kleine Episode erzählen, die Dir beweisen mag, wie sittlich und mächtig ein ernstes Gefühl ist. Freund Karl, dessen ich eben gedachte, hatte eine reizende Frau geheirathet, die er anbetete. Nun sahen wir uns täglich, stündlich und lebten fast zu viert. Ich gestehe Dir, mein Kind, daß ich in die Frau meines Freundes Karl rasend verliebt wurde. Es ist

die einzige Leidenschaft meines Lebens! Ihrerseits wurde die liebe süße Frau — so sind die Spiele des Schicksals — von Liebe für Herrn von Floves, Deinen Vater, erfaßt, der es wohl merken mußte! Nun wohl, dieses Kreuzfeuer der Liebe hatte niemals Folgen, sie wurde durch kein Wort, durch keinen Blick gezeigt. Jeder bezwang im Geheimen für seine Freunde und für sich seine entstehende Leidenschaft. Die Frau blieb rein und tugendhaft; der Gatte vertraute ihr, uns und seinem Glücke. — Alles löste sich in Achtung und in die tiefen Freuden des Bewußtseins auf. Eines nach dem andern starb, Regina, Gabriel und Karl mit dem Glauben an die Tugend, an die Liebe und an die Freundschaft, und ich allein bin von diesen Reisegefährten übrig, um Dir zu sagen, wie sie lebten, um Dich zu lehren, wie sie zu leben." —

Hier umarmte der Mündel den Vormund.

„Und um meine Schwester zu heilen," sagte der Doktor, der diesen Moment dazu benützte, um Abschied zu nehmen.

Er erneuerte gegen Gabriel alle seine Empfehlungen bezüglich dessen schwacher Gesundheit und alle seine Versprechen bezüglich seiner Zurückkunft in einem Monate. — Endlich trennten sie sich. Der Doktor setzte sein Pferd in Galopp, um seinen Schmerz gewaltsam zu unterbrechen, Gabriel ließ das seine im Schritt nach Chantilly zurückgehen, und wendete sich noch oft um, um den guten Van-Hopden zu sehen, der es im Entfernen vermied, die Hand an seine Augen zu bringen, wenigstens insolange er vom Verlassenen bemerkt werden konnte.

II.

Wie Satan durch den Mund unserer Freunde zu uns sprechen kann. Wie der Autor eine Seite in seinem Tintenfasse läßt. — Madame Escapette, Fräulein Korallenblüthe und die verwittwete Frau Türkiß.

Gabriel kehrte langsam zurück, als er hinter sich ein galoppirendes Pferd kommen hörte; er kehrte sich nicht um, denn es fiel ihm nicht ein, daß dies der zu ihm zurückkehrende Doktor sein könnte. Im Augenblicke, wo das Pferd, das er gehört, an dem seinigen vorüberkam, sah er aus der Tasche des Reiters ein kleines durchsichtiges und mit Spitzen besetztes Taschentuch, das nach Frauen duftete, auf den Boden fallen.

„Mein Herr, mein Herr," rief Floves trostlos, „mein Herr!"

Da der galoppirende Reiter sich immer mehr entfernte, und immer weniger hören konnte, so stieg Gabriel, des Rufens müde, ab, hob das Taschentuch auf und suchte dann dessen Besitzer rasch einzuholen. Wie dieser endlich erreicht, sich bei dem verbindlich bedanken wollte, der sich so höflich für ihn außer Athem gesetzt hatte, rief er:

„Siehe da, es ist Gabriel!" Und Gabriel erkannte sodann Regis Desaubiers, einen seiner Kameraden vom College in Amiens.

Nach einigen Händedrücken und den gewöhnlichen Artigkeiten, setzte sich Regis wieder im Sattel zurechte, und führte sein Pferd in gleichem Schritte an Gabriels Seite — für wenige Augenblicke nur, wie er sagte, um sich nur ein wenig wieder zu erkennen. Dann ging er

alsbald in ein vertraulicheres Gespräch über. Er kam von einem Schlosse, das am Eingang eines hübschen Thales zwischen Canil und Norgent-les-Vierges liegt; er hatte dort den Sommer zugebracht, den süßesten seines Lebens — — Dank der Schloßherrin; der Frau, von der er das Taschentuch hatte. — —

„Siehst Du, Gabriel, ich habe schon viel gelebt, obwohl ich noch keine fünfundzwanzig Jahre alt bin; ich habe schon viel geliebt, ein wenig in allen gesellschaftlichen Kreisen, aber ich schwöre Dir, bei allen anmuthigen Reizen der Liebe, die wahre Frau von der Welt, die umringte, beneidete und begehrte Frau taugt nichts; für das herbe Glück der Leidenschaft taugt die Frau nichts, die eine Sclavin ist in Mitte der Welt, die sie beherrscht, eine Sclavin dieser Welt, eine Sclavin ihres Namens, ihrer Coquetterie, ihres Rufes, eine Sclavin der Liebe ihres Mannes, eine Sclavin ihrer Eigenliebe; kurz, mein Theurer, ich habe das Alles gefunden. In Einem Tage, in Einer Stunde, in Einer Minute dulde ich tausend Märtyrerleiden und genieße tausend Freuden; ich habe drei Gefahren für Ein Glück, und hundert Mühen für Ein Vergnügen: aber nur dumme oder schlechte Dinge bekommt man umsonst. Alles, was Werth hat, muß man mit dem Leben bezahlen. — Und welchen Winter habe ich eben verlebt in dem glühenden Winterleben, das man nur in Paris findet! — Ich bin der Glücklichste aller Glücklichen; ich schwimme bis zum Hals im Stolz; im Drama, in der Leidenschaft! Ich kann morgen sterben — wenn Du wüßtest, was für einen Mann von Herz und Marmor Louise zum Gatten hat! — was liegt daran, ich werde entzückt sterben und nur bedauern, nicht noch einmal anfangen zu können, um wieder so zu enden.

Gabriel hörte verdutzt zu und ohne von diesen Gesprächen die Hälfte zu verstehen; Regis eröffnete ihm hier

eine Welt von Ideen, in welche die seinigen noch keinen Schritt gethan hatten.

„Höre an," fuhr Regis fort; „in diesem Momente eile ich nach Paris, um eine ihrer Launen zu befriedigen. Ich muß ihr sofort einen Roman ausfindig machen und ihr bringen, von dem man gestern gesprochen: ‚Der Vicomte von Chamilly.' Wenn ich von jetzt bis heut Abend diesen Roman schreiben, drucken und veröffentlichen lassen müßte, würde sie vor dem Einschlafen den Titel lesen: Du begreifst das. Ich werde also am Abend wieder hier vorbei kommen, gib mir ein Rendezvous und ich führe Dich im Schlosse ein; Du wirst dort vortrefflich aufgenommen worden, Du wirst mein Leben kennen lernen und eifersüchtig werden — — und dann, ist eine Cousine der Frau von Grandbel, meiner Schloßherrin da, eine Wittwe, die wieder heirathen will. Du kannst ihr den Hof machen und sie ihrem Zukünftigen entführen, oder Du kannst auch warten, bis sie Marquise von Oswed sein wird, wie Du willst. — Ist es Dir so recht?"

„Nein, Regis, nein, ich bleibe hier."

„Ah, nein! Gehe, entschließe Dich schnell, damit ich weiter galoppiren kann."

„Nein, mein Freund, Dank, ich kann nicht. Ich darf Deine Lebensweise nicht führen: ich muß mich in Acht nehmen vor jedem zu lebhaften Vergnügen, vor jeder Erregung und vor jeder Ermüdung; und ich habe meinem Vormunde versprochen, seine Vorschriften niemals zu übertreten."

„Ach! aber dieser Vormund will Dich umbringen!"

„Nein, Regis, er will mir das Leben erhalten!"

„Wie das? – Schön Dank! — Du bist also noch Jungfrau?"

„Nein, mein Freund, ich bin brustleidend."

Einige Augenblicke nachher war Regis Desaubiers wieder auf seiner Eiltour nach Paris, und Gabriel kehrte

trauriger, als er zuvor gewesen, mit gesenkter Stirne, in die Wohnung zurück, die er in der großen Straße von Chantilly besaß.

Diese Wohnung war reizend, und in jeder Hinsicht eines geliebten Weibes, eines Dichters oder eines Kaisers würdig. Der umsichtige Doktor hatte dort wahre Kunstschätze inmitten des vollständigsten Comforts, den menschliche Sinne sich nur wünschen können, anzuhäufen beliebt. Er war es, der Gabriels poetische Natur der Musik und der Malerei zugewendet hatte; er hatte seinen Geist in die hohen Regionen der Vernunft erhoben, und Alles, was den Künstler und Denker erheben und erfreuen konnte, hatte er hier mit erlesenstem Geschmacke vereinigt. Dennoch ließ an diesem Tage von Van-Hopdens Abreise der melancholische Jüngling weder seine Aufmerksamkeit noch sein Auge auf Etwas ruhen. Er betrachtete nur zu wiederholten Malen das Porträt seines Vormunds, das in seinem Zimmer lächelte, und besah auch, und selbst öfter, als er wollte, das Taschentuch der Schloßherrin von Nogent-les-Vierges das Regis mitzunehmen und Gabriel zurückzugeben vergessen hatte. — — Mehr als einmal athmete auch de Floves dieses duftige Gaze lebhaft ein, nachdem er einen nachdenkenden Blick auf diese Anfangsbuchstaben geworfen, durch welche hindurch er die von seinem indiscreten Freunde angebetete Frau, die verbrecherisch glückliche Frau erblickte; er schloß dann die Augen und fand in den unbestimmten Düften, die ihn trunken machten, die gefährlichen Ausströmungen der Welt, des Weibes und der Liebe wieder.

Gegen vier Uhr sagte Gabriel zu seinem alten Diener Magloir, der eben so traurig war wie er, daß er, um seine Melancholie zu zerstreuen und auch um sich Appetit zu holen, eine Stunde im Walde spazieren gehen wolle.

„In dieser Jahreszeit ist es unklug, mein Herr,“

erwiederte Magloir; „am allerwenigsten dürfen Sie aber eine Stunde ausbleiben und überhaupt nehmen Sie sich vor der Abendfrische nur recht in Acht.“

Hierauf ging die arme Mündel des guten Doktors, der sich nun schon in weiter Ferne befand, durch den Garten und befand sich in der Mitte dieses prächtigen Rasens, den man so lange nicht kannte, und den nun seit der Eröffnung der Wettrennen in Chantilly ganz Paris kennt.

Er hatte noch keine hundert Schritte gemacht, als er aus dem Walde eine Calesche kommen sah, aus welcher tolle Worte, lustige Lieder, Wolken von Rauch und lautes Gelächter hervorkamen. Er ging dieser Calesche entgegen; da hörte er sich, wie einige Stunden früher, anrufen:

„Siehe da, es ist Gabriel!“ Und seinen Kopf erhebend, erkennt der junge Mann unter diesen lachenden, singenden und rauchenden jungen Leuten, einen andern Spielgefährten: Ferreol Bodimont.

„Das ist ein Tag,“ dachte er.

„Wie, bist Du es wirklich,“ sagte Ferreol, „und was Teufel treibst Du in Chantilly?“

Gabriel erwiederte: natürlich, und schloß mit den Worten:

„Und Du?“

„Ich, ach mein Gott, ich fahre spazieren, um diese Damen zu begleiten, die diese Orte wieder sehen wollen, wo wir uns kennen gelernt, wo wir uns vor sechs Wochen geliebt haben! Ich stelle Dir Madame Escopette vor, Fräulein Corallenblüthe und die verwittwete Frau Türkiß, genannt „Lieblos“ und zubenannt „Immer-Gewinn! Was den Herrn betrifft, der beim letzten Roman das Herz Escopettens besiegte, zugleich wie ich das der Corallenblüthe eroberte, so ist es ein vortrefflicher Bursche, den ich Deiner Freundschaft anempfehle;

man nennt ihn den Vicomte von Hautoy. Ich bin sein Wechselagent."

Gabriel grüßte Herrn von Hautoy und dann die Gefährtinnen dieser Herren, die ihn während der Vorstellungsrede durch den Rauch ihrer Cigarren und die Ausbrüche ihrer Heiterkeit in einer Weise betrachtet hatten, daß sie ihn stark in Verlegenheit setzten.

„Aber, es ist hier nicht angenehm zu plaudern," bemerkte Bodimont; da Du in Chantilly wohnst, empfang uns in Deiner Wohnung; laß sehen, führ uns in Deine Behausung."

„Gerne," erwiederte Gabriel, der hierin ein Mittel erkannte, sich zu zerstreuen.

Corallenblüthe ergriff das Wort:

„Wenn uns der Herr Zutritt in seinem Schlosse gewährt, so werde ich glücklich sein, ihn im meinigen zu empfangen,"

„Im rothen!" sagte der Graf.

„Jenseits der Pyrenäen," fügte Escopette hinzu.

„Stille," intervenirte Türkiß, man treibt keinen Scherz mit einem Manne, der eine Behausung hat."

„Sicherlich," ergänzte Ferreol.

Gabriel, über all das erhaben, wie man sich denken kann, hielt nicht sonderlich viel davon; aber da der Anblick dieser Frauen und ihr Geschwätze seine Traurigkeit ein wenig verscheuchte, führte er muthig diese Gesellschaft in sein Haus und sagte dort angekommen zum erstaunten Magloire:

„Biete die Stadt auf, thue Dein Bestes, suche und erfinde, wir müssen in einer Stunde ein Diner von sechs Converten haben."

„Sie werden es haben, mein Herr," sagte der Alte, der sich jeder Laune seines jungen Herrn zu fügen pflegte.

In der Erwartung des Diners waren die Drei — wißt Ihr ein Wort, das diese seltsame Klasse von Wei-

dern bezeichnet, die die Welt unter dem Namen Loretten kennt, und die seit einigen Jahren mit so viel Erfolg daran arbeiten, die Männer in Frankreich zu vermindern?"

Es ist das Wort: Verschlingerinnen. Was verschlingen sie nicht Alles, diese angebeteten Geschöpfe? Wenn man nicht darauf achtet, — und man achtet nicht darauf, denn man glaubt nicht daran, — wird noch Alles, was in Frankreich eine Zukunft hat, daran zu Grunde gehen. — Die drei Verschlingerinnen waren also im Salon und machten dort das Inventar. Die beiden Männer, die im Zuge waren, verschlungen zu werden, rauchten.

„Rauchst Du nicht, Gabriel?" fragte Ferreol, „nimm doch eine Cigarre; hier sind prensados, die besten auf der bekannten Welt."

„Dank, Ferreol, ich rauche fast nie; es ist mir beinahe verboten."

„Ah, geh doch, Du spottest; sieh, hier ist eine, die ich Dir empfehle, sie ist von der Sanftheit eines Lamms."

„Nein, danke."

„Gehört der Herr meinem schwachen und unterdrückten Geschlechte an?" fragte Türkiß.

„Leidet der Herr an einer Lungenschwindsucht?" fragte Escopette.

Escopette, eines der hübschesten Geschöpfe, die zwischen der rue de Clichy und der rue de Martyrs existirten, enthüllte vor Aller Augen eine kräftige Gesundheit. Sie hatte sich Gabriel genähert, um ihre lustige Frage an ihn zu richten, und zeigte ihm nun ihre schönen Zähne vom Rothwild in einem etwas großen, aber rothen und frischen Munde, und mit spöttisch anmuthiger Geberde, mit der sie ihre Frage begleitete, berührte ihr reiner, aus gesunden Lungen kommender Athem das Gesicht des armen Kindes, das nicht rauchen wollte.

Er lächelte sanft und antwortete damit, daß er von den weißen Fingern der Korallenblüthe die Cigarre nahm, die sie eben angezündet.

Eines der organischen Kennzeichen der verschlingenden Race ist, daß sie sich schenken läßt, was sie sieht, so viel wie möglich, sie zeigt eine Vorliebe für chinesische Sachen, für Gläser, für Kunstgegenstände. — — Nun, für sie wird Alles zum Kunstgegenstande was nur Werth hat, denn die Verschlingerin macht enorme Ansprüche auf Kunstsinn. Drei Verschlingerinnen in Gabriels Salon, das heißt drei hungrige Mäuse in einem Käse, und hätte sie nicht die Schaam zurückgehalten, es wäre nichts übrig geblieben, als die Käserinde. Uebrigens war Gabriel entzückt; das Geplauder seiner Gäste, ihre Lockereien und ihre Manieren, denen man das größte Lob zukommen läßt, wenn man sie drollig findet, hatten auf ihn eine blendende Wirkung, und mit Hilfe der Cigarre, an der er Geschmack fand, berauschte er sich auf das Bereitwilligste, und hätte, wenn man seine ganze Villa von ihm verlangt hätte, und wenn man sie im Wagen hätte fortschaffen können, sie ohne Weiteres hergegeben.

Zum Glück für den Salon ging man ins Speisezimmer.

Das Diner wurde, wie improvisirt es auch war, vortrefflich gefunden, und die Gäste thaten ihm alle Ehre an; man aß viel, man trank mehr, man plauderte noch viel mehr.

Gabriel hatte sich an Escopettens Seite gesetzt. Er konnte sich der Empfehlungen seines Vormunds noch entsinnen, als er die Ueberwältigung der auf einander folgenden Flaschen sah; aber Van-Hopden hatte Escopette nicht vorausgesehen, nicht ihr Lächeln, noch ihre schwarzen Augen; nun sagte Escopette alle Augenblicke zu Gabriel, indem sie ihn anlächelte und süß anblickte: Kommen Sie doch nach Paris." Der halb bezauberte Wirth antwortete oft: „Nein, nein, ich kann nicht;" und dann

antwortete er einmal: „Wann gehen Sie denn?" — „Morgen, in der Früh," bemerkte Ferreol, „sehr früh; wir sind förmlich dazu verpflichtet. — „Nun, so laßt mich hier," äußerte Escopette. „Oh! oh!" machte du Hautoy. Diese Höflichkeit im Tone der großen Terze, oder nahe daran, erweckte Herrn von Floves ein wenig, so daß er entschlossen wiederholte: „Ich kann Chantilly nicht verlassen."

Nach dem Diner, während der Kaffee und die Liqueurs ganz erstaunt über ihre Anwesenheit bei Gabriel herumgereicht wurden, und während unser junger Wirth rauchte, denn er hatte endlich Bodimonts wohlgefüllte Cigarrentasche angenommen, fingen die Verschlingerinnen an, in aller Weise und nach allen Melodien zu peroriren. Der naive Gabriel fand sie über alle Maßen geistreich, und du Hautoy und Ferreol proclamirten sie als unerhört drollig. In einem gewissen Momente, wo der Herr des Hauses seine weiblichen Gäste fragte, ob sie auch Paris lieben, fand er, daß er drei Feuerwerke angezündet habe. Man antwortete ihm in den aufgelöstesten Dithyramben über das Pariser Leben, die Bälle, Concerte, Partien, die ersten Vorstellungen, die Soupers und die Landsknechtsnächte wurden in flammenden Zügen auf ein glühendes Bild gemalt, welches die herausfordernden Zungen der Verschlingerinnen alle zugleich glühend ausführten.

„Kurz," schloß Escopette, „wenn man mir sagte: Willst Du mit fünf und zwanzig tausend Franken Renten in der Provinz leben, in Versaille, Bordeaux, in Deiner Vaterstadt Gonosse und dort eine wirkliche Gräfin oder sogar Herzogin sein? Wissen Sie, was ich darauf antworten würde? Ich würde antworten: Ein Jahr in Paris, nur mit meinen achtzehn Jahren, mit allen meinen Flammen und mit allen meinen Zähnen: und dann: sterben! Das ist: — — Paris! Paris!! Paris!!!"

„Ach Gott!" — —

„Bei Gott," riefen zugleich die Wittwe Türkiß und Fräulein Korallenblüthe.

„Sie hat Recht," sagte Ferreol.

„Ueber alle Maßen," fügte Hautoy bei.

Es schlug Mitternacht, und man trennte sich.

„Mein lieber Freund," sagte Escopette zu Herrn von Floves, als der Wagen vorfuhr, um die Gesellschaft ins Hotel Chariot d'or zu bringen, „mein lieber Gabriel, wenn Sie nach Paris kommen, und Sie werden dahin kommen — finden Sie mich in der Provence-Straße 24. Ich werde Sie auf meine denkwürdige Weise lootsen: und mit Ihrer interessanten Blässe und Ihren schönen Augen werden Sie Furore machen, und ich bin es, die es sagt!"

Allein in seine Kammer zurückgezogen, in den Händen das Taschentuch der Frau von Grandbel, zwischen den Zähnen eine erloschene Cigarre kauend, gerädert von Müdigkeit und ohne zu wagen, das lächelnde Porträt seines besten Freundes, der vielleicht jetzt nicht lächeln würde, zu sehr zu betrachten, fragte sich Gabriel von Floves wohl zum zehntenmale um ein Uhr in der Frühe:

„Werde ich meine Freiheit dazu benützen, um auf das Schloß Nogent-des-Vierges zu gehen, oder um Paris zu sehen?"

III.

Die Schlangenspur. Eloi und Claudette. Drei Hühner in einem Bache. Die Gerüche der Hölle.

Ein wohlthuender Sonnenstrahl beleuchtete Gabriels Erwachen. Dieser Strahl beleuchtete Van-Hopdens Gesicht, was dem Mündel des alten Doktors auf diesen wohlwollenden Zügen in deutlichen Buchstaben zu lesen gestattete: „Ich wußte es wohl, mein Gabriel, daß Du nüchtern nicht mehr ans Reisen denken wirst." — Und in der That dachte der junge Mann nicht mehr daran. Er kleidete sich an frühstückte und machte ein wenig Musik. — Er fing an zu zeichnen, als er zufällig in die Tasche langte und anstatt seines Taschentuchs das mit L. G. gezeichnete in die Hand bekam. Maschinenmäßig lehnte er sein Gesicht an dieses Tuch und blieb so eine Viertelstunde. Um sich die Zeit zu vertreiben, versuchte er, eine Idee zu skizziren, die ihm gekommen war. Nachdem er seinen Bleistift genommen, machte er wohl eine Skizze; aber sie, die anfänglich eine Art von Herzogin mit majestätischer Miene und keckem Ansehen versprach, endigte mit diesem kecken Ansehen übergehend damit, daß sie eine Art von Escopette vorstellte mit toller Toilette und schlechten Stellungen. Gabriel, wüthend auf Escopette, auf die große Dame und insbesondere auf sich selbst, zerbrach sein Bleistift und warf sich auf den Divan.

Wenn man in der Einsamkeit nicht die Arbeit herbeiruft, die der allgemeine Engel ist, so kommt der Teufel. Indem Gabriel seinen Bleistift zerbrach, jagte er den Engel in die Flucht, und schon kam der Teufel. Kaum war er angekommen, als er zum Einsamen von

seinem privilegirten Absteigequartier, nämlich von Paris, sprach.

Aus den Nebeln seiner Reflexionen trat jedoch ein für Gabriel guter Gedanke hervor, es war eine liebreiche Erinnerung seines Vormunds, die ihn erweckte: „Wenn Du einen Entschluß zu fassen hast,“ hatte der Doktor Van-Hopden manchmal zu ihm gesagt, „so setze Dich so nah als möglich mit der Natur in Berührung, sie wird Dir dann auf Deine sich widersprechenden Fragen antworten, und die Natur täuscht sich nicht oft.“ Ich thue am Besten, dachte der arme Unentschlossene, wenn ich einen ruhigen Spaziergang durch Felder und Gehölze mache und kann gewiß sein, daß ich zwischen zwei Eichen, am Rande einer Quelle oder in irgend einem Graben am Besten meinen Entschluß fassen werde.

Er entfernte sich fast fröhlich bei dem Tone der Glocken, die zum Mittags-Angelus läuteten, und ging munter bis nach Morfontaine. Das Wetter war, obwohl um ein Blau weniger rein als gestern, doch immer lauwarm und angenehm für Reisende. Die Schwalben hatten diesen Tag die Abreise noch verschoben, und noch sangen die Vögel in den Büschen so lustig, als ob der Sommer vor ihnen, anstatt hinter ihnen wäre. Vielleicht wußten sie nichts davon, vielleicht sahen sie die grauen und weißen Tage nicht vorher, und vielleicht sangen sie gerade deßhalb so schön! — — Ist das Glück nicht für die Unvorsichtigen und Unwissenden geschaffen? — Die singen wenig, die viel wissen.

Als Gabriel zwischen Morfontaine und Ermenaville um ein Gebüsche, das noch im reichen Blätterschmucke prangte, herumgehen wollte, hörte er ein Geräusch von aufgeschreckten Vögeln in den Blättern.

„Ah, sapperlotte, sage Eloi, ich habe gemeint, es ist die Flurwache! — Und ich habe mich recht gefürchtet,“ sagte Claudette. Denn es war Eloi und Claudette, zwei schöne brave Schützlinge des Herrn von Floves,

Liebesvögel, die von Gabriel ein wenig rauh aufgeschreckt wurden. — „Recht froh, Sie zu sehen, Herr Gabriel," sagte Eloi, ein hübscher ordentlicher Bursche, wie Paris nicht leicht einen hat, „ich wollte selbst zu Ihnen gehen, um Ihnen zu sagen, daß Alles in der Ordnung ist, abgethan und beendigt, und daß Claudette und ich uns ohne Ceremonie Sonntag heirathen. Sie sind doch dabei, nicht wahr?" — „Ah, sicher," redete Claudette hinein, ein hübsches Kind, das man die „Lachende" genannt, „Sie haben es uns hübsch versprochen, Herr Gabriel, und das wird uns Glück bringen. — Sie und der Herr Doctor, das versteht sich von selbst," fügte Eloi bei, der von der gestrigen Abreise nichts wußte. Herr von Floves antwortete nicht; das Paar schien beunruhigt. — „Ja, meine Freunde," sagte endlich Gabriel in aller Aufrichtigkeit, „ja, ich werde kommen; ich werde dabei sein, rechnet darauf, und bis dahin versprecht mir, Euch nicht mehr vor der Flurwache zu fürchten; wenn man das Alter hat, sich in ein Paar Tagen zu verheirathen, ist eine solche Furcht nicht mehr erlaubt. Also auf Sonntag! und Sonntag wird mir Claudette erlauben, Madame Eloi zu umarmen.

Am Ende von Ermennaville blieb Gabriel bei einer armen Hütte stehen, vor welcher mitten in einer Wasserlache drei Hühner und vier frische ungeschneuzte Kinder, halbnackt und liebenswürdig, ein prächtiges Spiel aufführten. Gabriel nahm das kleinste Kind frisch auf den Arm und trug es in die Hütte. „Ah! Marie Joseph," sagte er zu einer Alten, die damit beschäftigt war, Butter zu schlagen, „Ihr haltet Eure Kinder nicht sauber, Ihr überwacht sie nicht, schaut nur einmal den an, in welchem Zustand er ist?" — „Ach, mein lieber kleiner Herr, klagen Sie mich nicht an, ich bitte Sie darum; ich möchte über sie des Teufels werden, über die Elenden! wenn ich nicht ihre Großmutter wäre, verzichtete

ich darauf, sie zu behalten, so hübsch sie sind, denn sie sind doch sehr hübsch, nicht wahr?" — — „Ja, Marie Joseph, und ich will Euch was geben, um ihnen neue Kleider zu machen; das geht schnell fort, diese Kleider, wenn man mit den Hühnern in den Bächen spielt. — und Jerome? und ihre Mutter?" „Jerome ist in der Schmiede," erwiederte die Großmutter, indem sie Gabriel mit einem Blicke dankte, aber mit welchem Blicke. — — „Meine Tochter beugt die Wäsche ein in Royaumont. Apropus Gabriel, wissen Sie auch, daß meine Tochter wiederkommen will? Ja, das wird keine vierzehn Tage mehr anstehen, und ich muß Ihnen auch sagen, daß Jerome zu Ihnen gehen wollte, um Sie zu Gevatter zu bitten!" — „Und mit wem denn, meine gute Marie Joseph?" fragte Herr von Floves. „Mit Lanchon, bei Gott, mit der schönäugigen Lanchon; Sie wissen doch? das Mädchen in Druon, die einmal im Gehölz von Silvie mit Ihnen getanzt hat am St. Hubertustage, und die noch immer davon spricht. — — Ich bin nun froh, Sie fragen zu können, ob das Ihnen paßt, denn wenn Sie mir im Voraus „Nein" sagen, würde mein Schwiegersohn nicht hingehen, um ein „Ja" zu bitten, Ihre abschlägige Antwort würde ihm viel Kummer machen. — — „Sagt ihm, Mutter, daß ich mit der schönäugigen Lanchon Pathe sein werde, und daß ich im Voraus annehme und mit großem Vergnügen! — — Auf einen baldigen Regen von Süßigkeiten und guten Morgen für Euere Kinder!"

Immer fröhlich weiter ziehend, kam Gabriel durch Rogaumont und erreichte Lamorloge. Ich unterhalte mich nicht so gut, wie gestern, dachte er, und bin zufriedener. Wo kann doch jetzt mein guter Vormund sein? In der Gegend von Lille, ohne Zweifel. Ein Monat ist lang — — Ach! da habe ich meine guten Gedanken; ich will mein Bild für ihn machen — — und wenn der arme Brustkranke abgehen wird, wird er nicht ganz fort-

gehen. — — Und Gabriel ging, indem er schon sein Porträt entwarf. Bemerken Sie, daß er seit seinem Weggehen vom Hause das gefährliche Taschentuch nicht berührte, und daß die Cigarrentasche nicht geöffnet wurde.

Wenn man durch Lamorloge kommt, sieht man links von der Straße eine Anhöhe, die Mont de Pô heißt. Man hat hier ein zauberhaftes Panorama: Wälder, Straßen und siebenundzwanzig Dörfer, die um siebenundzwanzig Thürme gruppirt sind. Hier ruhte Gabriel auf einem Marksteine aus und betrachtete die Landschaft. Er war im Heraufsteigen rasch gegangen, hatte warm, wollte sich die Stirne trocknen und irrte sich wieder im Taschentuch; er erkannte es am Parfum. Er wurde wieder traurig, und gab sich Träumereien hin . . . „Oh!" sagte er endlich laut träumend: „ach! die Leidenschaft, die Welt, die Liebe — — die Liebe!"

„Das ist doch nur das einzige Gute auf der Welt," sagte eine Stimme. „Es war die Stimme Bruno's, eines alten bettelnden Invaliden, dem Herrn von Floves oft ein Asyl und eine kleine Pension angeboten hatte, und der sie immer zurückwies, wie er sagte, aus Liebe zur Unabhängigkeit, und zur frischen Luft. Der alte Bruno kam wie immer auf seinem einzigen Beine hinkend, wie immer die Pfeife und den Scherz im Munde, und endlich — es ist nicht zu läugnen, wie immer halb betrunken."

„Du hast also die Liebe gekannt, Bruno?" — Sieh da, es ist noch nicht so lange her, daß ich sie nicht mehr kenne. — „Und die Liebe, es ist wohl der Mühe werth, zu lieben?" — Oh, Herr Gabriel, man muß sich aufs Trinken verlegen, wenn es nichts mehr damit ist, sehen Sie; man muß es zu vergessen suchen — — seit man mich verließ, habe ich mich mit Schnaps gestillt; aber das sieht man mir doch nicht an?

Das sieht man wohl so oft man Dich sieht. — Der Fehler liegt am Abzug der Liebe — — Sehen Sie, Herr

Gabriel, wenn ich denke, daß Mariette — — Geh, laß mich ein wenig in Ruh, sagte Herr von Floves, der keineswegs gesonnen war, von Herrn Bruno Erläuterungen über die Liebe anzuhören. Doch kam auch ihm die Lust zu rauchen, als er diesen drolligen Alten rauchen sah. — „Leihe mir Dein Feuerzeug," sagte er zum Exverliebten, nud er zündete eine von Ferreols Prensados an. Durch den weißen Rauch sah er bald Paris, fröhliche Gesellschaften, dampfende Soupers und rings um einen strahlenden Tisch seine gestrigen Gäste, und als die halb gerauchte Cigarre ihn ein wenig berauschte, sah er vor seinen Augen Eskopettens schwarze Augen glänzen, er hörte Tanzmelodien, festliche Rundgesänge und das Geklimper der Crystallbecher, und dann hörte er deutlich, wie die Verschlingerin zu ihm noch sagte: „Kommen Sie doch nach Paris!" —

„Nein, nein," rief er, „ich will nicht! Und unmittelbar darauf bemerkte Eskopettens Stimme: „Leidet der Herr vielleicht an der Lungenschwindsucht?" Indem sie diese Worte sprach, näherte die Verschlingerin wie gestern ihre rothen Lippen. — — Gabriel näherte die seinigen, aber die Cigarre war erloschen, der Rauch verschwunden, und der Raucher sah nun Bruno vor sich, der mit seiner Krücke einen Marsch auf sein Bein trommelte und ihn lachend ansah:

„Hast Du Paris gesehen?" schrie ihn Gabriel an. — „Gesehen und wiedergesehen," erwiederte der Bettler. Ach! mein Herr! Paris!! Wenn man nicht so viel Geld dort brauchte! Paris, mein Herr, ist Himmel und Hölle; ein Lustspiel, eine Schlacht, ein immerwährendes Fest; ein Treibhaus, ein Strudel, ein Schmelzofen! dort habe ich mein Bein verbrannt, ein Liebeshandel, mein Herr! Duell im Gehölz, Hochzeit, Geschichten, Thränen der Freude, der Wuth und des Grams, mit Teufels Tagen und Nächten! Und wenn ich denke, daß Mariette . . ."

Herr von Floves ging eiligst den Mont-de-Pô herab, um nichts mehr zu hören.

„Ich bin recht thöricht,“ sagte er für sich, indem er sich mit großen Schritten entfernte; ja, recht thöricht, so langsam hinzusterben, ohne den Versuch zu machen, das Leben kennen zu lernen. Ich bin brustkrank; es ist entschieden, daß ich sterben muß, wenn Andere das Leben aus vollem Becher trinken. — Alle die bewundernswerthen Bemühungen eines Gelehrten und die ganze Zärtlichkeit eines Vaters werden vielleicht meine Lebensbahn um einige Jahre verlängern, aber nachher muß ich immer sterben! Wenn ich es noch auf fünf oder sechs Jahre bringe, würde es viel sein, es wäre das Unmögliche, und welche Jahre, großer Gott! —

Ach! Ich ziehe es vor, nur ein Jahr zu leben, und dies vollständig zu leben; um endlich zu erfahren, was Liebe ist, das Vergnügen, Paris, die Gesellschaft und endlich das Leben! „Ein Jahr in Paris und dann sterben!“ sagte Eskopette; wohlan, ich will sehen, ob Eskopette recht hat!

Am demselben Abende ging Gabriel von Floves in Paris zu Bette.

Zweiter Abschnitt.

Die Früchte des Baums der Erkenntniß.

I.

Wer es liest, wird es erfahren.

Wann oft im Dezember Regen, Nebel oder Schnee vom grauen Himmel auf das schmutzige schwarze Pflaster fällt, wenn dann die Läden geschlossen, die Schauspiele zu Ende, die Kaffees finster, und die Fußgänger selten und eilig sind, wacht Paris, das niemals einschläft, um zu singen, und zu lachen, zu tanzen und zu spielen. Vom Monate Dezember bis zum Monate März hat Paris seine Festnächte, seine Nächte des Wahnsinns und des Selbstvergessens.

Es gibt in der ungeheuern Stadt gewisse weitläufige und düstere Viertel, wo die Tänzer und die Tänzerinnen zahlreich sein würden, wo aber der Tanz niemals hinkommt, wo man niemals Musik hört. —

Während man in ihren finstern Straßen nichts hört, als hie und da unheilbringende Rufe oder Jammergeschrei, während man beim schlaffen Lichte der letzten Laternen nichts sieht als die Silhouette eines verspäteten Betrunkenen, oder eines frühzeitigen Arbeiters — denn die Laterne des Lumpensammlers würde hier keinen Fetzen

beleuchten — hört man am andern Ende von Paris, auf der entgegengesetzten Seite Wagen rollen, Wagentritte klappen, Quadrillen ihre lustige Töne verbreiten und sieht man am Fenster durch die weißen Spitzen oder die rothe Seide der Vorhänge die Tänzer wirbeln.

Zwischen diesen beiden Quartieren gibt es noch andere Viertel, die auch in den Carnevalswochen ihre großen Feste haben. Wenn der Samstag kommt, und die beiden magischen Worte: Maskirter Ball! auf den Mauern prangen, haben auch die Musiker mit dem geringsten Talente zu thun. Lovetten und Lebemänner, Studenten und Bader, Grisetten und Commis, Zigeuner und Zigeunerinnen von allen Classen, von jeder Art tanzen und walzen, polken und redaven vom Wauxhall zum Prado, vom Ambigu zur Opera: und weil am andern Tag Samstag ist und Fastnacht, so fängt man am andern Tag wieder an. In diesen Nächten hat Paris das hitzige Fieber: es singt, springt und schreit vom Abend bis zum Morgen; um es zu bewachen, bedarf es der Stadtsergenten und Municipalgardisten; beim dampfenden Schimmer der Lampen bewacht man es, bis es Tag ist.

Es geschieht manchmal, daß am Tage nach einer dieser schwarzen und schweigenden Nächte in diesen Winkeln von Paris, wo der Tanz nicht hinkommt, wo man keine Musik hört, irgend ein hübsches Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren ausgeht, um die Quadrillen des Carnevals anzuhören. Josephine oder Rosalie nannte man sie hier, bald wird man sie Türkiß oder Corallenblüthe heißen, Corallenblüthe wird ein Mädchen nach der Mode und Josephine kehrt nicht mehr dahin zurück, wo ihre Schönheit erbärmlich eingeschlossen war, wenn nicht vielleicht einmal, um einem Leichenzuge zu folgen. — — —

Seit einigen Jahren haben die heißen Fieber des nächtlichen Paris an Intensität zugenommen; mehr als je haben sich die Rosalien und Josephinen in Corallen=

blüthen und Türkiße verwandelt, man tanzt auf mehr Bällen, man tanzt länger und man tanzt mit Wuth.

Aber immer noch hört man in der Tiefe dieser weitläufigen und düstern Quartiere, wann die Nächte am tollsten sind, wann die Lichter am meisten flammen, wann die Instrumente am meisten trillern, — hört man hier nichts, wann nicht hie und da unheilbringende Rufe oder Jammergeschrei, man sieht nichts bei dem blassen Lichte der Laternen außer die Silhouette eines verspäteten Betrunkenen oder eines frühzeitigen Arbeiters.

Es gibt wenig, ach nur sehr wenig Leute, die das betrübt, es gibt welche, denen es Sorgen macht . . . Der Rest sagt: was liegt daran!

In einer dieser Dezembernächte war Ball in einem prächtigen Hotel der Rue d'Anjou, im Faubourg St. Honoré; und weil es die Frau Gräfin von Grandbel war, die diesen Ball gab, so war der aristokratischte, elengateste und intelligenteste Theil jener kleinen Welt, die man „ganz Paris" nennt, hier vereinigt. Wenn Sie nun etwa unter den Gästen im Hotel Grandbel vor Allen Regis Desaubiers zu finden glauben, so erlauben Sie mir Ihnen die Täuschung zu nehmen: Regis war zu dieser ersten Soirée der Frau Louise von Grandbel nicht einmal eingeladen.

Gestatten Sie mir an seiner Stelle den Herrn Grafen Gabriel von Floves vorzustellen. Betrachten Sie einmal unsern Gabriel; hätten Sie ihn wiedererkannt? Ist es noch der nämliche Mensch? hat er nicht ein glückliches Aussehen? Scheint er nicht unter diesen jungen Leuten, die diese Säle füllen, der jüngste zu sein, der eleganteste, der schönste und der am meisten strahlt vor Lust, Liebe und befriedigtem Stolze? Seit zwei Monaten trinkt aber Gabriel das Leben in vollen Zügen, ein ungekanntes, belebtes, heißes und berauschendes Leben; in zwei Monaten hat er schon wieder beinahe die verlorene Zeit einzubringen verstanden: in zwei Monaten hat

sich das sanfte weiße Lamm, das Sie in Chantilly gesehen in einen Löwen verwandelt.

Es ist einer von denen, die in diesem Winter glänzen, einer der letzten Löwen; die Race geht in der der Hirsch=Wölfe auf. Ueberall gefeiert ging Gabriel überall hin. Seit zwölf Tagen hat er sich nicht Einmal vor der Morgenröthe niedergelegt. Vielleicht fürchten Sie, daß seine Gesundheit, diese zarte Gesundheit, die der Doktor Van=Hoyden mit so vieler Sorgfalt und Zärtlichkeit umgab, sich verschlechtere und sehr rasch durch diese Lebensweise zu Grunde gehe . . . vielleicht zittern Sie schon für den armen Brustkranken? . . . Aber theilen Sie Gabriel selbst Ihre Sorge mit, und ich will Ihnen sagen, was Gabriel erwiedern wird:

„Ich bin brustkrank! . . ich wäre es ohne Zweifel in meinem traurigen Leben von Chantilly geworden . . aber niemals war ich so wohl, als seitdem ich die Gesellschaft besuche und mich unterhalte: ich habe stählerne Muskeln, eine eherne Brust und vollkommene Lungen. Die Wissenschaft hat sich bezüglich meiner getäuscht durch einen der Wissenschaft eigenen Grund: sie wußte nichts: und weil mir meine Lebensweise gut anschlägt, so bleibe ich dabei.“

Ach! meine Herren und Damen, die Sie für Herrn von Floves zittern, was haben Sie hierauf zu erwiedern? Er hat seine vorgestrige Nacht zwischen der russischen Gesandtschaft, wo ihn Herr von Grandbel einführte, und dem Raout des Lord Woodsmouth getheilt. Nach einem Junggesellenfrühstück, nach einer Fahrt ins Gehölze mit Aufenthalt am Schießplatze und nach einer Stunde bei Grisier wohnte er einem förmlichen Diner bei Herrn O'Null bei, hörte eine Caratine von der Persiani, und dann durch ein Bacarratspiel bei Jules Brevanne gefesselt, blieb er dort bis 6 Uhr in der Früh. Heute Freitag, war er beim Marquis von Oswed zu Tische, der für diesen als Sarg diente, um sein Jungge=

sellenleben darin zu Grabe zu tragen. Diesen Abend war er soeben in der Oper; jetzt ist er hier bei der Gräfin von Grandbel, wo er ohne Zweifel aus diplomatischen Herzensgründen die Nacht bleiben wird. — Morgen, ja meiner Treu, ich weiß zwar, daß Gabriel versprochen hat, morgen Pferde bei Cremieux zu probiren, aber das ist auch Alles, was er weiter thun wird weiß man noch nicht; er hat es Niemand gesagt, nicht einmal uns! — Jedenfalls darf man sicher sein, daß morgen wie heute die Göttin Lust das tägliche Lied, die tägliche Gabe und vielleicht das geheime Opfer haben werde.

II.

Die Liebesjagd.

Zwei Stunden nach Mitternacht klingelte es bei Frau von Grandbel auf allen Wanduhren. Gabriel hatte eben einen Contretanz getanzt, und seine Tänzerin auf ihren Platz zurückbegleitet, als er seine Schulter leise berührt fühlte.

„Sieh da," sagte er sich umwendend, „Ferreol Bodimont."

„Ja, mein Gott, ja; vom Kopf bis zu den Füßen, mein lieber Gabriel! Ich bin vielmehr ich als Du Du bist! — Welche Verwandlung! ist es wirklich der melancholische Einsiedler von Chantilly, den ich hier wieder finde? — Teufel, für einen Menschen, der so rund abschlug, nach Paris zu kommen, hast Du es hier weit ge-

bracht, in unserem Babylon. — Du kennst also die Grandbel?"

„Wenigstens so gut, um auf ihre Bälle zu kommen, da Du mich hier siehst. Und Du?"

„Ich bin des Grafen Wechselagent . . . Apropos, Du mußt auch mein Client werden!"

„Ach, ich werde ohne Zweifel nicht so lange in Paris bleiben, um Deiner Dienste zu bedürfen."

„Bah! — Was treibst Du in Paris?"

„Offen?"

„Ja."

„In zwei Worten?"

„Nenne sie."

„Ich gehe, mein lieber Ferreol, ich gehe auf die Liebesjagd."

„Sieh an, Du also auch, Du unschuldiger Jüngling! Wohlan, mein Freund, gehe auf die Liebesjagd im Boulogner Gehölze, und Du hast noch mehr Chancen. Auf Wort, diese Kinder wollen das Unglaubliche! . . . Liebe! sie wollen Liebe finden! . . . nichts weiter! Sie sind recht jung, diese jungen Leute! Ein wahres Glück, daß ihre Krankheit nicht lange dauert. In Wahrheit, das amüsirt mich heute Abend . . Liebe! und was damit anfangen, wenn ich fragen darf? Du bist demnach sehr reich, daß Du an Liebe denkest! — Und willst in Paris Jagd auf sie machen! Du bist ein wahres Muster von Unschuld, mein Freund! Gehe nach Deutschland, nach Schweden, nach Norwegen oder in den tiefsten Norden, oder nach Nubien, nach Abyssinien, nach Zanguebar in den tiefsten Süden, geh zu den Wilden in America oder in Neuholland, wenn Du wirklich die Liebe erjagen willst, aber vergeude nicht in Paris Dein Pulver und Blei."

„Bist Du fertig, Ferreol?"

„Ja, ich bin fertig: aber ich fange wieder von vorn an, wenn Du auf Deinem extravaganten Unternehmen

beharrst. Laß sehen, hast Du etwas geschossen, Gabriel? Oeffne mir ein wenig Deine Jagdtasche!"

„Ach, Ferreol, es ist kaum ein Monat her, daß ich das hinreißendste Täubchen — Du verstehst, den Vogel der Venus — getroffen zu haben und in meiner Jagdtasche, wie Du es nennst, zu bewahren glaubte!"

„Ja . . und Deine Taube?"

„Es scheint, daß sie nur verwundet war, — denn eines Morgens flog sie davon."

„Das ist immer so, mein Freund, . . aber Du wurdest selbst verwundet, wenn ich daran glauben kann, denn Du bist ganz wehmüthig geworden . . Geh, setzen wir uns, und erzähle mir Dein Abenteuer, das wird Dir, glaube ich, gut thun."

Die beiden Colleggenossen ließen sich im Hintergrunde eines kleinen Boudoirs wo man spielte, nieder, und Gabriel erzählte beiläufig Folgendes:

„Ich bin seit zwei Monaten in Paris; ich bin einen Tag nach Deinem Besuche in Chantilly, wo Du, wie ich nicht leugnen kann, meine Ideen, meine Gedanken und mein ganzes Leben umgewandelt hast, hierher gekommen. — Ich mache Dir keinen Vorwurf, Ferreol! Seit acht Tagen bewunderte ich Paris, als ich eines Abends in einem Boulevard-Theater Paul Brevanne, einen dramatischen Schriftsteller, antraf, für den mein Vormund einst gesorgt hatte und der einmal nach Chantilly kam, um sich zu bedanken. Ich applaudirte dem Drama von ganzem Herzen, als mich Paul bemerkte. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft. Er sagte mir, daß am Tage darauf in einem andern Theater die erste Vorstellung eines andern Dramas von ihm statthaben würde, und lud mich ein, derselben beizuwohnen. Wir hoffen einen guten Erfolg," sagte er zu mir; „jedenfalls außer in dem eines schmählichen Durchfalls, soupiren wir nach dem Schauspiele; ich lade Sie ein, kommen Sie, Sie werden dort die Theaterwelt kennen lernen, eine einzige

Welt, wie Sie sehen werden." Ich nahm an. Da der Erfolg sehr groß war, war das Souper sehr heiter. Brevanne nannte mir den Namen der Schauspieler und Schauspielerinnen und seine Freunde; als er mich einem dem Anscheine nach von Allen geachteten Manne vorstellte, von dem er mir sagte, daß er mit einer der Künstlerinnen sehr liirt sei und zu den meist betheiligten geheimen Aktionären des Theaters gehöre, sprach er einen Namen aus, der mich betroffen machte. Dieser Mann war der Gatte einer Frau, die ich zwar an jenem Abende noch nicht kannte, während jedoch die Erinnerung an sie, ich gestehe es, meiner Abreise von Chantilly nicht ganz fremd war. Dieser Mann, dessen Gattin ich wie gesagt, ohne sie zu kennen, beinahe liebte, dieser Mann saß mir gegenüber, und . . . Ich will schweigen, Ferreol."

In diesem Momente ging der Graf von Grandbel an den beiden Kameraden vorüber, Ferreol fing an zu lachen.

„Ich will nicht weiter darnach fragen," sagte er, „mein glücklicher Gabriel, und ich bitte Dich, meine herzlichsten Glückwünsche anzunehmen . . . Gestatte mir nur, daß ich den armen Regis beklage . . ."

„Einen Augenblick noch," erwiederte der Erzähler; „ich bedaure jetzt, daß ich angefangen habe, aber ich halte mich für verpflichtet zu vollenden, um Dir zu beweisen, daß Du Dich in den Vermuthungen, die Du in diesem Augenblicke hegest, täuschest."

„Am Ende des Soupers war ich mit dem Grafen liirt . . Ach! wenn ich denke, daß dies der Mann war, den mir Regis Uebertreibung als von Marmor und Erz geschildert! Kurz, zwei Tage darauf wurde ich der Gräfin vorgestellt. Anfänglich fand ich sie nicht ganz so hübsch, als ich sie mir vorgestellt, aber sie war es immer noch mehr, als sie es hätte sein dürfen um in mir die Freuden, die Qualen und die Wünsche der ersten Liebe zu erwecken: und dann war sie vermählt, und liebte ei-

nen meiner Gefährten und bot mir also die zweifach unwiderstehliche Verlockung nach der verbotenen Frucht. Beim dritten Besuche fand ich die Gräfin allein: um so toller schon verliebt, als ich stark mit der Einbildungskraft liebte, wagte ich es, Alles zu wagen. Ich zeigte ihr ein Taschentuch, das in meinen Händen zurückgeblieben war, — es würde zu weit führen, wollte ich Dir sagen wie? — in ziemlich hübscher Sprache schwor ich ihr, daß ich eine solche Reliquie nicht in falsche Hände hätte kommen lassen; ich fügte hinzu, daß mich nichts hindern solle, es zu behalten, aber daß dieser einem Andern zugedachte Liebeslohn mir in den Händen glühe, seitdem ich die Frau kennen lernte, deren schöne Hände es zerkrümpelt hätten . . . Kurz, ich sagte es besser als dies Alles, ich sagte die Wahrheit: ich erzählte von meinen Phantasien, die im Parfum ihres Taschentuches entstanden und ihrem Schlosse zugeflogen seinen, und von meiner Sehnsucht nach Paris, wo ich sie wiederzufinden hoffte . . . ich hatte die ganze Beredtsamkeit eines Knaben, der aus dem Colleg kommt; ich hatte auch seine Aufrichtigkeit und seine naive Gewalt. Kurz, ich warf das zerknitterte Taschentuch zu ihren Füßen, bemächtigte mich eines andern Taschentuchs, das sie in den Händen hatte, und entfernte mich, ohne zu warten, daß sie zur Erwiederung Zeit hatte. Das war meine erste Liebeserklärung.

„Acht Tage später . . . Ach, ich vergaß Dir zu sagen, daß Regis in diesem Momente eine kleine Reise machte. Acht Tage später trafen Luise und ich im Gehölze von Boulogne zusammen bei schönem, trocknen Wetter, beim ersten Schnee dieses Winters. Auf meinen Arm gestützt, sagte die Gräfin sanft zu mir:

„Mein Freund, Sie sind mir sicherlich zu zartem Dank verpflichtet für die Nachsicht, mit der ich das Geständniß Ihrer Liebe angehört. Aber wenn ich es nicht zurückwies, so habe ich es noch weniger angenommen... Hören Sie mich an, Sie begreifen, daß eine Frau durch

die Macht der Ereignisse vielleicht dahin gebracht werden kann, einen Fehler zu begehen, das Verbrechen, ihren Mann zu täuschen . . . sie wird ihr ganzes Leben darunter leiden, ihr Gewissen wird sie noch härter strafen als die Welt, wenn die Welt ihr Geheimniß durchdringt: aber in der Liebe, in der unwiderstehlichen Liebe, die ihren Fall verursachte, liegt ihre ganze Entschuldigung, wenn sie eine hat. So lange diese Liebe dauert, ist sie demnach nicht ganz verloren: sie erhält sie, sie erhebt sie wieder im Innersten; kurz, ihr Verbrechen tröstet sie für ihr Verbrechen. Wenn sie jedoch jetzt durch das anklagenswertheste Ereigniß noch einmal zu lieben beginnt, so muß sie es in ihrem eignen Innern verbergen; dieses neue Verbrechen, das viel größer als das erste ist, muß in der Tiefe ihres Herzens im Keime ersticken. Den Mann, von dem man den Namen hat, lächerlich und unglücklich zu machen, ist infam; aber auch den Mann, von dem man die Liebe erhielt, unglücklich und lächerlich zu machen, ist hassenswerth: das verdirbt die Frau für immer. Sie, zu dem ich so spreche, Gabriel, weil Sie mir kein gewöhnlicher Mensch zu sein scheinen, Sie werden mich nicht verderben wollen, nicht wahr? Wohlan, lassen Sie sich nicht von mir lieben! Helfen Sie mir, mich auf dem Abhange der Gewissensbisse aufzuhalten! Auch Sie waren schuldig, auch Sie! ein starker Mann hätte seinen Geist niemals mit Liebesfragen erfüllt, oder er hätte die Geliebte seines Freundes niemals sehen wollen. Regis war Ihr Freund, Sie waren wenigstens sein Vertrauter; Ich bin offen gegen Sie, und ich fürchte, zu offen! Ich glaubte Regis zu lieben und . . . habe mich vielleicht getäuscht. Vielleicht lag in den Schätzen der jungen Leidenschaft Ihres Herzens ein großes Glück für mich verborgen; aber ich darf, ich kann nicht mehr lieben, ohne der Schande zu verfallen; ersparen Sie es uns doch allen beiden! Nach dem, was ich Ihnen sagte, kann ich Regis nicht mehr wiedersehen, ich werde ihn

nie wiedersehen! ich schwöre, zwischen ihm und mir ist Alles zu Ende. Ich werde Ihnen eine Freundin, eine Schwester sein; Sie werden nicht versuchen, mich allein zu treffen, und in der Ferne werden Sie die Frau mehr lieben, begreifen und achten, die, indem sie Sie zum letztenmale Gabriel nennt, mit Schmerz, aber unwiderruflich, auf das Glück der letzten und vielleicht einzig wahren Liebe verzichtet."

Diese auf eine sich entflammende Liebe fallenden Worte waren Oel auf Feuer. Ich ging durchaus nicht in mich und überhäufte die Gräfin mit Bitten und Protestationen. Sie blieb unerschütterlich und warf mir, indem sie in ihren Wagen stieg, das bewunderswertheste und anspornendste „Nie" zu, das jemals aus einem Frauenmunde kam. Als ihr Wagen wegfuhr und ich nach dem meinigen suchte, bemerkte ich im Umwenden, wen glauben Sie? Regis. Er war an diesem Tage nach Paris zurückgekommen, man hatte ihm im Hotel Grandbel gesagt, daß Madame im Gehölze sei; er war herausgeeilt, und war mit dem wunderbaren Instincte, der schneller zum Halsbrechen führt als unter Rosen, gerade recht gekommen. um hinter einem Haufen von Dornsträuchen den ganzen delicaten Theil der Unterredung anzuhören. —

„Morgen früh," sagte Regis, „werden Sie meine Zeugen besuchen und Sie werden denselben die Ihrigen nennen. Die Ursache wird ein Streit wegen unserer Pferde sein, es sind Beleidigungen zwischen uns erfolgt." — Andern Tags wartete ich mit Brevanne und einem ihm befreundeten Offiziere, als Regis selbst kam; und mir sagte er, daß er sich eben mit Herrn von Grandbel geschlagen habe, der ihn am vergangenen Abend bei seiner Frau überraschte, als ihr eben Regis thörichter Weise eine Scene von Vorwürfen machen wollte. — Herr Grandbel ist leicht verwundet, fuhr er fort; was uns betrifft, mein Freund, wir werden uns nicht schla-

gen. Denke Dir, daß ich diese Nacht, wo ich mich beim Landsknechten zerstreuen wollte, mich leidenschaftlich, sehr leidenschaftlich in ein kleines Wunder von Schönheit verliebt habe. Sie heißt Türkiß. Ich liebe die Gräfin durchaus nicht mehr, und finde nun, nachdem ich mich diesen Morgen für sie habe schlagen wollen, weil Alles dazu hergerichtet war, daß es lächerlich wäre, mich noch um ihretwillen zu schlagen. Ich gehe, Türkiß erwartet mich zu Hause, auf Wiedersehen! So verließ mich Regis, ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

„Gestehe ein, lieber Gabriel," unterbrach ihn Bodimont, „daß die Gräfin wie eine Heldin der George Sand nach der Natur zu Dir gesprochen hat, und daß sie, ohne Scherz, Dir eine wahrhaft erhabene Frau enthüllt."

„Nun ist es an Dir, Ferreol, jünger zu sein als ich. Was ich Dir erzählte, trug sich schon vor einem Monate zu; nun vor vierzehn Tagen komme ich hieher. Man sagte mir, daß die Gräfin in diesem Boudoir sei, wo wir uns jetzt befinden. Ich komme hieher. Im Augenblicke, wo ich die Thüre öffnen will, höre ich, Dank dem Teppich, der meine Schritte nicht hören ließ, das Geräusch eines Kusses, und dann dieses Wort: Schweige! Ich warte eine Minute, ich huste und trete ein. Die Gräfin unterhielt sich mit ihrem Vetter, dem Fregatten-Capitän, und ihrem kleinen Papagei, Myrta."

„Sie sind ein Verläumder, Herr von Floves. Die Gräfin küßte Myrta und das „Schweige" beweist nichts"

„Zugestanden; aber wenn die Heldinnen der George Sand und der erhabenen Frauen auch Papageien haben können, so erröthen sie nicht, wenn sie dieselben in Gegenwart eines Vetters geküßt haben. Ach, mein Gott, all das ist die Welt, mein lieber Ferreol, es ist das Leben, es ist die menschliche Schwäche. Das gilt von Regis, von der Gräfin und von allen Denen, die

im guten Glauben geschworen, daß sie sich ewig lieben werden.“

„Und Du sagst, Gabriel, daß Du erst zwei Monate in Paris bist! Teufel! welche Menschenkenntniß! Dann verzichtest Du wohl auf Deine Jagd? Du wirst nicht mehr lieben?“

„Ich, Ferreol, ich nicht mehr lieben! Ach, ich weiß nicht, ob dies lange dauern wird, aber in diesem Augenblicke liebe ich nicht, ich bete an!“

Nachdem Gabriel dies gesagt, und sich erhoben hatte, stürzte er aus dem Boudoir. „Der Jäger hat eine Spur gefunden,“ sagte lächelnd der Wechselagent.

III.

Bilder. Das Leben bei Fackelbeleuchtung. Kleine Vorrede zu einem großen Scandale.

„Es ist auf dem Schlosse von Regent-les-Vierges,“ hatte Regis gesagt, „auch eine Cousine der Frau von Grandbel, eine anbetungswürdige junge Wittwe, der Du den Hof machen kannst, wenn Du es nicht vorziehst, zu warten, bis sie Marquise von Oswed sein wird, denn sie soll sich wieder verheirathen“ . . . In der That in acht Tagen vom Tage an gerechnet, das heißt von der Nacht an, wo wir Herrn von Floves auf dem Balle der Gräfin wiedergefunden, wird Bertha von Villegarde Marquise von Oswed werden. Drei Uhr ist vorüber, Herr von Oswed ist schon lange da. Gabriel, der Frau

von Villegarde nur kommen und in den Salon eintreten sah, der an das Boudoir stößt, wo er mit Ferreol mit solcher Discretion geplaudert, verließ seinen Freund barsch.

Der Engel, denn Engel wird man sie immer nennen, den Herr von Floves anbetet, das ist die zukünftige Marquise von Oswed. Nun folgendes ist der Gegenstand der Anbetung: eine Cokette, eine Frau toll von Lob, Glanz und Geräusch; ein Geschöpf, begleitet durch den Haß, den Neid und die Eifersucht, die ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre Eleganz bei ihrem Vorübergehen erregen, mit mehr Geist als Seele, und mehr Impertinenz als Geist. Fähig, wahre Gefühle mit wahren Gefühlen zu erwiedern, wenn die sie beherrschende Eitelkeit ihre Rechnung dabei fand, war sie auch der Thorheiten fähig, die man für leidenschaftliche Streiche ansieht, wenn diese Thorheiten den Erfolg des allgemeinen Erstaunens oder den Ruf einer außerordentlichen Frau in Aussicht stellten. Mit einem glühenden Kopfe und einem kalten Herzen begabt, lau nur durch Zufall, hätte Frau von Villegarde, wenn ihr entflammter Kopf ihr Herz nach sich zog, durch Nichts in einer Ausschweifung sich aufhalten lassen; obwohl nun der glühende Heerd, der in uns Alles beleben muß, in ihr an so falscher Stelle war, so würde sie doch zu denselben Resultaten kommen, wie ein ächtes Weib, die sich durch eine Leidenschaft des Herzens fortreißen lassen würde; aber während bei dieser das ganze Wesen verwandelt, und durch einen Zauberanfall bestimmt und beherrscht wurde, würde bei Bertha die Genesung rasch eintreten und man würde sie einen Tag darauf ruhig bis zur Kälte und gleichgiltig bis zur Grausamkeit wiedersehen.

Gabriel besaß jene magnetische Schönheit, die im Innern dessen, der sie hat, Schätze jugendlicher Anmuth, Poesien von Liebe und starke Neigungen enthüllt. Ein jungfräuliches, glänzendes Schwert, deßen durchsichtige Scheide die Klinge sehen ließ. Schon bei dem Feste,

wo er Herrn von Grandbel kennen lernte, fetirt, wurde der junge reizende de Floves es noch mehr und auf zartere Weise in den Salons der Gräfin. Während die jungen Leute, die sich dort trafen, ihn wenig beachteten, — denn er dünkte ihnen nicht genug absprechend, nicht genug selbstbuhlend, vielleicht nicht fade genug, — folgten ihm wohlgefällig die Augen der Frauen und hörten ihn mit lächelnder Zuvorkommenheit an. Gabriel fühlte es, und fühlte sich manchmal dadurch verwirrt, aber er gewann stündlich an Sicherheit, und verlor dabei nichts von seiner verführerischen Frische. Er hatte Louisens Eintagsliebe mit Regis bedeutend bloßgestellt, er hatte den Geist der Frau von Villegarde in Feuer und Flamme versetzt, er hatte selbst in jedem Winkel ihres Herzens Alles untereinander gebracht und endlich ihre Coquetterie so vollständig zum Schweigen gebracht, daß Bertha eines Abends und zwar gerade an demselben Abende, wo die Gräfin im Geplauder mit ihrem Vetter den Papagei geküßt hatte, Gabriel auf die ungeschickteste Weise von der Welt merken ließ, daß sie ihm zu Gebote stehe.

„Aber der Marquis von Oswed? — Ach ja, der Marquis von Oswed. Das ist ein vortrefflicher Diplomat in jeder Hinsicht, vierzig Jahre alt, mit fast allen Orden Europa's geziert, mit einer Rente von hunderttausend Livres und mit der ganzen Liebe, die ein Diplomat haben kann, in Bertha verliebt, ein Mann von Takt, von Geschmack und Geist, kurz der angemessenste Gatte, den sich ein ehrgeiziges Mädchen oder eine vernünftige Frau nur wünschen kann! — Nun wohl . . . er heirathet Frau von Villegarde nächsten Freitag; es ist das geordnet, unterzeichnet, verkündigt und bekannt. Man gratulirt ihm überall als dem glücklichsten der Männer, und er läßt es sich gefallen, denn er ist selbst davon überzeugt.

Wenn in der Liebe die Frau durch Zufall, durch Gewandtheit oder durch Offenheit zuerst ihr Herz eröff-

net, gehen die Sachen schnell vorwärts. Die Liebe ist ein sehr kurzes Buch, dessen längster, oft hübschester Abschnitt die Vorrede ist: wenn die Verliebten diese überspringen oder zerreißen, Dank irgend einem weiblichen beschleunigten Geständnisse, ist man bald am Ende des Bandes. Bertha und Gabriel hatten sich demnach sehr rasch verstanden und begriffen. Balzac schrieb irgendwo dieses Wort (in welchem er nicht immer Recht hat) „die Liebe ist der Lohn für das Vergnügen". Und Gabriel hatte ein so lebhaftes und so stolzes Vergnügen empfunden, als er sich von Frau von Villegarde geliebt sah, daß er ohne Zeitverlust aus Dankbarkeit sich darauf verlegte, sie anzubeten. Man wird ohne Zweifel laut aufschreien, wenn man erfährt, bis zu welchem Grade der Leidenschaft Gabriel und Bertha gekommen sind, und wird den Beweis für unmöglich erklären, und nichts desto weniger bleibt es doch wahr, daß Herr von Floves morgen Samstag um 11 Uhr Abends Frau von Villegarde entführen wird. Morgen werden diese Turteltäubchen mit einander ihre Flügel entfalten und weit von Paris wegfliegen; morgen werden sie sich entfernen, um ihr Glück in einer Fischerhütte zu verbergen, an einem Ufer der Bucht von Audiern, am Gestade dieses Oceans, der „unendlich ist wie ihre Liebe!" Wie? Gabriel will schon morgen Paris verlassen? Ist das möglich? — Ach, für Bertha, für seine Bertha würde Gabriel die Erde und das Leben verlassen, sicher, den Himmel da zu finden, wo sie sein würde. Aber die Gesellschaft, die Welt der Frau von Villegarde, was wird sie dazu sagen? — Alles, was sie will. Zudem wird sie genöthigt sein, die ächte Liebe und Leidenschaft in der erhabenen Thorheit einer Frau anzuerkennen und zu bewundern, welche die Männer, die unwürdig waren, ihr zu gefallen, und die auf sie eifersüchtigen Frauen so oft beschuldigt haben, daß sie nicht lieben könne. Aber, Madame, denken Sie daran, die Gesellschaft hat ihre gerechten An-

forderungen, die Bürgschaft für ihre Existenz wie für ihre Sittlichkeit sind: Sie werden doch wenigstens Herrn von Floves heirathen" — Ach! ich weiß nicht, — er thut Alles, was ich will, der arme Junge — hat er nicht sogar die Delicatesse gehabt, indem er mir seine Liebe gestand, mir auch zu gestehen, daß er brustleidend ist, daß er bald sterben müsse? — Wohlan, ich will ihm die Welt zum Opfer bringen und ihm in seinen letzten Jahren so viel Glück darbieten, als ihm Gott für ein langes Leben schuldig war! — — Doch, Madame, man muß auch einmal nach Paris zurückkommen: wie werden Sie das anfangen? — Oh, darüber soll sich Niemand beunruhigen! — — ich werde mir einen triumphirenden Einzug zu bereiten wissen, mitten im Winter, und in die sprödesten Salons. Die Frauen werden mich „meine Theure" nennen und mich um einen Triumph mehr beneiden; und die Männer werden sich glücklich schätzen, die Spitzen meiner Handschuhe zu küssen.

Aber da gibt es endlich noch einen Marquis von Oswed, der in dieser Stunde vielleicht das Recht hat, in ihren Entschlüssen in Anschlag gebracht zu werden, und der sich auch immer für den Glücklichsten unter den Männern hält? — Nun, er soll es noch ferner glauben; es ist ein eminenter Diplomat, er muß zu schweigen ... und zu warten verstehen.

Im jetzigen Augenblicke tanzt Gabriel mit Bertha; sie haben Madame Grandbel und den Fregatten-Capitän zum vis-à-vis. Herr von Oswed spielt im Boudoir und hat Herrn Bodimont gegenüber; er spielt ruhig wie der glücklichste unter den Männern, der er ist, und Herr von Grandbel, der eben seinen Aussatz verlor, unterhält sich damit, den Papagei Myrta zu liebkosen, — ein liebes, kleines Geschöpf, welches die so selten bei seiner Gattung gefundene Tugend besitzt: „Die Verschwiegenheit." —

Nach der Quadrille setzen sich Bertha und Louise zusammen auf eine Causeuse, und Gabriel geht mit dem

Marine-Offizier Christian von Belp mit verschlungenen Armen auf und ab, trotz welchem er seine Besuche bei der Gräfin fortsetzte, welcher er den Cousin in Rücksicht auf die Cousine verzieh. Unter diesen letztgenannten Personen wurde nichts von Bedeutung gesprochen, hören wir auf die andern:

„Ich glaubte, liebe Schöne," sagte die Gräfin, „daß Du heute bei uns in einer blendenderen Toilette als jemals erscheinen würdest, als ein wahres Gedicht von verführerischer Eleganz, von Dir selbst componirt — — Aber ich sehe, daß Du meinen Salon einer solchen Ehre nicht würdig erachtest und daß Du sie Dir aufbewahrt hast für die außerordentliche Soiree, die Lady Normanby morgen gibt."

„Ich gratulire Dir zuerst, liebe Freundin, zu dem Geiste, mit dem Du meine heutige Toilette kritisirst," erwiederte Frau von Villegarde, — — — dann bin ich so frei, Dir zu sagen, daß ich bis ein Uhr auf meine Näherin, Madame Boisieux, gewartet habe. — — Mein Kleid kam an, als ich in den Wagen stieg; ich habe es Dir zum Opfer gebracht, und wenn ich so spät auf Deinen Ball kam, so weißt Du nun auch, weßhalb."

„Ach, arme Bertha, das habe ich mir doch wirklich gedacht: es ist noch nicht da, dieses Kleid, von indischem Mousselin bedeckt . . ."

„Mit englischen Stickereien, ja mit drei Smaragd-Sträußen. Ach, meine Theure, das wird — — das wäre entzückend gewesen! . . . auch meine Krone würde aus Smaragden bestanden haben, mit einem einzigen großen Diamanten."

„Man wird Sie morgen bei Lady Normanby sehen?" fragte der Fregatten-Capitän Herrn von Floves, im Augenblicke, wo sie an der Thüre des Boudoirs vorübergingen, wo man spielt.

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht . . . ich weiß nicht, ob ich kann," antwortete Gabriel, und fuhr leise

für sich fort: „Ach, morgen, um die Stunde, wo alle Welt sich Gesichter schneidet, werde ich bei ihr, noch bei ihr sein, mit ihr fortgegangen in die Mitte der Wüste auf eine Oase.“

„Christian,“ rief Herr von Grandbel, „kommen Sie doch zu einer Partie, „setzen Sie sich mir gegenüber.“

Die Cousins sind immer höchst gefällig für die Gatten ihrer Cousinen. Christian verließ Gabriels Arm, und dieser lehnte sich auf den Rücken der Causeuse, wo die Gräfin Frau von Villegarde eben allein gelassen hatte.

„Morgen, um eilf Uhr bei Ihnen, nicht wahr?“ sagte er.

„Wie bei mir! so offen? . . .“

„Aber Sie haben ja es selbst so bestimmt. — Eine Reise-Berline soll uns am Gartenthore erwarten. Nicht wahr, so bleibt es ausgemacht?“

„Ja, Gabriel, ja!“

„Bertha, lieben Sie mich?“

„Vielleicht; stehen Sie auf, da kommt Louise.“

Im Weggehen begegnet Gabriel Ferreol, der aus dem Boudoir kömmt und zu ihm sagt:

„Du weißt, daß morgen der erste Opernball ist . . . Komme hin, wir werden alle mehr oder minder maskirt sein; die Hautois wird mit Burschen von empörender Lustigkeit hinkommen; komm, wir amüsiren uns bis aufs Knochenmark und treffen für das Souper eine verständige Wahl. Bist Du damit einverstanden?“

„Nein, nicht ganz; ich glaube nicht — — — ich bin nicht gewiß.“

„Ach, ich verstehe, Du willst Dich auch bei Lady Normanby langweilen!“

„Nein, ich gehe nicht hin; nein!“

„Wo gehst Du sonst hin?“

„Wohin ich gehe,“ sagte Gabriel im Weggehen, indem er aus der Ferne erkannte, daß Bertha ihn ansah und ihm auf der Spitze ihres Fächers einen für Jeder-

mann unsichtbaren Kuß zusendete. — „Ich gehe auf die Glücksjagd!"

„Welch ein Jäger!" sagte Bodimont für sich.

IV.

Wie es für einen Berg immer noch Zeit ist ein Mäuslein zu gebären.

Beim Erwachen fand unser Held einen Brief seines Vormundes zu Hause vor; es war dies der vierte, den der gute Doctor seit seinem Aufenthalte in Amsterdam an den Undankbaren schrieb. Dieses Mal beklagte er sich bitter über das hartnäckige Stillschweigen und beunruhigte sich immer noch zärtlich um seine Gesundheit. Er benachrichtigte ihn, daß er seine liebe Schwester schwer krank angetroffen habe, daß er sie keinen Augenblick verlassen dürfe, und deßhalb den Zeitpunkt seiner Abreise nach Chantilly noch nicht angeben könne.

Gabriel hatte den traurigen Muth, an Herrn Van-Hopden einen langen Brief zu schreiben, den er von Chantilly datirte, und mit Lügen aller Art füllte, worin aber das Wort „Paris" nicht vorkam.

„Diesen Abend," sagte er zum alten Magloire, dessen Haare sich beim Anblicke der Lebensweise seines jungen Herrn zusehends bleichten, „diesen Abend werde ich eine kleine Reise machen; Du wirst Dich nach Chantilly begeben und dort diesen Brief auf die Post geben."

„Herr Gabriel, wenn Sie mir einige kurze Bemerkungen erlauben wollten —"

„Ich erlaube nichts dergleichen —. Befolge meine Befehle pünktlich und hüte Dich wohl, Dich über irgend Etwas auszulassen, was es auch sei.“

Der Tag wurde Herrn von Floves lang. Mit bleiernen Füßen zogen sich die Stunden an den oft befragten Zifferblättern hin. Endlich um zehn Uhr kamen die Postpferde in den Hof des kleinen Hotels, das Gabriel in der rue d'Astory gemiethet, und eine halbe Stunde später trat Van-Hopdens Mündel, der die Berline auf den Boulevards des Invalides an jenen Punkt geschickt hatte, wo der Garten der Wohnung der Frau von Villegarde endigte, zitternden Herzens zu seiner Vielgeliebten durch die rue de Varennes ein.

Als Frau von Villegarde Gabriel sah, entließ sie ihre beiden Kammerfrauen, die, wie es schien, mit Ihrer Balltoilette beschäftigt waren, und beeilte sich das Wort zu nehmen.

„Mein Freund,“ sagte sie, „ich erwartete Sie mit Ungeduld. Sie müssen mir verzeihen und mit ihrer süßen angebeteten Stimme „„Ja““ sagen, wenn ich Sie bitte, unsere Abreise bis morgen zu verschieben.“

„Bis morgen! Bertha! bis morgen! — Und warum? Schon vor acht Tagen haben wir den Entschluß gefaßt, der uns so glücklich machen soll und den Sie nun zögern zu erfüllen: wenn Sie mich lieben, wozu dann noch dieser Aufschub?“

„Eine Frauenidee.“

„Aber noch einmal —“

„Wohlan, mein Herr, weil ich es Ihnen gestehen muß — — ich wünsche auf den Ball der Frau von Normanby zu gehen. Sehen Sie dieses Kleid da, es ist ein Meisterwerk, ein Meisterwerk, gemacht, um gesehen, bewundert und beneidet zu werden! — Da ich gestern dieses Kleid bei Frau von Grandbel nicht habe zeigen können, so will ich es diesen Abend zeigen; es wäre ein Mord, es zu . . . .“

„Und Sie haben keine andere Ursache, unsere Abreise zu verzögern?"

„Nein, mein Freund, zum Beweise, wie sehr ich Sie liebe!"

„Also, unsere Träume von Glück für diese Nacht der Flucht . . . ."

„Aber, armer Theurer, unsere Träume von Glück werden sich verwirklichen! Sind Sie nicht meiner, meines Herzens und meiner Seele gewiß?"

„Ach, Bertha, Bertha!" sagte Gabriel, der wankend in einen Fauteuil fiel.

„Aber mein Gott, man könnte sagen, daß Sie zu weinen anfangen —. Kind! Hören Sie an, es kommt mir eine Idee, die tollste und hinreißendste, die man haben kann! Ich werde auf den Ball gehen und werde eine Stunde dort bleiben, eine halbe Stunde, einen Moment, nur so lange, um meine Toilette ein wenig beneiden zu lassen: auch Sie werden hingehen, und dann reisen wir heute Nacht noch ab: Sie entführen Ihre Geliebte im großen Ballschmuck: ist das nicht köstlich? — Man wird den ganzen Winter nur davon sprechen!"

„Nein," antwortete Gabriel kalt, aufstehend: „ich werde Sie nicht diesem Balle entführen, dessen Königin Sie sein werden; ich werde Sie nicht der Gesellschaft, den Triumphen, dem Herrn Marquis von Oswed und den Spaziergängen entführen, wohin er Sie begleiten wird . . . . Ich bedaure nur, daß Sie einen Augenblick sich der Gefahr ausgesetzt haben, all das zu Gunsten eines Mannes aufzuopfern, der thöricht genug war, zu glauben, daß Sie ihn einem Ballkleide vorziehen könnten!" —

„Gabriel!" sagte Frau von Villegarde.

Aber Gabriel, der sich, während er sein Stück Beredsamkeit absetzte, der Thüre genähert hatte, konnte sie nicht mehr hören. Die leidenschaftlich verliebte Bertha blieb nicht weniger als fünf Minuten auf dem Fauteuil

sitzen, auf welchem sie Gabriel angehört hatte; sie überließ sich den philosophischen Betrachtungen und endigte sie damit, um Gott zu danken, daß er sie im Augenblicke, wo sie im Begriffe war, sich ohne Zweifel für immer zu Grunde zu richten, gerettet habe. — Dann klingelte sie ihren Frauen und setzte ihre Toilette fort.

Herr von Floves erging sich eine Zeitlang gesenkten Kopfes auf dem Pflaster der rue de Varennes; als er die Stirne wieder erhob, war er um die Straße umgebogen und befand sich auf dem Boulevard des Invalides, gerade seinem Reisewagen gegenüber. Er blickte einige Sekunden auf die glänzenden Laternen, ohne sie zu sehen, dann rief er, gleich als wenn er aus einem Traume erwachte:

„Postillon, auf den Ball der Opera!"

V.

Andre Bälle, andre Liebe. Vom Carneval in der Oper 1846.

In der Oper angekommen, warf Gabriel einen Blick in das Foyer und fand es finster. Er ließ sich eine Loge öffnen. Indem er sodann den Saal betrachtete und dieses schreckliche Orchester anhörte, wo die Blechinstrumente und Trommeln die Hauptrollen hatten, gab er sich ganz dem Taumel dieses seltsamen, wunderbaren und wilden Schauspiels hin, das seines Gleichen nicht auf der Welt hat. Es dauerte lange, bis er sich klar

darüber wurde, während er den Kopf auf die Hände gestützt sich immer mehr in seiner Beschauung verlor.

Unser Freund dachte nun nicht mehr an seine fehlgeschlagene Entführung, nicht an Bertha von Villegarde, nicht an Louise von Grandbel. Geblendet, betäubt und außer sich dachte er nur daran, diese ungeheure Saturnalie in allen ihren Einzelheiten zu sehen, als plötzlich aus der Mitte einer Quadrille eine Stimme zu ihm drang:

„Heh! heh! da oben! Ohe, Engel! Erzengel! Ohe, Erzengel St. Michael! nein Gabriel! .... ohe! mein Herr, verzage nicht, ich bin Dein!"

Herr von Floves erröthete wie eine ächte Jungfrau. Er erinnerte sich dieser Stimme, ohne sich sagen zu können, wo er sie gehört habe. Sie gehörte einer augenscheinlich jungen Frau, mit einer Jokeykappe von kirschfarbenem Sammt, mit köstlichen Schuhen und stark entblößt; nur mit einem kirschseidenen Pantalon bekleidet, die sehr gegen ein gesticktes, mit feinen Spitzen besetztes Hemd abstach, und die Taille mit einer buntscheckigen Schärpe von ächtem Casemir umgürtet. Außerdem trug diese Frau Brillanten an den Ohren und Händen.

„Werde nicht ungeduldig, Erzengel!" bemerkte sie weiter, „ich werde zu Dir kommen und Dir ein Paar Worte sagen."

Gabriel besann sich über den Namen dieser Frau, und dieser Name stieg an die Oberfläche seines Gedächtnisses, als ein männlicher, nackter Arm durch die Logenlücke langte und die Thüre ohne Weiteres öffnete. Dieser Mann trug einen Schnurrbart, der um seine Ohren gewickelt war und eine so unwahrscheinliche Nase, daß sie der ehrgeizigste Polychinello zu lang gefunden haben würde. Auf einer gepuderten Perrücke hatte er einen Trichter, der durch ein Paar aneinandergehäkelte Strumpfbänder am Kinn befestigt war. In Alvestens Kleid mit den famosen grünen Bändern gehüllt, hatte er den Jabot durch einen aus Pfaufedern gemachten, ungeheuern ent-

falteten Fächer ersetzt; das eine Bein stack in einer gelben Reiterhose, das andere in der Hälfte eines Pantalons von schwarzem Tuche, und er ging und tanzte in ein Paar Stiefeln à la Suwarow. Von seinen Händen trug die Eine einen Handschuh von Kaninchenfell, die andere einen goldgestickten Seidenhandschuh.

„Ah, nun!" sagte er, indem er Gabriels Hände ergriff, und dessen Nase mit seiner Nasenspitze berührte, „sind wir endlich unserer schönen Liebesverhältnisse ein wenig müde? Unsere schönen, kleinen, blonden Grafen sind also nicht mehr durstig nach unseren schönen großen braunen Gräfinnen?"

„Was wollen Sie damit, mein Herr," unterbrach ihn Gabriel lebhaft, der nicht wußte, sollte er darüber lachen oder sich ärgern.

„Mein Herr! . . . Du sagst „„mein Herr"" zu Deinem Freunde? Nun, mein Herr, ich grüße Sie!" — Und der Menschenfeind nahm gerade, als wenn er nach seinem Hute greifen würde, seine Nase zwischen seine Finger und senkte sie ernst, um Gabriel zu begrüßen. Dieser erkannte Regis von Aubiers, und fing an zu lachen. —

Sie forschten ihre Geheimnisse aus. Regis pries aus vollem Halse die Verdienste der Frau Türkiß, als die Quadrille ihre letzten Noten in einem langen Trommeln der Cymbeln verdonnern ließ. Die Frau mit der kirschfarbenen Kappe, die soeben Gabriel angerufen hatte, sprang auf den Rücken eines Pompiers, bat um die Hand eines auf der Gallerie sitzenden Gentlemans und befand sich nach einem letzten Satze in der Loge des Herrn von Floves.

„Wie, treuloser Undankbarer!" schrie sie: — denn auf den jetzigen Maskenbällen der Opera spricht man ein wenig in den Winkeln und im Hintergrunde der Logen, aber sonst schreit man überall: „„wie, wie, wie!"" „Sie sind in Paris und kommen nicht, mir ihre Hul-

dingungen zu Füßen zu legen! Und lassen mich vertrocknen vor Ungeduld, vor Langeweile und Liebe! Sprechen Sie doch! Sie sind ja stumm wie ein todtes Weib!"

Gabriel erkannte Eskopette.

„Verzeihung, Madame," sagte er. „Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Paris habe ich mich in die rue de Provence begeben, um Ihnen meine Charte zu bringen; man sagte mir . . . .

„Ach! ja, mein Theurer, das ist das Leben; als ich von Chantilly zurückkam, fand ich, daß man meine Möbel gepfändet hatte . . . Ich mag das nicht. Und dann genirte mich die rue de Provence: es gibt Banquiers dort, die schneiden Ränke! das degoutirte mich."

„Hast Du Ferreol gesehen, Eskopette?" unterbrach sie Regis.

„Ja, mein Lieber, er ist in einer Loge im zweiten Range über uns, wo er wie ein Krankenwärter schläft — ich glaube, in der Loge 28. Geh, sage ihm, daß ich ihn liebe, Du beengst und beängstigst mich hier!" — —

„Du bleibst hier, nicht wahr, Gabriel?" sagte Regis im Weggehen; „ich werde Dich hier wieder finden; wir soupiren mit einander."

„Ich habe mich nun," bemerkte Eskopette, als sie mit Herrn von Floves allein war, „in die rue Fontaine begeben, wo nun mein Leben dahinfließt, ich habe die Wohnung und das Mobiliar der Lopas-Michan genommen, die sich eben bürgerlich verehlichte, die Gans!"

„Wie befindet sich Herr von Hautoy?" fragte Gabriel.

„Er befindet sich als Candidat von Sceaux! Oh, er wird es durchsetzen, er wird Deputirter! — Scheint auch, daß er heirathen will. — He, da unten, Coralle!" schrie Eskopette, sich unterbrechend. „Er hört nicht, der kleine Strauß! Plärrt sie mit dem Pierrot! — — Co-

ralle, der Erzengel ist gekommen, der Erzengel von Chantilly . . . Coralle!" —

Als man die Ankunft des Erzengels ankündigen hörte, wendeten sich eine Menge Masken um und schauten in die Höhe, und da Eskopette die Hand auf Gabriels Stirn gelegt hatte, wiederholte man: das ist der Erzengel, seht, das ist der Erzengel! Dicht wie Hagel fielen die Witze der Männer und die Artigkeiten der Frauen auf unsern Freund; er wurde darüber sehr verlegen; glücklicher Weise hörte Corallenblüthe nicht und begann eine Quadrille.

„Ah! bist Du endlich da, Herr Graf!" sagte Ferreol, als er in die Loge trat, „Regis sagte mir, daß Du hier bist, und ich eile herbei, Dir zu gratuliren. — — Sagt doch alle Beide, sprecht Ihr von Geschäften hier, komme ich ungelegen? Oder genire ich Euch?"

„Nein, nein," sagte Gabriel, der bisher auf die lustige Stimmung, auf die Scherze, auf die schönen Augen und rothen Lippen seiner Gefährtin nichts zu erwiedern fand. — —

„Grobian!" sagte Eskopette, indem sie ihm eine Ohrfeige gab, sanft wie eine Liebkosung.

„Nun," bemerkte der Wechselagent, „was sagst Du zu allem dem? Und er zeigte auf den Saal.

„Ich, mein lieber Ferreol, ich kann nichts sagen, ich kann nur sagen, daß ich betäubt, außer mir und toll bin; ich glaube zu träumen! — — Madame wird hoffentlich," fuhr er fort, indem er Eskopettens Hand zu nehmen wagte, „das Erstaunen eines armen Provinzmenschen verzeihen?"

„Ich, Erzengel! ich weiß dem viel zu verzeihen, der mich viel lieben kann!"

„Aber betrachte doch, betrachte doch," sagte Ferreol, indem er den Arm gegen den Saal gestreckt, anfing in Versen zu declamiren."

„Ah," bemerkte Escopette, „sieh da, Du bist also

Dichter; das ist lächerlich, mein Lieber; man ist entweder Poet oder Wechselagent, man ist aber nicht beides zugleich; man ist reich, oder man hat keinen Sou; man hat nur Eine Art, Thier zu sein, aber dann ist's aus! man bleibt dabei stehen! Willst Du nicht auch heirathen, um Dich ganz fertig zu machen?"

Ferreol wiederholte seine unterbrochenen Verse.

„Ach, mein Alter!" sagte noch das tolle Mädchen, „wenn Du fortfährst, uns etwas in der Sprache der Götter vom Ende des pont-des-arts vorzubringen, so gehe ich."

Der Wechselagent fing von Neuem an . . .

„Das ist die tolle Stunde, wo die Menge

Eskopette öffnete die Thüre.

„O! Madame," sagte Gabriel, um sie zurückzuhalten; aber Ferreol hob wieder an:

„Das ist die tolle Stunde, wo die Menge
„Sich trunken wieget nach den Blechakkorden,
„Zuerst die Frau sich bietet im Gepränge,
„In Balles Flammen, die die Schaam ermorden,
„Satan versteckt in der Musik Gedränge,
„Trompetend heulet in wollüst'gen Worten;
„Und wo man sieht, wenn man das Aug' erhebet,
„Wie am Plafond die feur'ge Wollust schwebet.

Die hübsche Eskopette war verschwunden.

„Wir finden sie wieder," sagte Ferreol von sich selbst entzückt, „wir finden sie in dem Moment wieder, wo sich Alles findet, in der Stunde des Soupers. Regis hat ein Cabinet im goldenen Hause belegt; wir sind zu acht: Du, Armand, Regis und ich; Eskopette, Corallenblüthe, Türkiß und die Schlange."

„Wer ist die Schlange?" fragte Gabriel.

„Du wirst es wohl sehen. Wollen wir einen Gang

durch den Foyer machen? Aber vorher will ich Dir ein hübsches Bild zeigen."

De Floves ließ sich führen wie ein Betrunkener, der sich im Weine übernahm; Bodimont ließ ihn ins höchste Amphitheater steigen, das sich über den Leuchtern befindet und den weiten Saal beherrscht.

Das Schauspiel, das sich nun vor Gabriels wilden Blicken entrollte, war ein ungeheurer, lebender und wunderbarer Collet. Eine tolle, verwirrte, bunte Maskenmenge tanzte unter Geschrei einen monströsen Galopp, in welchem die Blasinstrumente, die Cymbeln und Trommeln in wüthenden Noten kämpften. Von Takt zu Takt wuchs der lärmende Wahnsinn, die Menge lief mit wilderer Tobsucht und das Geschrei wurde durchdringender. Bald sah Gabriel nur noch einen farbigen Wirbel, eine lebende Masse und namenloses Gemisch, das sich heulend herumdrehte; dann ließen aufsteigende Staubwolken, die sich mit dem Qualm der Lichter vermengten, diese schwindelige, höllische, phantastische Runde erkennen, diesen funkelnden, düstern Alp, in dessen Hintergrunde man noch einen kleinen magern Mann erkennen konnte, grüngelb, satanisch, ruhig und ernst wie ein egyptischer Gott: Musard! Der Ball, der wahre Ball der Opera ist nur noch eine Erinnerung; und jedes Jahr verwischt sich diese Erinnerung mehr und mehr. Der Rahmen ist noch immer derselbe, die Leinwand wird bald ganz verwechselt sein; jede Ballnacht nimmt ein Stück davon mit fort. Einstmals — ich bedaure es, als wenn ich alt wäre — einstmals öffnete der Carneval, wann er kam, für einige Tage die Bande, die die Gesellschaft knebeln, und wenn man die Convenienz nur ein wenig respectirte, so gestattete dieser Schutz der civilisirten Völker der neuen Liebe Nächte mit geheimen Orgien und verhülltem Glück. Manchmal kam man auf dem Wege der Intrigue durch Geplauder zur Liebe. Der Carneval war überhaupt die Intrigue; heute ist er nur noch der Cancan; dieser hat

jene getödtet. Die Opera wollte diese beiden Feinde schonen und jedem seinen Bezirk anweisen, der Intrigue den Foyer, und den Saal dem Cancan. Aber als dieser im schwarzen Frack und Domino in den Foyer trat, entfernte sich die Intrigue. Sie hielt trotzdem noch an der Opera fest und flüchtete sich in die Logen; aber als in einer Nacht der Saal zu voll war, ergoß er sich in die Logen, und in dieser Nacht ging die Intrigue in den tanzenden Wogen unter.

Bei seiner Ankunft hatte Gabriel den Foyer anfänglich düster gefunden; er erschien ihm wie eine schwarze Masse vor seinen Augen, wie ein eintöniges Gesumse vor seinen Ohren. Nach einer Viertelstunde konnte er jedoch einige Worte in dem Gesumse unterscheiden. Spöttereien und Zoten von frischen Stimmen; er erkannte mitten in der Masse hie und da funkelnde Augen, die durch den Sammt der Wölfe blitzten, rosige Lippen mit weißen Zähnen unter den Spitzenbärten, und am Arme der Spaziergänger mehrere feine Hände mit weißen Handschuhen. Er hätte sich gerne ein wenig setzen mögen, um zu betrachten, aber schon stritt man sich um den geringsten Platz, als gelte es einen Sitz im Institute. Gabriel war genöthigt, seine Beobachtungen im Gehen zu machen. Er machte bald die ihm auffallende Bemerkung, daß die glücklichsten, gefeiertesten und am besten von der weiblichen Welt Aufgenommenen fast alle schauderhaft alt waren. Indem er andere weniger Glückliche und weniger Gesuchte gähnen sah, erkannte er die Festigkeit des menschlichen Kinnbackens. Der Foyer schien ihm ganz voll von der Bedeutung gewisser junger Männer, die, nach der vorgestrigen Mode gekleidet, lachten, plärrten und gesticulirten; er bemerkte wieder Andere, deren Galanterien bewiesen, daß sie in zu viel oder zu wenig Champagner den Geist gesucht hatten, den sie gerne hätten haben mögen. Von Zeit zu Zeit käuten kleine junge Leute rhetorische Blumen für die Damen,

die die Greise mit Berloquen und Diamanten würzten, und unter einzelnen wenigen Gesichtern von bekannten Leuten stieß Herr von Floves auf Hunderte von vollständig unbekannten Menschen.

Hier treffen sich auch jene Vergnügensjäger, Dilettanten und überall Eingeladenen, denen man in allen Soireen von Paris begegnet, auf allen Ausflügen, in allen Concerten, in allen ersten Vorstellungen, bei allen Festen und überhaupt überall, wo es nur einen Scheingrund zu einer Gesellschaft gibt; deren Namen man nicht kennt, noch ihren Stand, ihr Vermögen, ihren Rang, ihren Anfang und ihr Ende; die Niemand kennt und doch Jedermann wieder erkennt, die tanzen, spielen, reden, zischen, applaudiren, wetten, verzehren und dazu dienen, daß man am Tage nach dieser oder jener Gesellschaft sagen kann: „Es waren wahnsinnig viele Leute da!" oder auch: „Ganz Paris war dort."

Gabriel wollte, da er vielleicht sich ein wenig nach Eskopette sehnte, seinen Gefährten bitten, daß er ihn in seine Loge zurückführen solle, als ein seidener Domino, dessen sammtbartige Maske mit einer Sorgfalt vom besten Geschmack das Gesicht verbarg, unserem Helden in den Weg trat und sich zu ihm beugend mit halblauter Stimme sagte:

„Guten Abend! glückliche Nacht, Herr Graf von Floves!"

„Das kann von Ihnen abhängen, Madame," erwiederte der junge Mann. „Habe ich demnach die Ehre, von Ihren schönen Augen gekannt zu sein?"

„Ja, Gabriel, und ich beweise es Ihnen, indem ich Sie bitte, Ihre liebe Brust mehr schonen zu wollen. — Aber machen Sie sich doch von Ihrem Freunde los!"

„Mein Freund," sagte Gabriel zu Ferreol, „ich bin genöthigt, Dich Dir selbst zu überlassen."

„Ich bedaure," sagte der Domino, den Arm des Grafen ergreifend, während Ferreol sich entfernte.

„Erweisen Sie auch ihm die Ehre, ihn zu kennen?“ bemerkte Gabriel wieder.

„Urtheilen Sie. Dieser Bodimont, dieser Mensch mit der banalen Figur, der, mit banalen Manieren und banalem Geiste, ist eine kostbare Type: er gibt ein treffliches Bild für diese Epoche und dieses Paris, wo Anmaßung, Ehrgeiz und Eitelkeit den Sieg über die Fähigkeiten davontragen. Er ist ein Viertel Wechselagent, er hat eine Viertel-Aktie bei einem großen Unternehmen, hat eine Viertel-Loge in der Oper, ein anderes Viertel in der italienischen; er hat ein Viertel von einigen Vaudevilles gemacht, er ist zum vierten Theile Miteigenthümer eines Hauses, und er hat eine Geliebte, die er . . .“

„Ich verstehe,“ unterbrach sie Herr von Floves. „Man sagt, daß er heirathen wolle.“

„Ja, aber aus Gewohnheit wird er vielleicht seine Ehehälfte nur zum vierten Theile haben . . .“

„Teufel! Sie sind nicht gut, Madame.“

„Sie wollen sagen, daß ich nicht dumm bin.“

„Das denke ich auch, aber — — —“

„Ist es nicht dasselbe?“

„Sie müssen hübsch sein, um Ihnen das zu verzeihen?“

„Ich mache mir nichts aus der Verzeihung, mein Herr. — — Ob ich hübsch bin? Nein.“

„Wirklich?“

„So wahr, als Sie mich anbeten werden!“

„Wenn ich Sie nun beim Worte nehmen würde! wenn ich Sie verließe, ehe ich anfinge, Sie zu lieben?“

„Sie würden es schon nicht mehr thun können.“

„Sie sind demnach hübsch, da Sie so sicher sind.“

„Ich habe Ihnen Nein gesagt.“

„Aber wenn die Frauen so leicht dieses Nein sagen, kann man ihnen glauben! Wenn Sie häßlich wären und so offen, es zu gestehen, würden Sie auch so offenherzig

sein, mir zu sagen, welchen Ersatz Sie mir für den Mangel an Schönheit bieten würden?"

„Alle Fehler!"

„Welche Anmaßung!"

„Oder alle Eigenschaften."

„Nein, nein, das wäre noch schlimmer; ich ziehe die Fehler vor."

„Sie haben Recht und ich auch. Die Weiber gewinnen die Männer durch Fehler, sie verlieren ihre Liebhaber, wenn sie ihre Eigenschaften sehen lassen. Und Sie, Graf Gabriel, haben Sie Laster oder Tugenden?"

„Ich, Madame, habe beides."

„Ja, die Rückseite und die Vorderseite. Nennen Sie mir doch Ihr unheilbarstes Laster!"

„Gerne. Wissen Sie, es ist das jüngste und der Obergeneral über alle anderen; es ist unwiderstehlich, rasend!"

„Ich warte, mein Herr, bis Sie die Güte haben werden, mir seinen Namen zu nennen, und mir es vorzustellen. —"

„Madame, es ist die Liebe, die Sie mir soeben einflößten."

„Nicht doch! Sie wissen ja noch nichts von mir, armes Kind! Was hätte Sie so bethören können?"

„Alle Ihre Mängel."

„Ich prahlte."

„Nein, ich sehe sie."

„Wo denn?"

„Sie flammen in Ihren Augen. Und wissen Sie, Madame, daß dies die verführerischste aller Verlockungen ist! Wissen Sie, daß die Wesen, Männer oder Frauen, selten sind, die so gewaltig organisirt sind, um solche Eigenschaften in sich zu vereinigen? Ein so ausgestatteter Mann könnte einen Engel in Versuchung führen! ein also geschmücktes Weib würde alle Männer um ihre Seligkeit bringen! Fangen Sie bei mir an."

„Wer sagt Ihnen, daß ich erst am Anfange bin?"

„Wohlan! so endigen Sie mit mir!"

„Ich will nicht endigen!"

„Sind Sie der böse Engel, unsterblich, wie er?"

„Die bösen Engel sind zahlreich, und — —"

„Und Sie gehören zu ihrer Schaar?"

„Vielleicht — — —"

Diese letzten Worte wurden in einem so seltsam ernsten Tone gesprochen, daß Gabriel stehen blieb, sich dem Domino gegenüberstellte und in ihre Blicke zu dringen suchte; aber ihr Glanz blendete den jungen Mann zu sehr, um darin lesen zu können.

Ferreol erschien wieder.

„Man will sich eben in den Festsaal begeben," sagte er, „und die Damen erwarten den schönen Erzengel."

„Ich werde sogleich zu Euch kommen," erwiederte Gabriel; geht immerhin. Gib mir nur den Ort an."

„Nun, im goldenen Hause, Cabinet Nro. 7. Ich werde die Austern öffnen lassen; bleibe nicht lange aus!"

„Wollen Sie mir die Ehre geben, mit mir zu soupiren, Madame?" bemerkte Herr von Floves wieder, als er sich von Neuem allein mit seinem Domino befand. Wenn Sie wollen, können wir zu unseren Freunden gehen, oder ich werde Sie mit keiner andern Gesellschaft als der meinigen belästigen."

„Vereinigen wir uns mit Ihren Freunden!"

„Ich werde nun doch endlich Ihr Antlitz sehen, erfahren, wer Sie sind, Sie kennen lernen! Denn nicht wahr, ich habe Sie niemals gesehen?"

„Das ist wahr. Ich wurde von Armand von Hautoy zu Ihnen geschickt; er war eifersüchtig auf Eskopettens Aufmerksamkeit für Ihre schönen Augen und Ihre sanfte Stimme."

„Und Sie, wer sind Sie denn? Sie können es mir nun sagen, weil nun doch sogleich . . ."

Der Domino antwortete mit vibrirender Stimme

„Ich bin ein elendes Kind des Pariser Pflasters, ein Opfer von Paris. Paris, oder vielmehr die Menschen, die Paris zu dem machen, was es ist, Paris hat mir das einzige Wesen getödtet, das ich geliebt habe und das ich immer lieben werde: einen Dichter, ein Kind, einen Engel! — Ich werde mich rächen, und ich werde ihn rächen bis in meine letzte Stunde an allen Männer, die ich umschlingen kann. Gestern war es ein schöner junger Millionär, der daran starb, heute geht es an Sie, morgen an einen Andern.“

„Und Sie unterrichten mich zuvor und fürchten nicht, daß . . .“

„Daß Sie mir entwischen könnten. Sie werden es nicht können, denn Sie werden mich sehen. Ich sagte Ihnen, ich sei nicht hübsch . . . sehen Sie mich an, ich bin schön!“

Und da sie in diesem Augenblicke in einem fast leeren Winkel angekommen waren, riß der Domino seine Maske und Kapuze heftig hinweg, und Gabriel wurde von starrer Bewunderung ergriffen.

„Nicht wahr, ich bin schön?“ fing das seltsame Geschöpf wieder an; „und werde sogleich noch viel schöner sein, gehe doch! — Verlasse mich, wenn Du es vermagst! — Fort, fort, ins goldene Haus.“

„Mit welchem Namen solle ich Sie nennen?“ fragte Herr von Floves fast zitternd.

„Man nennt mich die Schlange, Graf Gabriel, ich habe keinen andern Namen.“

VI.

Ein Dämon.

Mit dem Souper schloß diese Ballnacht, die in Gabriels Leben Bedeutung erhielt und für ihn vielleicht der Anfang des Endes wurde, da er nun zu trinken anfing, zu trinken in der brutalsten Bedeutung dieses Wortes, zu trinken, um sich zu betäuben, um sich zu berauschen, um zu vergessen — — —

„Ein donnernder Toast dem Erzengel von Chantilly!" rief Madame Türkiß. — — — „Chantilly!" wiederholte Gabriel. Dieses Worte führte ihn in das vom Doktor für ihn geschaffene Eden; er sah ihn wieder, den edlen Van-Hopden; er ging, auf seinen Arm gestützt, spazieren, er hörte noch die Erzählung von seinem wohlthätigen Leben, er befand sich wieder mit ihm in ihrem gemeinschaftlichen Salon, mitten unter der Annehmlichkeit des Comforts, unter den Wundern des Luxus und der Künste, und fühlte noch auf seiner Stirn den letzten Abschiedskuß. — — Und er trank.

„Der Tausend!" rief Corallenblüthe, „das ist eine Laube, die trockner ist, als das Herz eines Wucherers!"

„Die meinige hat ein respectables Alter," setzte Regis hinzu, „und es wäre vielleicht schlecht, ihr das Messer in den Leib zu rennen."

„Junger Brudermörder," sang Eskopette am andern Ende des Tisches, „sehr gut! Deine Rede hat uns zu Thränen gerührt."

„Ich wollte," fuhr Eskopette fort, „der Horizont wäre so unendlich wie meine Seele."

„Nein," unterbrach sie Türkiß, Du willst Wein von

Grave — Du Ferreol, der Du ernst (grave) bist, fülle ihren Kelch, dann wird sie schweigen."

„Meine Fräulein," bemerkte von Hautoy zwischen hinein, „Sie schreien zu sehr, Sie benehmen sich nicht wie Frauen von Welt."

„Fort damit," schrie Corallenblüthe noch ein wenig lauter; „Ihre Frauen von Welt sind schmutzig wie Pförtnerinnen."

Der aristokratisch erzogene Gabriel konnte sich nun nicht enthalten, die Weltdamen, die er verließ, mit den Frauen zu vergleichen, unter denen er sich befand; der Unterschied verletzte ihn sehr an jenen Stellen, welche die Erziehung in ihm empfindlich gemacht hatte. — Er wollte das Gefühl dieses Unterschieds, dieses Gegensatzes unterdrücken. — Und er trank.

„Die Schlange redete nur wenig drein, und dann hätte man sagen können, daß sich ihr Wort an den Flammen ihrer Augen entzündete, mit ihren Blicken, mit ihren wenigen Worten, mit ihrer Manier, alle Augenblicke Gabriels schöne Haare von seiner Stirne zurückzustreichen, um ihn besser zu sehen, und mit ihrem Lächeln, mit dem sie unaufhörlich dem Jüngling sein Glas anbot, das sie jedesmal mit dem ihrigen vertauschte, entflammte sie in Wahrheit den armen Jungen.

Zuweilen sandte ihm Eskopette, die von Armand so weit als möglich von Herrn von Floves weggesetzt worden war, einen Liebesblick, der von Champagner, Bedauern und Willfährigkeit zeugte, oder auch wohl eine wohl ausgesonnene Artigkeit, die das Herz des Erzengels durchdringen sollte, aber die Schlange fing Artigkeit wie Liebesblick auf . . . sie antwortete für Gabriel, und zwar mit einem solchen Blicke, daß Eskopette fast zitternd erst wieder anzufangen wagte, nachdem sie zwei bis drei Gläser gefüllt und geleert hatte. Uebrigens schienen die Verschlingerinnen wie die Verschlungenen selbst die Schlange zu fürchten; nur ihr gegenüber erlaubte man sich keine

beleidigende Scherze, gleich als ob jeder das Gift und die Schärfe ihres Stachels schon manchmal versucht hätte.

Kein Geschmack konnte es bestreiten, daß diese Frau ein prachtvolles großes, biegsames Geschöpf war, mit Händen und Füßen von erlesener Zartheit. Sie trug auf einer wunderbar entwickelten Büste, einen kleinen zitternden Kopf, der mit dem etwas langen, aber biegsamen und majestätischen Halse eine schöne Vereinigung bildete. Ihre goldenen Haare funkelten und warfen einen halben Reflex von blendendem Glanze. Ihre grün-gelben Augen schienen sich manchmal zu erweitern, wie die von dem Geschlecht der Folie-Katzen. Die Nase, stolz, wie alles an ihr und schön gezeichnet, hatte rosig-weiße Flügel von vollendeter Reinheit; endlich der gewöhnlich starke, hochrothe und sinnliche Mund konnte sich plötzlich so zusammenziehen, daß er fast ganz verschwand und an seiner Stelle nur eine Ritze für kalte, bis zur Wildheit unversöhnliche Linien zurückließ. Wenn man den von dieser Frau für sich gewählten Namen erfuhr, konnte man sich denken: „Ja, sie hat sich wirklich den rechten Namen gegeben: ihre Augen bezaubern und ihr Zauber muß tödtlich sein; ihre Küsse müssen das Leben dessen einathmen, der sie empfängt; ihre Umarmungen müssen die Sonne, den Geist und die Seele betäuben, sie müssen mitleidlos ersticken.“

„Ach!“ sagte Gabriel halb berauscht, „Du suchst Deine Beute, stolze Schlange, ohne Dich aufhalten zu lassen, und nun hast Du mich zum Opfer gewählt, Du unterhältst Dich damit, junge Geschöpfe voll von Leben und Zukunft zu verschlingen, wie dies in drei Bissen — aber, meine Theure, Du fährst schlecht mit mir, das Werk ist halb gethan“ . . .

„Schlange,“ unterbrach ihn Regis, „hören Sie ihn nicht an; er will Ihnen sagen, daß er brustkrank ist, das ist ein System, sich interessant zu machen — mein lieber Gabriel, Du wirst absurd mit Deiner Schwindsucht.——

„Absurd, das ist das rechte Wort," setzte Ferreol hinzu, „denken Sie, daß er nach Paris kam, um auch hier auf die Liebe zu jagen, das Kind! Und hier begegnet er nun einer Schlange! siehe zu, Gabriel, diese da ist das Wild, die den Jäger tödten wird!"

„Ich sage Dir, Schlange, daß ich brustkrank bin," fuhr Gabriel hartnäckig fort, „Du willst mir die Rolle des Todes zuweisen, aber der Platz ist schon besetzt."

„Ach! nun ist es nicht mehr drollig," sagten auf einmal Fräulein Eskopette und Corallenblüthe, mit der Wittwe Türkiß!"

„Zu trinken!" schrie Gabriel, „schenkt mir Liebe ein, Lust und Leben! Und Du, Schlange, lasse mich noch ein wenig leben, um Dich viel zu lieben!"

„Trinken Sie, mein schöner Gabriel," antwortete man ihm mit einem reizenden Lächeln, „ich werde Sie lange genug leben lassen, um sich in der Stunde, wo Sie das Leben lassen müssen, bitter darnach zurück zu sehnen." Und Gabriel trank.

Die andern Soupirenden tranken noch viel mehr wie er. Bald sprach man zu einander, ohne sich zu hören, man fragte, ohne eine Antwort zu erhalten, man sprach mit sich und für sich, und man trank, ohne zu wissen, was man trank. — Es war ein unsinniger Chor, der in acht verschiedenen Tönen gesungen wurde, und später erinnerte sich keiner der Gäste mehr, wie er die andern verließ.

Von dieser Nacht an begann für Gabriel ein glühendes Leben, voll von Bällen, Soupers, Landsknecht und glühenden Orgien. Er nahm die Schlange als Genossin zu sich und ließ sich von ihr leiten; sie machte ihn zum König dieser Welt von Lüstlingen, die nur in Paris ihren unersättlichen Durst nach Vergnügen, Festen und Geräusch stillen kann. Er verband sich aufs Innigste mit der Schlange, diesem mächtigen Dämon der Verschwendung, der immer damit anfängt, sich von Euch überwinden zu

lassen, um Euch um so sicherer unter die Erde zu bringen. — Ich erlaube Dir, was Du wünschest, hat Floves Genossin zu ihm gesagt; Du kannst jede Deiner Phantasien befriedigen, in die Gesellschaft zurückkehren, um dort Verbindungen anzuknüpfen; Du magst mich für einen Tag, für eine Woche, für einen Monat verlassen; Du magst ein-, zwei-, zehnmal untreu gegen mich sein. — Ich absolvire Dich von vornherein, Gabriel, denn ich weiß, daß Du zu mir zurückkehren wirst!

Gabriel kehrte in die Welt zurück, er hatte dort große Erfolge; er machte alle Arten von Thorheiten, er wurde Spieler und spielte bis zum Moment, wo er immer gewinnend das Spiel fade und unerträglich fand. Er verließ die Schlange am Tage, wo er einen Brief von seinem Vormunde erhielt, der immer noch bei seiner Schwester, die sich in Lebensgefahr befand, zurückgehalten wurde. Einen Augenblick hatte er die Absicht, nach Chantilly zurückzukehren oder nach Amsterdam zu reisen, aber es fehlte ihm an Muth; er schrieb Lügen, indem er seinen Brief wieder von Chantilly datirte, und beschloß auf diese Weise die Briefe des Doktors immer zu beantworten. Er nahm eine neue Geliebte an, er betrog sie wegen einer andern, er wollte mehrere zugleich haben . . . und dann kehrte er zur Schlange zurück, die ihn lächelnd empfing, mit Liebkosungen und Küssen.

Also verfloß der Winter.

VII.

Ein Engel. Eine Vision.

An einem Morgen gegen Ende des Monats März 1847 war eben die Sonne aufgegangen, als Gabriel, der die ganze Nacht beim „Banko"=rufen zugebracht hatte, mit schwerer Stirn und brennenden Augen von Jules Brevanne wegging. Als er das schöne Wetter sah, wollte er zu Fuß heimgehen, und schickte seinen Wagen heim.

Im Gehen fühlte Gabriel, daß sich seine Müdigkeit verlor; er athmete mit Wollust die so seltene Morgenluft, die Paris am öftersten incognito durchstreicht. Indem er auf dem Wege der Schüler immer weiter ging, fühlte er, daß im Grunde seiner Seele jene sanften Empfindungen wieder erwachten, die ihn so glücklich gemacht, als er noch in der frischen Luft lebte, mit den Vögeln, den Bäumen und den Blumen. Dann entblößte er seinen Kopf, denn er erkannte den ersten Hauch des Frühlings und überließ seine Stirne mit Lust dem belebenden Aroma, das er auf seinen Fittiche bringt. Manchmal, ja oft sagte Gabriel, wenn er in Lust schwelgte, ganz leise: „Und dann sterben!" Auch an diesem sanften Märzmorgen hörte ein Sonnenstrahl, der sich zwischen zwei Häusern durchdrängte, um Gabriel auf seinem Wege zu begrüßen, ihn ganz leise sagen: „Und dann sterben!" Aber diesesmal sprach Gabriel diese Klage nicht aus, weil er sich nach dem Leben der Gesellschaft, ihren Lastern und ihrem Glanze zurücksehnte; diesesmal sprach er es aus, weil er noch einmal die ewige Natur erwachen sah, seine erste, reinste und treue Liebe. Indem er dann in=

stinktmäßig seine melancholisch betrübten Augen gegen den Himmel erhob, sah er an den Ulmen des Boulevard kleine Blätter im reizenden Grüne, er sah, wie der freundliche Strahl im Vorübergehen diese Blätter küßte, nicht mehr und nicht weniger als mitten auf dem Lande, gleich als ob diese Liebkosungen einst Läden, Omnibusse und Gassenkehrer zu Zeugen gehabt hätten . . . Sonnenschein, Blätter, ein reiner Himmel! wie lange hatte der arme Junge diese Wunder nicht mehr gesehen! . . Er athmete fast ganz laut! Ach! Chantilly! Chantilly!

Er hätte reisen können, er hätte es ohne Zweifel sollen, in diesem Augenblicke noch; er wagte es nicht. Er schämte sich, wie man sich schämen würde, einen alten Freund wieder aufzusuchen, der Euch immer sehr liebte, und den man verrieth, verließ und vergaß. — — Aber als in diesem Augenblicke ein Wagen vorüberfuhr, auf dem geschrieben stand: „Eisenbahn, Corbeil, Fontainebleau", rief Gabriel: „Ach! Bäume, ein Wald, Fontainebleau!" Er hatte die ganze Nacht im Spiele gewonnen, seine Taschen waren voll Gold, und um drei Uhr Nachmittags saß er auf einem Sandsteinblocke in dem Theile des Waldes vor Fontainebleau, der an die Straße von Namours gränzt und den man die Wolfskehle nennt.

Gabriel ging im Geiste sein Leben der letzten sechs Monde wieder durch, und fragte sich, ob er wenigstens die Liebe gefunden habe, diesen seltenen Vogel, in dessen Verfolgung er so lange herumgeirrt war, und er stand im Begriff sich zu fragen: ist es denn Liebe, was ich für die Schlange fühle? — als der falsche Silberklang einer Mädchenstimme an sein Ohr schlug. Beim Aufblicken sah er zwei Frauenzimmer an sich vorübergehen, die nach dem Wege zu suchen schienen. Die Eine, in dunklen Farben gekeidet, war alt und schien die Gouvernante zu sein, die Andere, ein blauäugiges Mädchen mit rosigem Teint und reiner Stirne, war noch kaum siebzehn Jahre alt. Als die Gouvernante Gabriels ansichtig

wurde, ließ sie ein frohes Ach! entschlüpfen und wendete sich gegen ihn; aber das junge Mädchen hielt sie zurück und sagte: Nein, gute Durand, nein, jetzt noch nicht, ich will nicht! Nichtsdestoweniger betrachtete sie Herrn von Floves, und weil es nun einmal angenehmer ist, einem schönen Gesichte zu begegnen als einem häßlichen, und weil die Geschöpfe, die so glücklich sind, fern von der Welt erzogen zu werden, nicht gelernt haben, sich zu verstellen, so sah das junge Mädchen unsern Gabriel mit Lust an, und dachte nicht daran, ihre Lippen zusammenzuklemmen, um ihr natürliches Lächeln zu unterdrücken. Gabriel, der, wenn man so sagen darf, dieses Lächeln trunken einathmete, verfolgte das junge Mädchen mit den Augen, bis es sich im Gebüsche verlor . . . dann stand er auf. — Es wäre, dachte er, indiscret, ihr zu folgen, es wäre schlecht. Er drehte sich drei- oder viermal herum und wendete sich dann gegen den Fels Boulain, nämlich seitwärts von den beiden Frauenzimmern, anstatt in den Hochwald bis zum Fort Marlottes zu gehen, das ihm die Steinbrüche anzeigten. „Was hat sie doch damit sagen wollen," fragte sich der junge Mann, „indem sie sagte: „Noch nicht, ich will nicht!" und indem er sinnend vorwärts ging, strengte er sich an, zwischen den Bäumen in der Ferne den grünen Sammtmantel des Mädchens zu unterscheiden, aber plötzlich blieb er fröhlich wie ein Kind stehen. „Maiblümchen!" rief er, „ach! wie lange ist es doch schon her, daß ich keine wilde Maiblümchen mehr gepflückt habe!" — Gabriel machte ein Bouquet, und da er dann auch Veilchen fand, verband er sie mit den Maiblumen nebst einigen kleinen Zweigen von Weißdorn und Heidekraut.

Die Nacht kam herbei, die Sonne ging unter und Herr von Floves fing an hungrig und müde zu werden. Zwischen zwei Sandsteinblöcken des Felsens Boulain hervorkommend, stieß er einen freudigen Schrei des Erstaunens aus; er erkannte die Gouvernante und das Mäd-

chen, die auf einem Baumstrunke saßen. „Ach! welch ein Glück," sagte diese aufstehend. Die Gouvernante ging dann Gabriel entgegen: Mein Herr, sagte sie, mein Fräulein sagte: welch ein Glück! indem sie Sie bemerkte, weil wir verirrt sind und weil sie hofft, daß Sie uns den Weg nach Fontainebleau oder die Straße nach Nemours zeigen werden. Denken Sie sich, mein Herr, daß unser Wagen diesen Morgen auf der Pariser Straße, die diesen Wald durchschneidet, umwarf, und daß man, ich weiß nicht aus welchem Dorfe, Arbeiter herbeiholen mußte. Wir hätten geduldig warten sollen, bis der Wagen, wieder hergestellt, uns gestattet hätte, unsern Weg fortzusetzen, oder wir hätten tapfer vorwärts marschiren sollen, um ihn in Fontainebleau zu erwarten. Aber mein Fräulein wollte sich ein wenig im Walde ergehen, und allein, ohne Führer, kannten wir uns bald nicht mehr aus. Wir sind Arbeitern, Malern und endlich Ihnen begegnet, mein Herr, aber mein Fräulein freute sich so sehr darüber, sich im schönen Walde verirrt zu haben, und wollte mir nicht erlauben, daß ich Erkundigungen einzog, so lange dies noch möglich war. Stunden verflossen und wir trafen Niemand mehr; nun ist die Nacht da, und wir sind ganz abgemattet, und ich fürchte, wir sind jetzt recht weit weg von unserm Wagen. Wenn Sie nun so gütig sein wollten, mein Herr, uns . . . Ach! der hübsche Strauß, unterbrach sie das junge Mädchen, indem sie in ihrem Ausrufe das hinreißendste Verlangen zu erkennen gab. Anstatt der Gouvernante zu antworten, näherte Gabriel schüchtern die Hand, welche die Blumen hielt, aber die alte Dame stellte sich rasch zwischen die beiden jungen Leute und stieß den Arm des Herrn von Floves sanft zurück. „Verzeihen Sie diesem Kinde, mein Herr," fuhr sie fort; „sie wurde auf eine etwas zu natürliche Weise erzogen, auf eine Art, welche Stadtleute seltsam finden würden . . . Verzeihen Sie

ihr; in der Gegend, woher wir kommen, nannten sie die Landleute das Naturkind."

„Madame," sagte Gabriel endlich, „ich durchlaufe diesen Wald heute zum Erstenmale, und habe mich wie Sie verirrt . . . Vielleicht können wir uns doch noch hinausfinden. Ich bin soeben durch ein Dörfchen gekommen, das ich gewiß wieder zu finden glaube; wollen Sie mich dahin begleiten. Dort werden wir fragen — — ich werde einen Führer für Sie finden."

„Und wir werden um Milch und Brod bitten, oder was es auch immer sei, nicht wahr, Durand," sagte das junge Mädchen zu seiner Gouvernante, „denn ich sterbe vor Hunger! Und Sie, mein Herr, wenn Sie sich schon so lange in der Irre herumtreiben wie wir, müssen Sie auch hungrig sein!"

„Ich, mein Fräulein, gestehe ohne Scham, daß ich mit großem Vergnügen diniren würde."

„Wollen Sie doch vorausgehen, mein Herr," bemerkte die Gouvernante, die augenscheinlich über das, was vorging, mißvergnügt war.

Gabriel, glücklich, wie seit vielen Tagen nicht mehr, eröffnete den Zug und ging auf das Dörfchen Chante-Oiseau zu. Er ging langsam und wendete sich oft um, die Reisenden auf einen auszuweichenden Stein aufmerksam zu machen; wenn er sich umkehrte, sah er, wie das lebhafte Mädchen, wie müde es auch war, unaufhörlich stehen blieb, um beim sterbenden Tageslichte Blumen, Veilchen oder Maiblümchen zu pflücken.

Man kam im Dorfe an. Hier erbot sich ein Holzhauer, die Reisenden in einer Carriole nach Fontainebleau zu fahren.

Man aß bei ihm harte Eier, und trank, keine Milch, aber Wein, den herbsten auf der Welt. Um nun dieses schlichte Mahl zu nehmen, mußten die jungen Leute für einen Augenblick ihre Sträuße weglegen; sie legten sie neben einander auf den Backtrog. Als man nach Fon-

tainebleau aufbrechen mußte, wohin man einer Ueberein-kunft gemäß den Wagen wollte kommen lassen, beeilte sich Gabriel anstatt des seinigen den Strauß des Mädchens zu nehmen, und dieses bemerkte nichts von dieser Unterschiebung.

Nachdem die Carriole eingespannt war, ließ die Gouvernante das ihrer Aufsicht anvertraute Mädchen zuerst einsteigen, sodann zog sie, ehe sie selbst darin Platz nahm, Gabriel ein wenig bei Seite und sagte zu ihm:

„Hören Sie mich an, mein Herr! ich habe die Aufgabe, dieses Kind reinen Geistes und Herzens dem Manne zuzuführen, von dem sie in Bälde abhängen wird. In zwei Tagen wird meine Mission erfüllt sein . . vorausgesetzt, mein Herr, daß sie dieselbe nicht in Gefahr bringen. Ich kenne das Leben, mein Herr, und sehe sehr klar. Gewiß könnten Sie, ohne dabei etwas Unziemliches zu verlangen, mich darum angehen, das Fräulein wiederzusehen, und es könnte sein, daß Sie ihrer vollkommen würdig wären, und daß unser etwas romantisches Zusammentreffen mit einem Glücke — dem edelsten aller Glücksfälle! — endigte; aber ich muß es Ihnen sagen und auf das Wort einer ehrbaren Frau versichern, diese junge Person ist nicht mehr frei, ich führe sie ihrem zukünftigen Gatten zu. — — Sie sind ein biederer junger Mann, ich bin davon überzeugt, bleiben Sie nicht länger bei uns, ich bitte Sie darum im Namen der Reinheit dieses Kindes . . . Ich wollte, Sie hätten eine Schwester, ich würde ihren Namen anrufen, Sie würden bis morgen hier bleiben und meinen Zögling, mein Kind nicht wiedersehen wollen.“

Gabriel schwieg einen Augenblick und betrachtete das hübsche Gesicht des vom Monde beleuchteten Mädchens, der über die Felsen emporstieg. — „Es ist ein Engel,“ sagte er zu sich, „und wenn sie frei sein würde, wäre der Liebhaber Eskopettens und der Schlange würdig, die Hand zu berühren . . .“

„Gehen Sie, Madame," sagte er ganz laut, „gehen Sie und seien Sie ruhig, Sie werden mich nicht wieder sehen! Ich werde selbst das Verdienst haben, Ihnen ein Unrecht einzugestehen. Diesen Strauß, den ich in der Hand habe, ist nicht der meinige, der meine ist in den Händen Ihres Zöglings, die ich des ihrigen beraubt habe."

„Wohlan! behalten Sie ihn," sagte die wackere Gouvernante, indem sie dem jungen Manne die Hand drückte, das soll Ihr Lohn sein."

Gabriel übernachtete beim Holzhauer von Chante-Oiseau.

Am andern Abend kehrte er mehr kummervoll als wehmüthig, den letzten Blick des jungen Mädchens, als sie die Carriole entführte, und ihr letztes ein wenig betrübtes Lächeln immer vor Augen, nach Paris zurück. Paris feierte Mitfasten. Paris ekelte Gabriel an; er schloß sich in seine Wohnung ein, und — wagen wir es zu sagen — er ging mit dem Strauße derjenigen, die er in seinen Gedanken den Engel von Fontainebleau nannte, auf dem Herzen ins Bett. Aber der Schlaf kam nicht, und obwohl es Mitternacht war, stand Herr von Floves auf. Er küßte sie zum letzten Male seine welke Reliquie, verschloß sie in einen kleinen Commod und eilte in die Opera.

„Ach!" schrieen zugleich Eskopette, Regis, Türkiß und Ferreol, als sie ihn sahen; man langweilte sich und man ging weg, um auf der ganzen Linie sich mit Wuth zu unterhalten.

VIII.

Was der Mühe verlohnt, ein Kapitel zu beginnen.

Das verzehrende Leben, das Gabriel führte, fing, kaum einen Moment unterbrochen, wieder an, voll von hinreißendem Wahnsinne. Mit Van-Hopden und mit den glücklichen Tagen von Chantilly hatte unser Held jetzt noch Etwas und noch Jemand zu vergessen, — es war dieses sein Spaziergang durch die Felsen und Eichen, es war dies der Engel von Fontainebleau.

„Ach!" sagte er manchmal in den seltenen Augenblicken der Einsamkeit: „ich wollte die Liebe kennen lernen, um das Leben zu kennen, und ich habe sie verfolgt, ohne sie jemals erreichen zu können; und als ich sie einmal halb sah, so war es fern von Paris, das mich zurückhält und das ich verfluche, und es war zu spät, um Liebe zu verdienen, um würdig lieben zu können!"

Der Pariser Frühling, der offiziell anerkannte Frühling kam an, dann der Sommer. Auf die Bälle, auf die nächtlichen Orgien, und auf das Landsknechten folgten nun die Landpartbien, die Fahrten auf einem Seineboot und selbst die traurige Liebe der Sommerbälle; denn ohne daran zu denken, ließ sich Gabriel jetzt zu den gemeinen Vergnügungen führen, die er mit Leuten theilte, deren Bekanntschaft ihn früher hätte erröthen lassen. — Das ist die Geschichte der Wüstlinge.

An einem Sonntag, am Anfange des September war Herr von Floves etwas leidend. Der Lüge müde, hatte er seit zwei Monaten nicht mehr an seinen Vor-

mund geschrieben. — Der alte Magloire brachte ihm folgendes Billet:

„Amsterdam, 5. September.

„Mein Gabriel!

„Gott liebt mich. Meine Schwester ist gerettet und ich werde Dich wiedersehen!

„Erwarte mich mit offenen Armen. Ich werde übermorgen, am Sonntag, in Chantilly sein. Mein Herz zerfließt in dem Gedanken, Dich zu umarmen.

Dein alter Tyrann

Van-Hopden."

„Magloire, Pferde!" schrie Gabriel. — „Mein Gott," fügt er hinzu, „wenn ich nur noch zur rechten Zeit hinkomme!"

Dritter Abschnitt.

Das verlorne Paradies.

I.

Wo der Verfasser die Seite, die er im ersten Abschnitte im Tintenfasse ließ, daraus hervorholt.

Als Gabriel auf der Villa von Chantilly, wo Herr Van-Hopden noch nicht erschienen war, ankam, fragte er sich, ob er nicht zu Pferde steigen solle, um seinem Vormunde entgegenzureiten. Seine ganze Zuneigung für diesen vortrefflichen Menschen war bei der Nachricht von dessen Ankunft wieder neubelebt, und diese Nachricht hatte das Bewußtsein seines Unrechts lebhafter als jemals in ihm erweckt, und er war deßhalb entschlossen, alsbald Alles zu gestehen. Aber, wie gesagt, er war leidend und ermattet. Ein trockenes, klingendes Hüsteln verließ ihn nicht mehr seit einer Verkältung in der vergangenen Woche, und Gabriel fühlte sich jetzt nicht kräftig genug, sein Verlangen zu befriedigen. Er entschloß sich, den Doktor zu Hause zu erwarten. Als er sich wieder in seinem Zimmer befand und sich dem Porträt Van-Hopdens gegenüber sah, und seine Augen auf diese breite gefurchte Stirn richtete, auf diese großen, so durchdringenden und

so sanften blauen Augen, fiel er vor dem Porträt auf die Kniee und fing an zu weinen. — „Nun ist es bald ein Jahr," sagte er für sich, „daß ich dieses Zimmer, dieses Bild und dieses Glück verließ . . . Was habe ich sonst gefunden? Was bringe ich hieher wieder zurück? Gewissensbisse und Thränen . . . O mein braver Vormund, mein Freund, mein Vater, werden Sie mir vergeben? Ich wollte mein Leben in einem Jahre der Trunkenheit ausschöpfen, und ich habe vielleicht auf ganze Jahre in Ihrer Nähe verzichtet! — — können Sie mir je verzeihen?" Man hätte sagen mögen, daß die Thränen, die Gabriel vergoß, ihn noch mehr ermatteten; er krümmte sich in sich zusammen, und blieb so einige Zeit unbeweglich und vernichtet. Pferdegetrampel, Peitschenklatschen und das Rollen eines Wagens erweckte ihn. Da er, um aufzustehen, seine Hand auf ein kleines Geräthe stützte, fühlte er, daß er unter seinen Händen trockene Blumen zerdrückte, und betrachtete anfänglich ohne sonderliche Aufmerksamkeit diese Blumen! — „Ach! mein Gott," rief er, „Weißdorn, Veilchen und Maiblumen. — Mein Strauß von Fontainebleau, es ist mein Strauß, und hier! in meiner Wohnung! vor diesem Bildnisse! — Magloire! Germain! ach! —"

In demselben Augenblicke trat der Doktor Van-Hopden bei Gabriel ein; dieser stürzte fast entseelt in dessen Arme.

Während einiger Minuten gab es nur Thränen, Küsse und warme Umarmungen; aber als Gabriel ein wenig hustete, entwand sich der Vormund plötzlich den Armen seines Mündels, ergriff ungestüm dessen Hände und sagte, indem er ihn ans Fensterlicht zog und ihn mit verstörtem Auge ansah:

„Großer Gott! Du leidest, mein Kind, was fehlt Dir? Sprich, o sprich, daß ich Deine Stimme höre!"

Der Doktor erblaßte seltsam, als er Gabriels Stimme vernahm, der ihm antwortete:

„Nichts, guter Freund, o! nichts! ein Schnupfen, das ist Alles!“

„Ein Schnupfen! o mein Gott, das ein Schnupfen! Was hast Du denn seit einem Jahre getrieben, Gabriel?“

„Ich werde es Dir sagen, Du sollst Alles erfahren,“ erwiederte der arme Jüngling, indem er sich bemühte, einen neuen Anfall des Hüstelns, über das er vom Doktor ertappt worden war, zu unterdrücken.

„Herr, mein Herr!“ hob dieser wieder ganz zitternd an, „was behältst Du uns vor, Herr!“ Dann warf er sich vor den erstarrten Herrn von Floves auf die Kniee, lehnte sein Ohr an die Brust des jungen Mannes und rief nach einem Augenblicke entsetzlichen Schweigens mit zerreißender Stimme und toll vor Schmerz: „Brustkrank! mein Kind, brustkrank im dritten Stadium! Ach! ich werde daran sterben, mein Gott, ich werde mit ihm daran sterben.“

Gabriel ließ auf seinen Zügen einen tiefen Schmerz erkennen, aber dieser Schmerz war weniger durch den Sinn der Worte des Doktors veranlaßt, als durch den unbeschreiblichen Kummer, den dieser offenbarte.

„Sie sind ein unerschütterlicher, voraussichtiger Mann,“ bemerkte Herr von Floves, „und ein gelehrter und erfahrener Arzt; was gekommen ist, mußte kommen, und Sie wußten es besser als Jemand. Wenn ich jemals hätte geheilt werden können, so hätten Sie allein auf der Welt mich heilen können, und nichts konnte in Ihrer Abwesenheit den armen Brustkranken retten.“

„Brustkrank!“ sagte der Doktor unter Thränen; „aber Du warst es nicht, armes Kind, bevor ich diese verhängnißvolle Reise machte, Du warst es nicht; Du hattest so feste Lungen wie ich. — — Noch einmal, was hast Du seitdem getrieben?“ . . .

„Ich war es nicht, ich war nicht brustkrank,“ unterbrach ihn Gabriel außer sich, „warum hätten Sie mich dann glauben lassen, daß ich von dieser unheilbaren

Krankheit ergriffen sei? — Ich war nicht brustkrank, Sie erklären es selbst, und Sie haben mich ferne gehalten von allen Vergnügungen meines Alters, von der Gesellschaft, von der Welt, von Paris, das ich sehen wollte, und von der Liebe endlich, die ich das Recht hatte, kennen zu lernen! — — Sie haben mir eine einsame Jugend gegeben, voll von Entbehrungen, von verlorenen Kräften, von bitteren Entsagungen und erstickten Verlangen? — Warum, Doktor, sagen Sie mir doch, warum?"

„Du klagst mich an, armes Kind," sagte der Doktor mit einer Zärtlichkeit und Sanftheit, so unendlich wie sein Schmerz, „Du klagst mich an! . . Du würdest mich heute dafür segnen, wenn Du in meiner Abwesenheit so geblieben wärest, wie ich Dich verließ, Gabriel! Ich weiß noch nicht, was Du gethan hast, aber ich errathe es: Du hast Dich zahlreichen Ausschweifungen überlassen, die verhängnißvoll und tödtlich sind; Du mußtest mich ganz vergessen haben, Gabriel! Gabriel, Du hast Dich brustkrank gemacht."

„Ich glaubte es zu sein," erwiederte der junge Mann; „und wollte leben vor dem Sterben. Noch einmal frage ich Sie, warum haben Sie mich getäuscht?"

„Warum, mein Kind? . . . Höre an," sagte der Arzt und seine Stimme wurde, wie er sprach, feierlich, indem sie immer noch zärtlich und trostlos blieb.

„Ich wollte Deine Kindheit und Deine Jugend vor jeder gefährlichen Berührung bewahren, vor jeder lügnerischen Verlockung und vor jeder Befleckung . . . ich wollte Deinen Geist wie Dein Herz, Deinen Körper wie Deine Seele rein erhalten. Dank einer Lüge, wie sie Gott begünstigte, es gelang mir, und als ich abreiste, Gabriel, da es unmöglich war, nicht zu reisen, ließ ich hier einen Engel zurück, die reinste Seele in der schönsten männlichen Form und ein erhabenes Herz, das über einen gerechten Geist herrschte! . . . In dieser Zeit,

wo die Männer selten sind, habe ich einen Mann gemacht, und war stolz darauf, denn dieser Mann war mein Kind! — Fern von hier in einer andern Einsamkeit, in einem andern Eden erwuchs auch wie Du keusch und rein ein junges Mädchen; in ihr bildete sich für Dich die Frau nach dem Willen Gottes . . . sie wußte nicht mehr als Du von der Welt, die entblühtet, die verderbt und entehrt, wenn man zu sehr ihre Pfade geht. — Dieses junge Mädchen war eine Waise Charles von Morteuil, desselben, mit dem Dein Vater und ich diese Dreieinigkeit einer heiligen Freundschaft gebildet, wovon ich Dir erzählte . . . Dieses junge Mädchen war Deiner werth, ich bewahrte Dich, ihrer werth. — Wenn Ihr Euch in dem Alter, wo das Herz sich der Liebe erschließt, begegnet wäret, Ihr hättet Euch lieben müssen, und niemals hätte der Himmel auf ein gleiches Glück herabgesehen! — — Ach! welch ein Unglück für jetzt! Unglück!"

„Verzeihung! Verzeihung!" sagte Gabriel mit der Stirne an Van-Hopdens Herz! „ach! Verzeihung! Verzeihung! mein Vater; aber wie! dieses Mädchen . . ."

„Ist seit gestern mit ihrer Gouvernante hier, sie erwartet mich, und siehe, da ist sie."

Die Thüre öffnet sich, und der Engel von Fontainebleau, in Begleitung der Madame Durand, erschien noch einmal vor Gabriel, Fräulein Madeleine von Morteuil war einfach weiß gekleidet, geschmückt mit ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihre schwarzen Haare waren so reich, daß sie den hübschen Kopf des Mädchens rückwärts bogen. Ihre Stirne und Augen erhoben sich sodann gegen Himmel durch eine wahrhaft natürliche und engelhafte Bewegung. Die Erinnerung des Herrn von Floves hatte ihr in Wirklichkeit den rechten Namen gegeben.

„Ach, mein Bouqet," sagte sie, indem sie es nach einer Umarmung des Doktors zusammenraffte; dann

wendete sie sich zu Gabriel, der unbeweglich, stumm und vernichtet dastand, und sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie glücklich ich war, als ich Ihr Porträt erkannte . . . denn ich sah es im Zimmer des guten Doktors . . .“

„Mein Gott, mein Gott!“ sagte endlich der Brustkranke mit einem herzzerreißenden Schrei, „sie ist es, sie! Ach, Leben, um des Himmels Willen, Leben! . . .“ Gabriel fiel in Ohnmacht. —

II.

Der Tod im Sonnenschein.

Gegen Ende des Monats Oktober um die Mittagsstunde kamen Reisende auf dem Wege von Nizza, wo sie sich aufgehalten, gegen Toulon zu die Alpen herab und befahlen dem Postillon, nach einem über der Straße gelegenen Orte zwischen Nizza und St. Laurenzio im Schritte zu fahren. Diese Reisenden bestanden aus vier Personen. Es waren zwei Paare: der Herr Graf und die Frau Gräfin von Grandbel und der Herr Marquis und die Frau Marquise von Oswed. Sie übersahen dann eine kostbare Villa, welche von der Straße bis zum Meeresufer auf den Stufen eines natürlichen Amphitheaters ihre Lorbeer- und Myrthen-Wälder, ihre Citronen-Alleen und ihre Gebüsche von Cedern, Granatäpfeln und Orangen entfaltete, die an den geschmackvollen Anlagen zwischen hinein zerstreut waren.

„Das ist eine bezaubernde Wohnung,“ sagte die

Gräfin, indem der Wagen der Höhe der Terrasse entlang fuhr: „Betrachten Sie doch unter den Anlagen die See; und jenseits derselben die Berge von Corsica; und dann auf der anderen Seite hinter diesen Abhängen, wo die Landhäuser in allen Farben in den Weinbergen zerstreut liegen, drei Reihen von Gebirgen! deren letztes sich in die Alpen verliert . . . Im Ernst, wenn diese Villa zu vermiethen wäre, hätte ich Lust, Winter und Frühling hier zuzubringen . . . Was sagt der Herr Graf dazu?" —

„Ich habe vor zwei Jahren diesen Weg gemacht," bemerkte der Marquis dazwischen, ich kam von den Hyerischen Inseln. Diese Villa war damals von einer englischen Familie bewohnt. Der Erbe dieser Familie, deren Haupt noch im Oberhause sitzt, war im Laufe von sechs Wochen durch ein Liebesverhältniß mit einem Pariser Mädchen, ich glaube, man hieß sie die Schlange, schwindsüchtig geworden. . . ."

„Sieh da," unterbrach ihn der Graf, „. . . ist das nicht dasselbe seltsame Mädchen, dessen Geliebter Ihr Vetter, der arme Christian von Belly, geworden ist, Frau Gräfin?"

„Erlauben Sie," sagte Frau von Oswed, „verliebt in sie, wohl; Liebhaber aber ist Ihr Wechselagent Bodimont." —

„Was liegt daran," bemerkte der Diplomat, „ich habe eine lebhafte Erinnerung an diese Villa im Gedächtnisse bewahrt, weil man im Momente, wo ich sie bewunderte, den jungen Lord, von dem ich sprach, diese Terrasse herabtrug. Dieser unglückliche junge Mann verschied noch in derselben Minute, während ich vorüberging, unter meinen Augen." —

„Sehen Sie doch, Marquis," sagte der Graf „dort am Ende der Orangenallee ist Gesellschaft, eine Gruppe . . . man ist selbst ziemlich bewegt. . . Ach! Gräfin,

ich bin betrübt wegen Ihres Verlangens, aber Sie sehen selbst, die Villa ist nicht zu haben. . . .“

„Mein Gott,“ sagte Louise von Grandbel, „ich sehe einen jungen Mann in einem Lehnsessel; um ihn herum ist ein Greis, ein junges Mädchen und eine alte Dame . . . sie weinen . . . Ach! Marquis, was haben Sie uns da erzählt! . . . Galopp, Postillon!“ . . .

Der Postillon versetzte seine Pferde in Galopp, aber doch nicht so schnell, daß Bertha und Louise nicht im Vorüberfahren an der weinenden Gruppe Zeit gehabt hätten, den Kranken zu erkennen, den man hiehergebracht. Der Wagen war noch keine hundert Schritte über die Orangenallee hinausgekommen, als die schweigsam gewordenen Reisenden einen entsetzlichen Schrei hörten. Unwillkührlich wendeten sie sich in einer raschen Bewegung um und sahen den Greis der Länge nach zu Boden stürzen. Hier, unter den Küssen der Sonne, die für ihn keine Kraft mehr hatten, unter den warmen vergeblichen Liebkosungen eines Vaters und einer Gattin, mit offenen Augen für das bezaubernde Leben, das er lassen mußte, und für das Liebesparadies, das ihm verschlossen war, war Gabriel von Floves soeben verschieden.

Die Abtei von Maison-Dieu.

. . . Aber Alles ist für die Zukunft bestimmt und wohnt hier nur aufs Ungewisse, weil Alles in gleicher Weise dem Gerechten wie dem Ungerechten geschieht, dem Guten und dem Bösen, dem, der Opfer bringt und dem, der sie verachtet. Der Unschuldige wird behandelt wie der Sünder und der Meineidige wie der, der in Wahrheit schwört.

(Das Buch des Predigers.)

I.

Die Dachdecker.

An einem schönen Tage im Monat September 181 . . waren Dachdecker damit beschäftiget, das Dach eines alten Hauses in der Königstraße in Amiens auszubessern. Das breite marmorne Wappen, das sich über dem Eingangsthore erhob, die steinernen Bänke außerhalb, und die beiden Treppen, die zu den Gemächern führten, kurz Alles bis ins kleinste architectonische Detail gab dieser Wohnung einen imposanten aristokratischen Charakter: dennoch war die Zeit, die nichts verschont, auch hier nicht spurlos vorübergegangen, indem sie hier einige Steine ablöste, dort Risse in die Mauern machte und die Dachschiefer zerbrach,

oder dienten vielleicht diese leichten Beschädigungen dazu, um diesem Change einen aristokratischen Schein zu verleihen?... Wie dem auch sein mag, der Baron von Lostranges war stolz auf sein Hotel, und nur ungern gab er seine Zustimmung zur Ueberwindung seiner stolzen Verachtung der durch den Zahn der Zeit bewirkten Zerstörungen, und gestattete, daß die Dachdecker kommen, um für einige Tage sein Haus zu besudeln und seine Dächer auszubessern.

In dem Augenblick, wo diese Geschichte beginnt, saß ein junger Dachdecker, einer von denen, die die Andern bedienen und man Handlanger nennt, auf dem Vorsprung eines Dachs, die Füße in der Rinne, die sich unter seiner Last hätte biegen können, und jeden Augenblick in Gefahr, auf das Pflaster im Hofe herabzustürzen. Sein Gesicht mußte von Etwas sehr eingenommen sein, das ihn verhinderte, an seine gefährliche Lage zu denken. Erläutern wir die Veranlassung zu dieser seltsamen Eingenommenheit des Geistes.

Das Dach, auf welchem der Handlanger saß, war jenes, das den rechten Flügel des Gebäudes bedeckte, der von Fräulein Genofeva von Lostranges bewohnt war; im linken Flügel lagen die Gemächer des Barons, und das Fenster seines Schlafzimmers, das gerade offen stand, war genau dem Fenster gegenüber, über welches sich der Handlanger gesetzt hatte. Derselbe konnte demnach dieses Zimmer überblicken, und eben bei der Betrachtung aller der Reichthümer, die darin waren, war er allmälig auf bizarre Gedanken verfallen, die ihn der wirklichen Welt vollständig entzogen. Er saß schon eine geraume Zeit so da, als ein anderer Dachdecker, dessen Aehnlichkeit mit ihm so außergewöhnlich war, daß man keinen Augenblick daran zweifeln konnte, daß sie Brüder seien, sich ihm gerade gegenüber setzte, nämlich so, um in das Zimmer des Fräulein von Lostranges sehen zu können, deren Fenster gleichfalls offen war. Auch er schien von Etwas

sehr in Anspruch genommen zu sein, während er in dieses Zimmer blickte: er sah seine Mutter darin, die in ihrer Eigenschaft als Näherin für Fräulein Genofeva arbeitete, die damals vom Hotel abwesend war.

Es waren also zwei Brüder, Zwillinge, deren Aehnlichkeit wahrhaft wunderbar war: aber wie sehr sie sich im Gesichte glichen, so unähnlich waren ihre Charaktere. Zwischen ihnen lag der ganze Zwischenraum, der das Wirkliche von dem Möglichen trennt. Der Eine, Richard, derselbe, der seiner Mutter zusah, lebte mit dem Herzen; der Andere, Valentin, der zu Herrn von Lostranges hineinblickte, lebte mit dem Verstande; der Eine liebte mit Seele, der Andere liebte nicht; der Eine war so rechtschaffen, um Hunger zu sterben, der Andere verschlang die Reichthümer des Barons mit seinen Augen. Beide besaßen jedoch einen lebhaften Geist, und beide junge Männer, die auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Gesellschaft geboren wurden, hätten, um darin zu glänzen, nur einiger Erziehung bedurft: aber das Elend hatte bei ihrer Geburt den Vorsitz gehabt, das Elend hatte sie gewiegt, und hatte ihre Mutter gezwungen, sobald sie die Kraft dazu hatten, Arbeiter aus ihnen zu machen.

Sie waren sich demnach gegenüber und sahen einander nicht. Mit vorgestrecktem Halse, starren Augen und halb geöffnetem Munde sagte Valentin für sich: „Wenn ich nur einen schwachen Theil der Reichthümer hätte, die hier begraben sind, so würde ich — denke ich wohl — mit den bereichernden ehrgeizigen Gedanken, die in meinem Gehirn sprudeln, große Dinge thun können. Wenn es wahr ist, was ich manchmal las, so macht man sich in Paris mit Muth und Gewandtheit ungeheure Vermögen. Aber man muß anfangen können und etwas zu riskiren haben, und ich — ich habe nichts . . . Ach! sich so vielen Reichen und Emporkömmlingen überlegen zu wissen, in sich so viele Elemente der Zukunft, des

Glücks und des Ruhmes zu besitzen, und also im Kothe zu vegetiren! . . . In einem Augenblick wird die Frühstücksstunde vorüber sein, und ich werde diesen Thieren, die jetzt in der Schenke sind, wieder Gyps zutragen! Und hier unter meinen Augen tausend Schätze: Bilder, Gold, Schmucksachen! Wenn ich diesen Herrn von Lostranges aufsuchen würde, wenn ich es wagte, ihm Alles zu schildern, was ich fühle, wenn ich ihm sagte, wessen ich fähig wäre, wenn . . . Ich bin toll! er würde mich nicht annehmen oder für toll halten; und doch, wenn ich nur wollte, wäre es mir ein Leichtes, über diese Rinne in dieses Zimmer einzudringen, um darin zu nehmen, was ich bedürfte, um mein Glück in Paris zu versuchen; ja, man würde das einen Diebstahl, ein Verbrechen nennen, man würde mich verfolgen . . . Bah! es gibt tausend Mittel zum Entkommen: ich würde nach Paris gehen und einen andern Namen annehmen. Ach! wenn ich wollte! . . . Ich sehe von hier aus auf dem Kamin etwas Glänzendes, es ist vielleicht ein Diamant; das muß einen hohen Werth haben, ich weiß es. O schreckliche Versuchung!"

Derartig waren die Gedanken des Handlangers Valentin; um so verwegen verbrecherisch zu sein, mußten sie schon lange in seinem Geiste gekeimt haben, er mußte dieselben gewohnt sein, und sicherlich saß er nicht zum Erstenmale dem Fenster vom Zimmer des Barons gegenüber.

Wehmüthig und resignirt betrachtete Richard, mit den Ellbogen auf den Knieen und die Stirne auf den Händen, immer seine Mutter, welche, ohne den Kopf zu erheben, muthig fortarbeitete, und sagte in seiner an bösen Gedanken jungfräulichen Seele: „Ach ja, es muß ein anderes Leben geben, um für die Uebel des diesseitigen zu entschädigen. Diese Engel, die wie meine Mutter in dieser Welt mit mehr Leiden beladen sind, als sie der kräftigste Muth ertragen könnte, sind lebendige, himm-

lische und unwiderlegliche Beweise für dieses zukünftige Leben. Wer könnte es zu denken wagen, daß ein so leidenvolles Leben wie das meiner Mutter niemals seinen Lohn erhalten sollte? . . . . Gott ist gerecht, er wird ihr ihn nicht vorenthalten; aber wenn mir der Rest meines Lebens keinen Ersatz gibt für das, was ich schon gelitten habe, so muß auch mir, wie jung ich auch noch bin, auch eine reiche Entschädigung werden. In einem Alter von achtzehn Jahren mitten unter Jene geworfen zu sein, die die civilisirte Welt zurückstößt, ihr Sklave zu sein und ibr Spielzeug, um einige Sous für meine Mutter zu gewinnen, nichts von der Zukunft zu hoffen und doch im Grunde der Seele eine mächtige geistige Kraft zu fühlen und sich gezwungen zu sehen, all das zu ersticken! Und als wenn das noch nicht genügte, um mein Leben schrecklich zu machen, zu fühlen, daß eine junge reine Liebe sich in mein Herz schleicht und dort so kräftige Wurzeln faßte, daß sie jetzt ein Theil meines Lebens ist. Ach! das heißt leiden! . . . Arme Mutter! könntest du je diese Leiden erkennen, die mich peinigen! könntest du jemals erfahren, daß ich eines Abends, als ich ein wenig Ruhe unter den Gewölben der Kirche suchte, dort einem jungen so schönen und so frommen Mädchen begegnet bin, daß mein Gebet bei ihr blieb, indem es sich zu Gott erhob! Könntest du jemals erfahren, daß ich sie wiedersah und mit so viel Glauben zu lieben wagte, daß Du, meine Mutter, darauf eifersüchtig sein würdest!"

Also dachte Richard. Aber Martha, seine Mutter, wußte, daß er liebte; sie hatte es aus seiner Sprache, aus seinen Augen, aus dem Tone seiner Stimme gelesen. Es gibt Etwas, was immer noch schärfer ist als des Adlers Blick, scharfsichtiger als die Reflexion eines Diplomaten und durchdringender als des Richters Frage, — es ist das Auge einer Mutter.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr und die Dach-

decker mußten wieder an ihre Arbeit gehen. Martha hob den Kopf und bemerkte Richard; dieser ging über die Rinne, um sie zu umarmen, und jetzt erst sah ihn Valentin.

„Du bist hier, Bruder,“ sagte er zu ihm.

„Ja, ich träumte.“

Beide umarmten ihre Mutter: der Eine mit den Lippen, der Andere mit dem Herzen; dann vereinigten sie sich wieder mit den Arbeitern. Die Wittwe Martha war eine fromme würdige Frau, man las dies auf ihrem Gesichte; auch war sie im Hotel, wo man sie oft beschäftigte, geliebt und geachtet. Wiewohl sie sehr arm war, zeigte sie doch immer eine merkwürdige Reinlichkeit. Die Reinlichkeit ist der Luxus des Elends.

An diesem Tage sollte beim Baron von Lostranges zur Feier des sechszehnjährigen Geburtstages seiner lieben Tochter Genofeva großes Diner und Ball sein: er hatte sie deßhalb bei einer seiner Verwandten abgeholt, bei welcher sie seit einigen Tagen auf dem Lande war und er sollte vor der Stunde des Diners zurückkommen.

Als es drei Uhr schlug, verließen die Dachdecker noch einmal ihre Arbeit, das war für sie die Stunde des zweiten Mahles. Valentin, ich weiß nicht, von welcher unwiderstehlichen Macht getrieben, nahm dann wieder seinen gewohnten Platz ein, um dort sein Stück Brod zu verzehren, dann überließ er sich von Neuem seinen verbrecherischen Gedanken. Ohne Zweifel war der Augenblick gekommen, wo sie ihre Früchte tragen mußten, denn er war auf dem Punkte angekommen, wo er sich sagte: „Wenn meine Mutter nicht da wäre!“

Ein verhängnißvoller Umstand, er hörte unter sich eine Stimme, die zu ihm sagte: „Bist Du da, Valentin?“

„Ja, meine Mutter,“ antwortete er ein wenig verstört, und beugte sich gegen das Fenster. —

„Valentin,“ bemerkte Martha, „ich fühle mich heute

ein wenig unwohl und will in die Wohnung heimgehen. Ich sehe Deinen Bruder nicht; Du wirst es ihm sagen. Adieu."

Und die gute Mutter machte ihre Arbeit zusammen und ging.

Warum hielt sie Gott doch nicht zurück! . . . .

In dem Augenblicke, der dem Verbrechen vorangeht, muß der Mensch, der es begehen will, viel leiden; der Kampf des Guten und Bösen, die sich in seinem Herzen bekämpfen, muß es grausam zerfleischen und in dieser schrecklichen Krisis kann der stärkste Muth wankend werden. Als Valentin hörte, wie seine Mutter die Zimmerthüre verschloß, blieb er unbeweglich; er hätte selbst gewünscht, daß sie zurückkomme; das war die letzte Anstrengung der Tugend, die in seinem Herzen unterlag. Er stand auf, schaute rings um sich und sah Niemand. Er legte sodann die Hand auf seine glühende Stirne, nahm allen seinen Muth zusammen und wendete sich gegen dieses verhängnißvolle Fenster, das wie ein dämonisches Auge immer noch offen stand. Im Augenblicke, wo er in das Zimmer springen wollte, wendete er sich noch einmal um, aber er sah Niemand. Ach! es gibt vielleicht Augenblicke, wo Gott sein Auge von unserer Welt wegwendet, während dessen die Verbrechen begangen werden! . . . Der Handlanger durchlief mit dem Blicke die Pracht, die ihn umgab; er blieb auf jener reichen Diamantnadel haften, die ihn schon aus der Ferne frappirt hatte, und nahm sie. In diesem Augenblicke sah er einen Schatten von ununterscheidbarer Form über den Teppich gehen, den die Sonne bestrahlte, ohne Zweifel der Schatten irgend eines Arbeiters, der über das Dach gegenüber ging; er wendet sich rasch um und sagt für sich: „Man hat mich gesehen!" aber er bemerkte nichts. Immer noch die Nadel in der Hand stieg er auf die Rinne zurück, erkletterte dann ein Dach, dann ein anderes, indem er immer nach allen Seiten umschaute und noch immer

Niemand sah. Dann versteckte er das Kleinod in seinem Busen. In diesem Momente hört er das Rollen eines Wagens, der in den Hof des Hotels fährt; unruhig und unbesonnen bückt er sich über die Rinne, um hinabzuschauen; aber indem er sich vorbeugt, dringt ihm die Nadel tief in die Brust. Vor Schmerz verliert er das Gleichgewicht, er stößt einen lauten Schrei aus und stürzt auf das Hofpflaster. Die Dienstboten, die Dachdecker, die Vorübergehenden und Herr von Lostranges, der mit seiner Tochter zurückgekommen war, drängen sich um den Handlanger. Ein Arzt wird gerufen: er kündigt an, daß Valentin das Bein gebrochen habe.

„Es ist hier kein Zimmer frei," sagte der Baron trocken; „man bringe diesen Unglücklichen sogleich nach Hause."

„Aber, mein Herr," wagte einer der Arbeiter, „seine Mutter ist zu arm, um für ihn zu sorgen."

„Nun gut! so bringe man ihn dann ins Hospital."

Einige Zeit darauf hatte man Valentin dorthin gebracht: seine Mutter, die man davon benachrichtigt hatte, eilte an seine Seite. Trotz der Schmerzen, die er litt, hatte er die unglaubliche Geistesgegenwart, sobald er im Hospital angekommen war, die Nadel so lange in seiner geschlossenen Hand zu halten, bis man ihn entkleidet hatte; als man ihn dann ins Bett brachte, verbarg er sie geschickt unter seine Matraze und befestigte sie daran.

Kehren wir jetzt ins Hotel zurück.

Als der oben erzählte Vorfall alle Welt im Hofe versammelt hatte, erstaunten einige Dachdecker, ihren zweiten Handlanger nicht zu sehen, und schrien mehrmals: „Richard, Dein Bruder hat sich verletzt!" Richard befand sich gerade auf einem Dache, von wo man auf das Land sah, und da vergaß er die ganze Welt in schmerz- und poesivollen Träumen. Als jedoch der Schrei: „Richard, Dein Bruder hat sich verletzt!" zu ihm drang, beeilte er sich, eine Leiter zu suchen, um hinabzusteigen;

da er keine fand und sah, daß das Fenster des Barons offen war, schwang er sich hinab, um von da über die Stiege hinabzugehen. Im Momente, wo er die Thüre öffnete, trat Herr von Lostranges, nachdem er die oben mitgetheilte Anordnung getroffen, in sein Zimmer.

„Was machen Sie hier?" sagte er zu Richard.

„Mein Herr," antwortete dieser, „ich stieg hinab, um nach meinem verletzten Bruder zu sehen."

„Gehen Sie nur," sagte der Baron. „Aber," fuhr er fort, als der Handlanger sich entfernt hatte, „warum, beim Teufel, geht er gerade hier durch . . . Diese Leute haben in Wahrheit doch einzige Manieren."

Als der Abend kam, wollte der Baron Toilette für den Ball machen; er ging deßhalb, von seinem Kammerdiener begleitet, in sein Zimmer. Als er seine Nadel anstecken wollte, fand er sie nicht.

„Das ist wirklich ungewöhnlich," sagte er. „Julian, suchen Sie doch ein wenig nach meiner Diamantnadel."

Weder er noch Julian fanden sie, als er plötzlich sich auf die Stirne schlagend ausrief:

„Ach, welch ein Licht! dieser junge Dachdecker, den ich in der Früh hier überraschte . . . Julian, laufen Sie, ziehen Sie Erkundigungen ein, man soll mir den Bruder des verletzten Arbeiters herbringen, man eile!"

Man fand Richard an Valentins Bette.

„Junger Mann," sagte Julian, der mit zwei Dienstboten hiehergekommen war, zu ihm, „Sie haben Herrn von Lostranges ein kostbares Kleinod entwendet?"

„Ich?" schrie der arme Jüngling.

Und er sah seine Mutter und seinen Bruder an. Dieser wurde bleich wie ein Leintuch, so blaß, daß Richard es bemerkte.

„Wenn Sie es nicht sind," bemerkte der Kammerdiener, „so kommen Sie und rechtfertigen Sie sich vor dem Herrn Baron."

Richard folgte den Domestiken. Martha blieb stumm

und erschreckt. Als der Handlanger vor den Baron gebracht wurde, fragte ihn dieser also:

„— Ich habe Sie heute früh in diesem Zimmer ertappt; Sie hatten eben hier eine Nadel genommen: stellen Sie dieselbe mir zurück und ich will im Hinblick auf Ihre Mutter und Ihren verletzten Bruder, Ihnen verzeihen.“

„Mein Herr,“ antwortete Richard fest, den Kopf in die Höhe gerichtet und den Blick voll Unwillens, „ich bin unschuldig.“

Der Kammerdiener nahm das Wort:

„— Ich habe Sie oft schon um dieses Fenster herumstreichen sehen.“

„— Das ist wahr, aber — —“

„— Noch heute früh saßen Sie gegenüber, die Blicke auf diese Möbeln gerichtet . . .“

Julian war in diesem Momente durch die Aehnlichkeit der Brüder getäuscht worden.

„Ich bin unschuldig,“ wiederholte Richard; „ich war diesen Morgen nicht dort, und habe diese Möbeln nicht betrachtet.“

„Ich schwöre vor Gott, daß ich ihn gesehen habe,“ schrie der Kammerdiener.

Dann dachte Richard an Valentin: er hatte ihn selbst am Morgen an jener Stelle gesehen, die man ihm bezeichnete, und hatte ihn dort nachdenklich gefunden: er erinnerte sich der plötzlichen Erblassung, die sein Antlitz weißfärbte, als er vom Diebstahl reden hörte: er zitterte . . .

„Kürzen wir diese Scene ab,“ sagte der Baron, „man erwartet mich! . . . Gestehen Sie, das Kleinod gestohlen zu haben?“

„Wenn Sie es nicht waren, so war es Ihr Bruder,“ sagte Julian, „denn . . .“

„Gestehen Sie?“ sagte der Baron.

Die Lippen des Dachdeckers öffneten sich halb und ließen seufzend ein „Ja“ entschlüpfen.

„Geben Sie mir meine Nadel zurück, und ich verzeihe Ihnen, Sie können entfliehen.“

„Mein Herr,“ murmelte Richard, „ich habe sie nicht.“

„Man durchsuche ihn!“

Man fand nichts als drei Blätter von Chateaubriand, die er irgendwo aufgelesen.

„Man hole Gensdarmen und führe ihn weg,“ sagte der Baron.

Im Augenblicke, wo Richard zwischen zwei Gensdarmen über den Hof ging, bemerkte er durch die Salonfenster Herrn von Lostranges, der seine Tochter an der Hand hatte, und hörte ihn laut sagen:

„Meine Herren, Fräulein von Lostranges, meine Tochter ist heute sechzehn Jahre alt. —“

Der Dachdecker fiel in Ohnmacht: er hatte die wieder erkannt, die er liebte, den Engel in der Kirche! ...“

II.

Ein Engel in der Hölle.

„Noch ein wenig Aufmerksamkeit, und es ist Alle! hört zu! . .

„Laßt uns hören!

„Und dann sagte er zum Pfaffen,
Dessen Auge Thränen barg,
Ach, ich habe keinen Sarg,
Meinen Leib hineinzuschaffen.

Und ich bin gar sehr betrübt,
Daß ich Dieberei geübt.

Dann als er die Brill' erblickte,
Dann als er das Messer sah,
Und den Henker, der auch da,
Sich sein Kopf gar traurig bückte:
Und das Messer fiel herab,
Und der Kopf fiel mit hinab."

„Meine Herren, verdoppeln Sie Ihre Aufmerksamkeit; wir sind nun an der Moral der Sache, sechsundzwanzigster und letzter Vers dieses wunderbaren Volkslieds:

„Das soll Euch zur Lehre passen,
Daß Ihr niemals stehlen thut,
Daß das Morden selten gut,
Und nichts nutz's erwischen lassen:
Sehet die Moral nun hier,
Wen es freut, der folge ihr."

„Bravo! bravo! ich bewillige für Coupard mehrere Pantheons."

„Für Coupard die dankbaren Genossen!"

„Meine Herren, Sie werfen meine Bescheidenheit von Grund aus über den Haufen! Ich habe nur den Beweis liefern wollen, daß wenn man sich nur ein wenig Mühe geben wollte, man alle Sänger beider Welten schrecklich hinunterbringen könnte: das ist's. Zu trinken!"

So sprach man vor Richards Ohren zwei Jahre nach den Ereignissen, die wir erzählt haben, im gemeinschaftlichen Saale eines Gefängnisses, mitten unter Verwünschungen, Gelächter und Gläserklirren. Aber Richard hörte nichts, sah nichts, sagte nichts. Ein einziger Gedanke nahm alle seine Kräfte in Anspruch: in zwei Stunden sollte er ergriffen werden, um vor den Gerichtshof geführt zu werden: denn die zwei Jahre, die er im

Gefängnisse zugebracht, waren nur zwei Jahre Untersuchungshaft. „In zwei Stunden," sagte er für sich, „werde ich meinen Richtern gegenüber stehen, und laut in Gegenwart einer herbeigelaufenen Menge, vielleicht in Gegenwart meiner Mutter, werden sie mich zum Dieb erklären, mich, ach! mein Bruder! mein Bruder!!!"

Einer unter seinen verbrecherischen Gefährten näherte sich ihm, ein Glas in der Hand.

„Kamerade," sagte er zu ihm, „trinket einmal, das wird Euch Muth geben und Ihr werdet ihn nöthig haben; überhaupt zittert nicht. Ihr seid ein lockerer Bursche, voll Talent und Zukunft; fasset Muth: was ist's auch, mein Lieber, Ihr werdet zweifelsohne zwölf Jahre erhalten; dann werdet Ihr Eure Nadel aus dem Neste holen, wo Ihr sie versteckt habt, und es lebe die Freude!"

Seit den zwei Jahren, seit denen der Handlanger auf dem Stroh eines Gefängnisses schmachtete, hatte sich viel ereignet. Gleich nach seiner Genesung war Valentin für einige Zeit wieder an die Arbeit gegangen, um jeden Verdacht zu entfernen. Er hatte Richard öfters besucht, aber niemals ohne die Begleitung seiner Mutter, um nicht mit ihm allein zu sein; dann war er fortgereist, um, wie er sagte, sein Gewerbe in Paris auszuüben. Der Baron von Lostranges mit einer quasi politischen Mission beauftragt, hatte Amiens verlassen und seine Tochter Genofeva mit sich genommen. Doch war der Kammerdiener Julian dort zurückgeblieben, und sollte bei Richards Prozeß als Hauptzeuge dienen. Auch hatten die zwei Jahre den Verstand des Handlangers gereift, seine Geisteskräfte entfaltet, seine Seele hatte sich erhoben. Bei schwachen Menschen entkräftet das Unglück die Fähigkeiten, es entnervt und drückt nieder; Männer wie Richard erhebt es, macht es zu Dichtern und veredelt sie. Mitten in dieser socialen Gosse, dieser verpesteten Cloake, dieser sittlichen Hölle hatte Richard einen göttlichen Trost gefunden, der so süß war, daß er ihn manchmal seine tiefe Erniedrigung

vergessen ließ, so mächtig, daß er manchmal die Gewölbe seiner Keuche in einen Triumphbogen verwandelte, und so groß, daß sie ihm in gewissen Augenblicken die Hoffnung wieder gab, die Hoffnung, die vielleicht das ganze Glück dieser Welt ist. Er, Richard, der Angeklagte, er, der Handlanger, er war Dichter!!

„Und glauben Sie ja nicht, daß die Poesie auf unbestimmte Merkmale hin in ihm erwachte, denken Sie nicht, daß Richard im Gefängnisse sich damit beschäftigt hätte, irgend welche Gedanken in Verse oder einige Klagen in Rythmus zu bringen, ach, tausendmal nein! Er war Dichter durch seine Seele und durch den Willen Gottes, Dichter in der vollsten Bedeutung des Wortes, und seine Gedanken hätten die Welt bewegt.“

Von dem Momente an, wo er seinen Genius, der im Schnee der Unwissenheit begraben lag, erkannte, erhob er sein Haupt wieder, das bisher unter der drückenden Last des Elends gebeugt war, denn es war stärker geworden, als er. Er hätte ohne Schrecken um sich blicken können und hätte sich fragen mögen, welcher geheimnißvolle Befehl Gottes ihn hiehergeworfen habe, und von dieser Zeit an flossen seine Thränen nur, wenn er seiner Mutter gedachte. Dann sagte er sich, daß wenn ihn seltsame Umstände in diesen Schlamm versetzt haben, diese Umstände durch eine himmlische Anordnung zusammenhängen, daß dieses Gefängniß ihm die Bahn eröffne, die er zu durchlaufen habe, um an das noch unsichtbare Ziel zu gelangen, von dem er aber voraus empfand, daß er dazu erhoben werden würde, und daß endlich der Wille Gottes diese allmächtige Flamme in seine Seele gelegt habe, und daß er es wäre, der ihm die Schmach gesendet habe, um sie fruchtbar zu machen.

So redete Richard zu sich, und indem er errieth, daß die auserwählten Menschen, zu denen er gehörte, jeder eine besondere Aufgabe von Gott erhalten, glaubte er unerschütterlich daran, daß die Ereignisse nur deßhalb

über ihn gekommen seien, um ihm die seinige anzuzeigen.

Er hatte mitunter wohl auch noch Momente der Entmuthigung, wo der Jammer des materiellen Lebens sein Herz zerquetschte; wo er, wenn er seine Mutter in Thränen sah, entsetzlich darunter litt, daß er ihr nicht seine Unschuld beweisen konnte, ohne seinen Bruder anzuklagen. Doch diese Momente waren nur kurz, er rief bald seinen Muth zurück, und Gott gab ihm denselben wieder.

Niemals kam es Richard in den Sinn, Valentin anzuklagen, um sich zu rechtfertigen.

Seine Mutter glaubte unerschütterlich an seine Unschuld, sie wußte die Wahrheit nicht und konnte sie sich nicht erklären; aber sie wußte ihn unschuldig, und sie hätte es auf ihr Seelenheil dem Schöpfer selbst geschworen. Die Mutterliebe ist Gottes Meisterwerk.

Also der socialen Welt gegenüber in den Koth gestürzt, unter Diebe, Fälscher und Mörder, glaubte Richard die Welt studiren zu können, und gleich anfänglich sagte er beim Anblicke der Menge von Verbrechern, die ihn umgaben, daß die Welt von der Bahn abgekommen sei, die ihr Gott vorgezeichnet habe. Am Tage, wo er die Kraft im Herzen und das Zeichen des Genius auf der Stirne sich erhob, unterwarfen sich selbst die Gefangenen seiner Macht. Er ließ sich von ihnen die Verbrechen oder Vergehen erzählen, die ihr Zusammentreffen veranlaßt hatten. Dann vernahm er wehmüthige Geschichten, die sein Herz bluten ließen, und schreckliche Thaten, die es schaudern machten. Dann entrollte sich die Vergangenheit aller dieser Menschen vor ihm: voll von Freuden und Mordthaten, von Liebe und Schrecken, von Unschuld und Ehebruch, von Diebstählen, von Poesie, von Rache und von Thränen; und wenn er dann Alles gehört hatte, hob er die Augen zum Himmel empor und sagte zu Gott:

„Hast Du es haben wollen?"

Wenn er zu den Ursachen der Vergehen und Verbrechen, die seine Genossen begangen hatten, zurückging, wenn er sich über die Stellung unterrichtete, die ein jeder dieser Unglücklichen in der Welt eingenommen, wenn er ihre Charaktere, ihre Gedanken und Hoffnungen studirte, befestigte sich Richard in seinem ersten Urtheile, daß die Welt von der von Gott vorgezeichneten Bahn abgekommen sei, und zog aus seinen schmerzlichen Studien traurige Schlüsse für die Menschheit. Schmerzlich erkannte er, daß für viele dieser Menschen, die ihm ihre Seele enthüllt hatten, das Verbrechen so unausweichlich war, wie der Tod oder das Unglück, und er seufzte mehr als einmal, wenn er irgend eine schmerzliche Geschichte erzählen hörte, die auch die seines Bruders war.

Endlich gelangte er dahin, die Welt fast so kennen zu lernen, als wenn er darin gewohnt hätte, und sehet, ob er sich kräftig und begeistert fühlte, er wagte es, an seine künftige Wiedergeburt zu denken, er, der einige Tage nachher vor das Gericht geschleppt werden sollte. Aber in diesen erhabensten Momenten erschienen ihm das Gericht und seine Brandmarken wie ein Apostolat, und indem er das Leben kräftig durch seine Adern wallen fühlte, sagte er sich, daß zehn Jahre wenig seien; daß er dann noch lange Jahre vor sich habe, und daß das Jahrhundert, welches uns Gott auf der Erde läßt, und welches man das Leben nennt, dem Menschen gestattet, viele Spuren seines Wandels zurückzulassen.

Es gibt wenige Verbrechen, denen nicht schreckliche Leiden vorhergingen, und fast alle sind das Ergebniß unserer falschen gesellschaftlichen Organisation. Ihr Männer von mächtigem Verstande, verwendet Euere Macht und Euren Willen auf die stufenweise Reorganisation der Gesellschaft. Wenn sich die Leiden vermindern, werden auch die Verbrechen abnehmen.

Aus allen seinen Studien, Gedanken und Plänen

machte Richard ein Buch: er legte seine ganze Seele hinein, und es wurde ein Meisterwerk. Gewiß hatte es auch seine Unvollkommenheiten, Irrthümer und Fehler in Masse: denn dieses ungekannte Genie konnte nur lesen und schreiben, und die Leere seines Buches war extravagant; aber ich wiederhole es: er legte seine ganze Seele hinein, und es wurde ein Meisterwerk.

Nachdem Richard es vollendet hat, bringt er in Erwartung seines Gerichtstags seine Zeit damit zu, es wiederholt zu lesen, beizufügen, zu verbessern und auszustreichen, indem er immer stolzer auf sich und dankbarer gegen Gott wurde, der ihn begeistert.

Und dennoch gab es ein Leiden, welches der arme junge Mensch nicht mildern konnte, und es war dieses jene Liebe, die er noch für Genofeva von Lostranges fühlte, eine Liebe ohne Hoffnung und ohne Verlangen, die ihn aber oft das Verbrechen seines Bruders verfluchen ließ und ihm am Herzen nagte. Unterdessen, während Richard sein Buch schrieb, an Genofeva dachte, seine Mutter tröstete und für Valentin betete, war der Tag herangekommen, wo er abgeurtheilt werden sollte. Am Morgen dieses Tags stand er blasser als gewöhnlich auf: seine Nacht war schrecklich gewesen, und obwohl er sich seit Langem vorgenommen hatte, fest und muthig zu sein, so war er doch schwach und leidend.

Um Mittag sollte man ihn in den Gerichtssaal führen; um elf Uhr war seine Mutter an seiner Seite.

„Muth," sagte sie, die Thränen ihres Sohnes trocknend; „Muth, mein armes Kind, man wird Deine Unschuld anerkennen. Man wird Dich nicht verurtheilen, es ist unmöglich; denn kurz, Du hast diese verdammte Nadel nicht genommen; man sagt, daß Du gestanden hast, aber das kann nicht sein."

„Ach! meine Mutter, ich habe Ja gesagt!"

„In einem Momente, wo man nicht weiß, was man sagt: aber Du, mein Richard, Du etwas nehmen! . . .

Oh! nein! nein! tausendmal nein! Du wirst freigesprochen, der gute Gott ist gut und die Richter auch; wird die Unschuld nicht immer erkannt?"

Und trotz ihrer Hoffnung weinte die arme Martha auf die Stirn ihres trübsinnigen und niedergeschlagenen Sohnes. Plötzlich fing sie wieder an:

„Es ist vielleicht ein Wahn, aber es ist gleichgültig, Du mußt mir gehorchen; sieh, Richard, nimm dieses kleine goldene Kreuz, lege es um Deinen Hals, ich bin gewiß, daß es Dir Glück bringen werde;" und sie legte es selbst um den Hals ihres angebeteten Sohnes.

Die Mittagsstunde schlug.

Gensdarmen traten ein, und nachdem sie mit Mühe Mutter und Kind, die sich schluchzend umschlungen hielten, getrennt hatten, führten sie Richard ab: Martha folgte ihm zum Gerichte und betete im Gehen laut zu Gott, ohne aber zu weinen; sie hatte keine Thränen mehr.

Während der Verhandlung schwur der Kammerdiener des Herrn von Lostranges, Richard mehrmals gesehen zu haben, wie er um das Fenster herumschweifte, durch welches er dann eindrang, und er wiederholte das Geständniß des Handlangers, ein Geständniß, das der Baron selbst vor seiner Abreise in der Waarenhandlung bestätigt hatte. Der Angeklagte vertheidigte sich schwach, er verwirrte sich, er läugnete, was er hätte gestehen sollen, und gestand, was er hätte läugnen müssen; sein Advokat faßte seine Vertheidigung falsch auf und genirte ihn, indem er ihn rechtfertigen wollte. Nach einer kurzen Ueberlegung beschloß endlich der Gerichtshof die Entehrung des jungen Mannes, verdammte ihn jedoch in Anwendung einer gewissen Nachsicht nur zu fünf Jahren Zwangsarbeiten, zur Brandmarkung und einstündiger öffentlicher Ausstellung.

Weder Richard noch seine Mutter hatten so Etwas geahnt. Auch schrie der Verurtheilte, als die Lippen

des Präsidenten das Wort „Brandmarkung" aussprachen mit entsetzlicher Stimme:

„Ich bin nicht schuldig, und ich will es beweisen."

Dann hielt er inne, er sollte den Namen Valentin nennen. Der Präsident fuhr fort:

„Angeklagter, Ihr habt drei Tage Zeit, um Cassation einzulegen."

In sein Gefängniß zurückgekehrt, erwartete Richard seine Mutter. Sie kam; man hatte sie verhindert, dem Ausspruche des Urtheils beizuwohnen, und sie wußte noch nichts von der Entscheidung des Gerichtshofes. Als sie es aus dem Munde ihres Sohnes selbst erfuhr, that sie einen Schrei und stürzte rücklings zusammen. Richard beugte sich zu ihr; sie sagte zu ihm:

„Mein Sohn, Du bist unschuldig, sei gesegnet!"

Dann entflog ihre Seele in einer letzten Umarmung.

Drei Tage fürchtete man für Richards Leben; endlich am Morgen des vierten verließ ihn das Fieber, sein Gehirn beruhigte sich, und er konnte denken. Meine Mutter ist todt, sagte er für sich, mein Bruder ist nicht mehr da für mich, ich bin entehrt: ich muß sterben! Nun ist nichts mehr für mich möglich. Leben mit einem infamirenden Zeichen auf der Schulter, das heißt: in die Hölle vor der Zeit kommen, ich will sterben! Wenn Gott nicht hat haben wollen, daß der Mensch seinen Lebenslauf in dem Momente beendige, wo es unerträglicher für ihn ist, als der Tod, so hätte er ihm mehr Kraft und Muth in seine Seele legen sollen. Ich habe Alles erschöpft. Es bleibt mir nicht mehr Willen übrig, als man zum Selbstmorde braucht.

Nachdem er lange und vergebens über die möglichen Mittel nachgesonnen hatte, um seinen Plan auszuführen, denn im Gefängnisse läßt man den Gefangenen nichts, was die Ausführung des Richterspruchs verhindern kann, entschloß sich der Verurtheilte, der nichts

Leichteres fand, seine Stirn an der Wand zu zerschmettern. Er erwartete also einen günstigen Augenblick und machte sich, als dieser gekommen war, bereit, den Kopf voraus gegen eine der Wände seiner Koje zu springen; aber als er seinen Anlauf nahm, fühlte er sich rasch zurückgehalten. Er suchte nach der Ursache an seinem Halse und entdeckte, daß die Schnur, an welcher das kleine Kreuz seiner Mutter hing, sich in einen Nagel eingehängt hatte, welchen er in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte, und indem er hierin eine göttliche Mahnung zu erkennen glaubte, warf er sich auf die Knie und sagte: O meine Mutter, Du bist es wieder, die mich rettet, Du willst es, daß ich das Leben bewahre, das Du mir gegeben: ich gehorche Dir, meine Mutter, ich werde leben bleiben. „Dieses Kreuz," sagtest Du, „wird Dir Glück bringen." Nun wohl, ich glaube Deinem Worte. Gott wird es vielleicht erfüllen. Ich hoffe wieder, ich hoffe immer, obschon ich jetzt allein auf der Welt bin! . . . allein, nein: ich habe mein Manuscript, dies wird meine Stütze sein, meine Hoffnung, mein Freund, mein Kind; in fünf Jahren wird es mich der Welt bekannt machen.

Zehn Tage darauf wurde das Urtheil an Richard vollstreckt.

III.

Eine Pariser Nacht.

Auf der Kirche St. Thomas von Aquien hatte es eben sechs Uhr geschlagen, als ein traurig gekleideter

Mann über die Schwelle eines prachtvollen Hotels in der Rue St. Dominique ging und den Portier fragte, ob der Herr Graf von Lagérivière zu Hause sei?...

„Warum?“ erwiederte der Cerberus, der seine Unverschämtheit abwog nach dem augenscheinlichen Elende des Besuchers.

„Weil ich ihn sprechen möchte.“

„Wenn es sonst nichts ist, er ist nicht zu Hause.“

„Ich werde ihn erwarten.“

Und der Mann setzte sich der Portierloge gegenüber auf einen Eckstein. Einen Augenblick später hielt ein elegantes Tilbury vor dem Hotel, ein junger Mann stieg aus und fragte nach Herrn von Lagérivière.

„Er ist zu Hause, mein Herr!“

Der Dandy stieg die große Stiege, die er zu kennen schien, rasch hinauf.

Der Unbekannte näherte sich sodann dem Portier und sagte zu ihm: „Sie haben mich belogen, mein Herr, der Herr Graf ist zu Hause und ich werde ihn sehen.“

Er wendete sich gegen die Gemächer, indeß der Portier zu seiner Frau sagte: „die Domestiken werden einen solchen Elenden nicht eintreten lassen; ich habe meine Pflicht gethan.“

Im Vorzimmer angelangt, fragte der Unbekannte einige Bediente, die sich dort befanden, ob er ihren Herren sehen könnte. Es lag in dem Tone, in welchem er zu ihnen sprach, so viel Festigkeit und Entschlossenheit, daß sie ihm ziemlich artig erwiederten, daß in diesem Augenblicke ein Freund bei Herrn von Lagérivière sei, aber daß man ihn vielleicht sehen könnte, wenn man warten wollte. Der Unbekannte setzte sich und wartete. Eine halbe Stunde darauf stand er im Cabinete des Herrn von Lagérivière demselben gegenüber. Der Graf nahm zuerst das Wort.

„Sie haben mich zu sehen verlangt, mein Herr, und ich habe Sie trotz Ihrer sonderbaren Kleidung angenom-

men, weil ich dachte, es handle sich um eine bedeutende Angelegenheit."

„Ja, Herr Graf, um eine sehr bedeutende, und Sie selbst sollen darüber urtheilen."

„Wollen Sie mir zuerst sagen, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen."

„Ich heiße Richard Beaumont und war einige Jahre Dachdecker; seit sieben Jahren bin ich es nicht mehr."

„Was haben Sie seit sieben Jahren getrieben?"

„Ich habe . . . ich habe gelitten."

„Aber noch einmal . . ."

„Hören Sie mich an, Herr Graf. Seit sechs Monden sind Sie der Einzige, der mir Gehör schenkte; lassen Sie mich Ihnen danken. Sie kennen noch nicht die Größe der Wohlthat, die Sie mir erweisen, indem Sie mir Aufmerksamkeit gewähren. Sehen Sie, heute fing ich an zu verzweifeln und da hat Sie ohne Zweifel Gott mir begegnen lassen."

Der Mann ist vielleicht toll, dachte der Graf, ich will nicht lange allein mit ihm bleiben.

Er klingelte seinem Kammerdiener.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte er zu Richard; „aber ich denke nicht, daß Sie die Anwesenheit meines Bedienten geniren kann."

„Keineswegs, mein Herr."

In diesem Momente trat der Kammerdiener herein und Richard erkannte Julien, der in den Dienst des Grafen von Lagérievière übergegangen war. Bei seinem Anblicke erblaßte er, Julien erkannte ihn auch.

„Herr Graf," rief er, von seinem Eifer fortgerissen, „was macht dieser Mann hier? Wissen Sie, mit wem Sie sich einschlossen? Halt, sehen Sie!"

Und ehe noch Richard eine einzige Bewegung machen oder ein einziges Wort hervorbringen konnte, hatte Julien seine Schulter entblöst und der Graf wich schaudernd vor ihm zurück.

„Ach!“ sagte Richard, nachdem man ihn aus dem Hotel gejagt hatte, „verdammt sei derjenige, der zuerst die Idee gehabt, die Brandmarkung in unsere Gesetze zu bringen! am Tage des höchsten Gerichtes werden viele Thränen und viel Blut sich gegen diesen Gesetzgeber vor Gottes Thron erheben.“

Nachdem Richard seine volle Strafe auf den Staatsgaleeren in Brest überstanden hatte und in Freiheit gesetzt worden war, dachte er nur daran, die Phantasien, die die Schrecken seiner Gefangenschaft gemildert und ihm seine Fesseln erleichtert hatten, zu verwirklichen. Fünf Jahre der Schmach hatten seinen himmlischen Beruf nicht erschüttert. Während dieser Zeit brachte er seine erhabenen Lehren zur Reife. Da ihm die mechanische Arbeit, zu welcher er verurtheilt war, die volle Freiheit seines Gedankens ließ, so hatte sein Gedanke alle Kreise der sittlichen Welt durchlaufen; er berechnete die Zufälle, die ihn erwarteten und sammelte in sich einen übermenschlichen Muth. In seinen Träumen von Ruhm und Zukunft glänzte oft Genofevas Bild, und die Erinnerung an dieses reine, edle Geschöpf, zugleich eine seiner höchsten Freuden und eines seiner tiefsten Leiden, glänzte in seinem Geiste wie ein Stern in schwarzer Nacht, wie ein Sonnenstrahl am Winterhimmel, wie ein Lächeln unter Thränen. Wie in diesen begeisterten Momenten Richards Trost, das wirkliche Leben, allmälig verschwand und wie suspendirt blieb, indessen das sittliche Leben an Kraft und Feuer sich verdoppelte, sah sich der alte Handlanger schon in Paris. Das auf seine Schulter eingeprägte Zeichen der Schande wurde ihm zum Zeichen des Märtyrers; er näherte sich Genofeva, die selbst stolz auf sein Genie war, und sah, wie ihm seine Mutter im Himmel eine Krone flocht.

Dennoch aber überfiel ihn oft eine Muthlosigkeit, wo ihm sein Leben nur wie ein langes Unglück erschien: aber dann betrachtete er sein Manuscript und sagte sich,

daß wenn man die Sachen von der schlechten Seite auffasse, man das Leben durch ein getrübtes Glas ansehe. Er labte sich am Gebete, dieser Seelenreise zu Gott, und hoffte wieder für das Ende seines Lebens Tage der Ruhe, wenn nicht Tage des Glücks . . . Denn das Glück ist das Ideal.

Nach der den Zwangsarbeiten gewidmeten Zeit dürfen die Sträflinge täglich über einige Stunden verfügen, um sich mit kleinen Arbeiten zu beschäftigen, deren Ertrag man ihnen fast ungeschmälert überläßt. Richard vernachlässigte diese kleinen Arbeiten nicht, da er daran dachte, daß er sich nach Wiedererlangung seiner Freiheit auf den Weg nach Paris machen müsse. Er hatte sich Etwas erspart, nicht nur um davon die Reise zu machen, sondern auch um nach seiner Ankunft in Paris noch einige Tage davon zu leben.

Am Tage, wo sich die Thüren seines Gefängnisses vor ihm öffneten und hinter ihm schlossen, wo sein Fuß von dem verhängnißvollen eisernen Ringe befreit ward, als er nur Leute an sich vorübergehen sah, die nicht zu den entsetzlichen Wächtern der Galeerensträflinge gehörten, glaubte Richard zu sterben. Die Luft der Freiheit erstickte ihn, er glaubte sich vom Schwindel ergriffen, er weinte, lachte und betete und die Einwohner von Brest, die ihm begegneten, müssen ihn für toll gehalten haben. Als ihm dann der Verstand ein wenig zurückkehrte, dachte er an Alles, was er zu thun hätte, um wieder auf die gleiche Höhe mit den übrigen Menschen zu gelangen, die frei und sorglos an ihm vorübergingen, und er beneidete sie um ihr ruhiges Glück. Er rief schmerzlich jene Zeit zurück, wo er friedlich in Amiens zwischen seiner Mutter und seinem Bruder gelebt, und die feierlichen Augenblicke, wo ihm Genofeva wie eine himmlische Erscheinung unter dem Bogen des Tempels erschienen war.

Endlich machte er sich mit seinem kostbaren Manu-

scripte auf dem Herzen auf den Weg nach Paris. Da er zu Fuße reiste und nahe an Mortagne einige Stunden von Alençon vorüberkam, brach ein heftiges Gewitter aus; gezwungen, Unterkunft zu suchen, klopfte er an das Thor der großen Abtei Maison-Dieu, die man früher das Trappistenkloster von Perche nannte, und drei Stunden von Mortagne entfernt liegt. Er ward von den Mönchen vom Trappistenorden mit einer evangelischen Menschenfreundlichkeit aufgenommen, die würdig war der ersten christlichen Zeiten, und glücklich, von ihnen wie ein Bruder empfangen zu sein, erhielt er, den man seit seiner Abreise von Brest als freigelassenen Sträfling überall zurückwies, die Gunst, zwei Tage verweilen zu dürfen: es waren die schönsten seines Lebens. Am dritten Morgen machte er sich wieder auf den Weg, durch das Schauspiel, das er eben gesehen, die Seele erfrischt und getröstet. Mit englischer Geduld ertrug er alle Erniedrigungen, welche man ihm auf seiner Reise in reichlichem Maaße erwies und ertrug alle Entbehrungen, die er leiden mußte, mit Muth und Ausdauer. Endlich erreichte er Paris.

Paris! wer könnte dich jemals enträthseln? . . . Wer vermöchte es deine tausend verschiedenen Theile unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, um dich in Einem Gedanken auszudrücken! Paris, Pantheon des Lasters, Hochgericht der Tugend, großes und unedles Ding, unaufhörlicher Gegensatz des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen, des Himmlischen und des Schlammigen. Paris! so unerklärbares Ding wie die Welt selbst, unauflösliches Räthsel, ungeheuerliche Vereinigung, erhabenes Macedrine*), unendliches Amalgama-Paris!

Paris! ein Jeder beurtheilt dich nach dem Standpunkte, auf welchen ihn das Schicksal gestellt! Für den

---

*) Ein Gericht aus verschiedenen Speisen bestehend.

Mathematiker ist es eine Multiplikation! Für jeden Jüngling ist es eine süße angenehme Behausung, man liebt dort und wird dort geliebt. Für einen Menschen, der sein Leben erschöpft hat, ist es eine vergiftete Cloake, worin man die Seele befleckt. Für den Advokaten ist es ein Tribunal, wo Jeder für sich plaidirt. Für den Arzt ist es ein ungeheures Hospital. Für den Künstler ist es ein Theater, auf welchem man trotz Neid, Bosheit und Ungerechtigkeit glänzen muß. Für den Diplomaten ist es ein weites Cabinet, in dem der Gewandteste den ersten Platz einnimmt. Für den Gläubigen ist es ein Ort der Prüfungen, ein Fegfeuer, wohin ihn Gott beim Herauskommen aus einer andern seiner Welten gestürzt hat.

Paris! Altar, Schaffot, Gipfel, Gasse, Heiligthum, Bordell, Wald, Arena, Spielhaus, Asyl, Eden, Markt, Pandämonium, Tempel, Paris!

Der arme Richard glaubte die Welt zu kennen, und er kannte nicht Paris!

Sein Manuscript in der Hand klopfte er erst bei den Männern an, die zur Erleichterung des Volkes vorgesetzt sind; bei denen, die die Gesetze vollziehen, bei denen, die sie machen; er wurde zurückgewiesen, verhöhnt und geschlagen! Niemand wollte ihn hören; er belagerte die Paläste, die Ministerien und die Hotels, und immer vergebens: er sei, schrie man, ein Narr oder ein Bösewicht. Nicht Eine Stimme erhob sich, um zu sagen: „Aber es ist vielleicht ein Gerechter." Er begab sich auf die Promenaden, in die Kaffeehäuser und an die öffentlichen Plätze und schrie Jedermann an, daß er die Gesellschaft, die ihrem Verderben entgegengehe, aufhalten wolle; man lachte ihm ins Gesicht und die kleinen Kinder warfen mit Koth und Steinen nach ihm. Er lief den Vorübergehenden entgegen, um ihnen sein Manuscript vorzulesen und wurde als Unruhestifter und Va=

gabund verhaftet und für einige Tage ins Gefängniß geworfen.

Richard war nahe daran, Gott zu fluchen.

Er war schon sechs Monate in Paris, als er sich bei Herrn von Lagérivière einführte. Er hatte dessen Namen als den eines milden guten Menschen aussprechen hören, und ging nun zu ihm, um nichts zu unterlassen, wodurch er zum Triumph seiner Lehren gelangen konnte.

Aber als er sich nun um acht Uhr am Abend in einer kalten Decembernacht, ohne Zufluchtstätte und ohne Brod, allein und halbnackt auf das Pflaster gesetzt sah, hörte er auf zu hoffen, und der Glaube nahm ab in seinem Herzen. Dann kam der Zweifel über ihn, der schrecklichste Zweifel für ein Menschenherz, der Zweifel, der — ein giftiges Insekt — wenn er von einer Seele einmal Besitz ergriffen hat, ihr alle Illusionen und jeden Glauben allmälig abnagt.

Richard richtet sich darauf ein, auf einer Steinbank, dem Hotel des Grafen gegenüber, die Nacht zuzubringen. Es fängt an zu schneien, erst wie ein feiner durchdringender Silberstaub, dann bald in dicken Flocken. An den Fenstern des Hotels erscheinen Lichter, die sich vermehren, ordnen und auf ein Fest schließen lassen. Die Eingeladenen kommen an, die Equipagen kreuzen sich und die Wagentritte klappern. Bald wirft das fröhliche Orchester seine berauschenden Melodien in die mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft der Säle, die Quadrillen wiegen sich, die Frauen lächeln, die Lichter glänzen; . . . und draußen fällt Schnee, der Wind bläst heftig und Richard ist hungrig.

Ein Fenster öffnet sich, und ein eleganter Cavalier und eine junge Dame erscheinen auf dem Balkon.

„Man erstickt in diesem Saale,“ sagt sie; „es ist nicht zum Aushalten darin, ich will ein wenig die Nachtluft einathmen.“

„Kehren wir zurück, meine liebe Genofeva, der Schnee ist eisig.“

„Ja, gehen wir wieder hinein; aber sehen Sie doch einmal, Valentin: was ist das für eine schwarze Masse, deren Umrisse sich an dieser weißen Mauer abzeichnen?“

Valentin erbebte, denn Richard war, als er Genofeva's Namen aussprechen gehört, aufgestanden, und Valentin hatte am Schattenrisse, der sich auf der weißen Wand abzeichnete, die Gestalt und die Umrisse jenes Schattens wieder erkannt, der ihn im Augenblicke seines Verbrechens in Amiens erschreckt hatte, ein Schatten, dessen er immer gedachte . . . Er erbebte, und doch hatte er noch die Kraft, zu sagen:

„Ach, mein Gott, meine süße Schöne, das ist ohne Zweifel ein Betrunkener.“

„Aber nein, mein Freund, sehen Sie, wie er gerade geht, er nähert sich dem Balkone, es ist vielleicht ein Unglücklicher ohne Asyl, man muß ihm etwas Geld zuwerfen.“ Und sie beeilten sich, einige Silbermünzen aus ihrer Gagebörse zu nehmen, und warf sie dem Dichter zu, indem sie sagte: „Nehmen Sie, wackerer Mann, und beten Sie zu Gott für mich.“ Auch Valentin hatte sein Almosen hinabgeworfen, und beide gingen wieder hinein, er sehr nachdenklich, sie sehr fröhlich.

Richard war bei ihrem Anblick vernichtet, und tausend wahnsinnige Gedanken durchkreuzten seinen Geist. Er glaubte zu träumen, und fragte sich, ob er nicht wirklich toll sei, wie er es schon so oft von sich hatte sagen hören. Als er sich von der ganzen schrecklichen Wirklichkeit überzeugt hatte, suchte er die Almosen des Mädchens zusammen und brachte sie andächtig an seine Lippen. Einige Augenblicke später hörte er von starken Lakaienstimmen einige Wagen anrufen, die in der Straße warteten:

„Der Wagen der Frau Baronin von Olsheim.“

„Der Wagen des Herrn Marquis von Setty.“

„Der Wagen des Herrn Baron von Lostranges.“

„Der Wagen des Herrn Valentin von Beaumont.“

„Mein Bruder wird kommen,“ sagte Richard für sich, „er wird hier vorbeikommen, hier, bei mir; ich werde ihn anreden: oh, er wird mir eine Zufluchtsstätte nicht verweigern!“

Als Valentin erschien, sprang er auf ihn zu:

„Ich bin Richard,“ sagte er rasch und leise zu ihm, „ich bin Dein Bruder, Dein für Dich verurtheilter und gebrandmarkter Bruder; mich friert, mich hungert!“

Valentin war gerührt, doch in diesem Augenblicke kamen Herr von Lostranges und seine Tochter die Treppe herab; er wäre unausweichlich compromittirt gewesen, wenn man ihn gesehen hätte, daß er mit einem Bettler geplaudert, daß er ihn umarmt, ihm die Hand gegeben hätte: er stieß deßhalb seinen Bruder zurück und sagte ganz laut zu ihm:

„Ich habe Ihnen schon gegeben, mein Theurer.“

Und als Richard entsetzlich verstört sich nicht entfernte, schlug er ihn mit den Handschuhspitzen leicht auf den Arm, wie um sich von seiner Zudringlichkeit zu befreien.

Dieser leichte Schlag mit dem Handschuh war stärker als die Brandmarkung, als fünf Jahre Galeeren und als alle Märtyrer-Prüfungen: er traf das Band, das Valentin noch auf dieser Welt mit Richard verband, und zerriß es für immer.

Während dieser Zeit hatte man noch andere Wägen vorgerufen, die Eingeladenen hatten sich zurückgezogen, das Thor des Hotels wurde geschlossen, und Alles war wieder dunkel und stille geworden. Richard erreichte die steinerne Bank wieder; er hatte das Bewußtsein für Alles verloren, er zweifelte an seinen Augen, an seinen Ohren, an seinem Sein.

Die schwarzen Häuser, die ihn umgaben, drehten sich in rasend schnellem Wirbeltanz um ihn, durch eine

jener seltsamen Verblendungen, die der Hunger erzeugt, wenn er auf das Gehirn wirkt, bevölkerte sich diese einsame Straße mit Phantomen, die sich bald unbestimmt, bald klar im Schnee abzeichneten: da war Herr von Lostranges, der ihm zurief: Sie haben mich bestohlen! seine Richter, die wiederholten: Sie sind verurtheilt: die Galeerensträflinge, die ihn „mein Freund!“ nannten. Valentin, der ihm die Worte zuwarf: Mache, daß Du fortkommst, Bettler! . . . Sodann die Dachdecker, sodann Herr von Lagérivière, dann Genofeva selbst, dann dieser verhängnißvolle Kammerdiener, dann die Kerkermeister und die Henker: Alle bewegten sich gegen ihn heran und murmelten in wirrem Gedränge unverständliche Verwünschungen; dann warf sich diese ganze ungeheure Masse auf ihn, umschlang und erstickte ihn . . . Richard fiel toll, röchelnd und außer sich rücklings auf den Stein. . . sein Kopf stieß sich an eine Ecke, das Blut spritzte und der Schmerz war so groß, daß er das Bewußsein völlig verlor. Dann verschwand die Erscheinung.

Seit einigen Augenblicken war Richard wieder Etwas zu sich gekommen, als er durch eine rauhe Stimme aus seiner Betäubung geweckt wurde, die zu ihm sagte: „He, Kamerad! wollten Sie die ganze Nacht hier bleiben, damit man Sie morgen früh eingefroren finden kann!“

Beim Tone dieser Stimme machte Richard eine Bewegung rückwärts; er glaubte sich noch in der Gewalt des Fiebers zu befinden, das eben erst sein Gehirn erfüllt hatte.

„Wer sind Sie?“ fragte er mit schwacher Stimme.

„Doch Sie selbst, Ihre Stimme erinnert mich . . .“

„An wen denn?“

„An einen gewissen Gefängnißkameraden, eine Art von Träumer. Hah! potz tausend! Richard!“

„Ja, ich bin Richard, und Sie? . . .“

„Coupard, der lustige Coupard, der gute Zigeuner und erste Sänger! das ist ein Zusammentreffen! Aber

wir wollen keine Zeit verlieren, es ist diese Nacht ein großer Schlag zu machen: zwei sind nöthig, um ihn zu unternehmen, seien Sie dabei. Denken Sie sich, daß die Geschichte bei einem wahren Crösus spielt, beim Chevalier Valentin von Beaumont, fort, eilen wir! . . . "

„Ach, thun Sie das nicht! . . ."

„Ja, ich weiß, daß sein Viertel für uns gefährlich ist, aber, meiner Treu, ich muß doch morgen frühstücken, und habe keinen Denar."

„Sehen Sie, da haben Sie, was ich besitze; nehmen Sie, Sie können morgen davon leben, aber ich bitte Sie, begehen Sie diesen Diebstahl nicht."

„Wohlan! weil Ihnen das unangenehm zu sein scheint, kann man die Partie verschieben. Adieu und Dank; viel Glück!"

Richard, der nun wieder allein war, erkannte seine Lage in ihrer ganzen Fürchterlichkeit. Indem er sich so tief und so fern von den Menschen und seinem Bruder sah, begriff er die Tiefe des Abgrundes, in den er gestürzt. Plötzlich erhellte ein leuchtender Gedanke seinen Geist. — — Ich habe keinen Bruder mehr, dachte er, und ich habe keinen Freund. Von nun an wird sich mir kein Haus mehr öffnen. Diese Gesellschaft, für die ich vielleicht so viel hätte thun können, verdient es nicht, daß man sich für sie opfert. Ich sehe nun wohl ein, daß das Ende einer jeden Sache Betrug ist. Außer den Verbrechen, die die Welt erzeugt und bestraft, ist sie voll tausend infamer Dinge, die die Gesetze nicht erreichen, und die nur der Himmel verurtheilt! Man möchte sagen, daß Gott seine Hand von seinem großen Werke abgezogen habe und daß er sie in die des Teufels habe fallen lassen. Ich will diese Menschen fliehen, die mich nicht begreifen wollten. In meinem ganzen Leben erlebte ich nur zwei Tage der Ruhe und des Glücks, es sind dies die beiden Tage, die ich schweigend und betend bei den Mönchen von la Trappe zugebracht habe. Morgen will

ich sie aufsuchen, und von nun an in ihrer Mitte mein Leben dahin fließen lassen.

Nachdem dieser Entschluß in Richards Herzen einmal fest stand, fand er auch seinen Muth wieder; aber man ist Mensch, bevor man Dichter ist, und in dieser langen bitteren Nacht quälten ihn die physischen Leiden entsetzlich. Der Schnee fiel immer noch in Flocken, der Wind war eisig, und es war hauptsächlich die Kälte, worunter der Unglückliche litt. — „Oh," sagte er, „wenn ich nur wenigstens ein wenig Feuer hätte! nur für einen Augenblick, um meine erstarrten Glieder zu erwärmen, wie köstlich! . . . Aber mir fällt Etwas ein, mein Gott, das Manuscript, das ich in den Tagen der Hoffnung schrieb, kann mir nun zu nichts mehr nützen! Wenn ich diesen Lumpensammler, der hier auf mich zukommt, anhielte, um ein Blatt an seiner Laterne anzuzünden! Ach, das wäre sehr gut, Feuer; es ist schon so lange her, daß ich es nicht vor mir habe knistern sehen . . . Doch dieses Buch zerstören, die Frucht meines Gedankens, dieses große Werk, das unter dem Hauche der göttlichen Begeisterung sich erschloß; ach, nein, nein, niemals! eher . . ."

„Aber mein Gott, es friert mich so, daß ich kaum meine Hände an meinen Mund bringen kann, um sie durch meinen Athem zu erwärmen; mein Buch hilft mir jetzt nichts, und mich friert sehr."

Im Herzen des Unglücklichen erhob sich dann ein langer schrecklicher Kampf, dessen sich Gott im Himmel hätte erbarmen mögen. Hie und da machte jene tiefe Liebe des Menschen für die Werke, die aus der Vereinigung seines Verstandes und seines Herzens hervorgeht, jener zerreißende Schmerz bei der Trennung von einem Theile seiner selbst (unsere Kinder sind wir); jenes grausame Lebewohl, das er der Hoffnung, jemals die Ideen dieses Gedichtes des Unglücks triumphiren zu sehen, sagen sollte, — machte, daß Richard sein Manuscript an sein Herz mit einer Heftigkeit drückte, die an Wahnsinn

gränzte; manchmal aber veranlaßten ihn die tausend Nadelstiche der bis auf das Mark seiner Knochen durchdringenden Kälte, das convulsivische Beben seiner Glieder, in denen das Blut gefror, und zugleich der Gedanke, daß für ihn Alles auf der Welt zu Ende sei, es ohne Weiteres zu verbrennen. Dieser Augenblick war einer der entsetzlichsten in seinem entsetzlichen Leben. In diesem durch so viele geistige und körperliche Foltern geschwächten armen Wesen, überließen sich Dichter und Mensch, Seele und Körper einem erbitterten, schrecklichen und unerhörten Kampfe!

Camoëns, der aus der unendlichen Gefahr unendlichen Muth schöpfte, konnte heroisch mit der einen Hand schwimmen, um mit der andern seine unsterbliche Luisiade über den Wellen emporzuhalten. Jeder dichterische Mensch kann dies begreifen, ohne darüber zu erstaunen. Der berühmte Portugiese hatte noch nicht wie Richard unter Martern seine ganze Seelenkraft verbraucht: getragen von einer himmlischen Hoffnung, hielt er in der einen Hand seinen Ruhm und in der andern seine Befreiung und besiegte die Wogen. Aber der arme Märtyrer, der auf den Gipfel seines Calvarius gekommen war, ohne wie der Gottmensch etwas der Welt hinterlassen zu können, dieser unglückliche Handlanger ohne Kraft, fast ohne Leben und ohne alle Hoffnung, fühlte alle Wärme seine Glieder, sein Gehirn und sein Herz verlassen. Der menschliche Erhaltungstrieb gewann die Oberhand, und der Wille des Dichters unterlag.

Der Lumpensammler war nah herangekommen. Richard riß convulsivisch ein Blatt aus seinem Buch und zündete es an dessen Laterne an; dann ging jener unbekümmert, ich glaube, singend fort, ohne das schreckliche Drama zu kennen, dessen Lösung er beschleunigt hatte.

Die Flamme, die vom ersten Blatte emporstieg, verursachte dem armen Richard eine so lebhafte Linderung, daß er für einen Augenblick sein ungeheures Opfer

vergaß und mit einem Lachen, über das man hätte weinen mögen, das Manuscript anzündete. Auf den Knieen vor dem verzehrenden Feuer erwärmte er dann seine eisigen Hände: aber als er die Charaktere funkeln sah, die sein glühender Genius geschildert, als er schwarz und leicht die Blätter davon fliegen sah, auf welchen er seine Seele geschrieben, ergriffen Gewissensbisse sein Herz, er warf sich seine Schwäche wie einen Kindsmord vor, er wollte wieder nach seinem Buche greifen, und die Flammen mit seinen Händen ersticken . . . aber es war zu spät, das Feuer theilte sich den letzten Seiten mit einer grausamen Geschwindigkeit mit und vernichtete seine letzte Hoffnung. Richard wurde ohnmächtig.

Am andern Tage hoben ihn die, welche zuerst vorüberkamen, vor Kälte erstarrt, auf; in seinen geballten Händen hatte er schwarze Asche, die einzige Frucht seines Meisterwerks.

IV.

Geschichte eines Glücks.

Zur Zeit der Restauration gab es in den Reihen des französischen Adels einige Verwirrung. Sie entstand aus der Vermengung jener Familien, die Napoleon geadelt hatte, und derer, die sich mit seinem Systeme vereinigt hatten, mit jenen, die, zur Zeit des Kaiserreichs nach Frankreich zurückgekehrt, sich von den Tuilerien immer entfernt hielten und endlich mit den reinen

Royalisten, die ihr Vaterland erst in Ludwigs XVIII. Gesellschaft wiedersahen.

In dieser Epoche kam Valentin nach Paris. Im Momente, wo Throne wechseln, gibt es immer Verhältnisse, die die kleinen Genies begünstigen, welche auf Abenteuer ausgehen und gerne im trüben Wasser fischen; für jene, die erndten wollen, ohne gesäet zu haben, die listig und keck genug sind, das zu behalten, was sie sich zugeeignet haben. Mehr als Ein hervorragender Mann verdankt derartigen Verhältnissen die Gunst, deren er genießt, und wir werden ohne Zweifel noch mehr als Einen sich plötzlich über den Ocean erheben sehen, auf welchem das, was die Blätter Staatsschiff nennen, in fortwährendem Sturme wogt.

Valentin war nicht der Mann, der die Ereignisse an sich hätte herankommen lassen, ohne Gewinn davon zu ziehen. Um zum Glücke zu gelangen, ist der Weg der Ehre schön, aber auch so lang! Valentin hatte Eile, er ging mitten durch. Nichts schien ihm einfacher, als sich für den natürlichen anerkannten Sohn eines würdigen Dieners Ludwigs XVI. auszugeben, eines Herren, der in Deutschland starb, und sich Chevalier Valentin von Beaumont zu nennen. Unter Thränen erzählte er vom Tode seines Vaters, des edlen Marquis Sosthenes von Beaumont, auf fremdem Boden, ferne von Frankreichs schönem Himmel, und er rührte Alle, die sich um ihn drängten, wenn er ihnen die Worte seines sterbenden Vaters wiederholte: „Mein lieber Valentin, im Augenblicke, wo ich die Erde mit dem Himmel vertausche, muß ich dich ermuthigen, daß du auf der Bahn ausharrest, die deine Ahnen und dein Vater verfolgten; in der jüngsten Zeit hat Gott die erhabenen Herren, denen wir dienen, grausam geprüft und wir haben diese Prüfung mitempfunden; aber wenn ich zu früh sterbe, um mein Vaterland mit seinen legitimen Fürsten wieder zu sehen,

so wirst doch du ohne Zweifel, mein Sohn, bald in seinen Schooß zurückkehren, um ihre Heimkehr zu begrüßen. Unglücklicher Weise für dich sind unsere Adelstitel auf unserer Flucht verloren gegangen, unglücklicher Weise konnte ich dir auch in diesem Lande nur eine unvollkommene Erziehung geben; aber siehe da, nimm diese reiche Nadel, es ist der Rest dessen, was ich von meinem Vermögen habe retten können; wann der König Ludwig XVIII. seinen schönen Thron von Frankreich wieder besteigt, gehe zu ihm, richte ihm meine letzten Wünsche aus und widme den Ertrag dieses Kleinods der unschätzbaren Wohlthat der Erziehung."

Und da Valentin den Ton der Wahrheit mit vielem Geschick anzunehmen wußte, und seine Stirne mit der Strahlenkrone der Jugend und Schönheit geschmückt war, glaubte man seinem Worte und Jedermann öffnete dem Sohne des edlen Emigranten sein Haus und seine Börse.

Der Handlanger hatte sich bezüglich des Werths der Nadel nicht getäuscht; sein Diamant war rein und vom schönsten Wasser. Er wurde um 20,000 Franken verkauft: das war mehr als er brauchte, um den Ton eines jungen Mannes nach der Mode anzunehmen, um ein Quartier zu miethen, einige Lehrer anzunehmen und die Verwirklichung seiner Pläne zu erwarten. Für ihn war das Schwerste geschehen. Er hatte sich einen Fußschemel aus Schlamm gebaut, aber was lag ihm daran, wenn dieser Fußschemel ihm nur diente.

Nachdem sich Valentin von Beaumont den Firniß einer gesuchten Höflichkeit und jenes Gefühl des Schicklichen, die die moralische Schürze der Gesellschaft sind, vollkommen angeeignet hatte, versuchte er große gewagte Spekulationen. Als er auf einer Reise in die Provinz eine angebliche Kupfermine entdeckte, beschloß er, sie nutzbar zu machen; aber da hiezu mehr Geld nothwendig war, als er besaß, ergriff er ein vortreffliches Mittel, eine Masse von Kapitalien an sich zu ziehen.

Man trifft oft am Rande der Gesellschaft Menschen, deren Durst nach Glanz aus Mangel an Geld nicht gelöscht werden kann; unter diesen wählte sich Valentin seinen Mann. Er überzeugte ihn, daß das geeignetste und sicherste Mittel, sich einen Namen und eine Stellung zu erwerben, in der Gründung eines Journals bestünde. Der Mann, aus dem er seine Puppe machen wollte, und den wir Chevalier Dalby nennen, hatte bereits alle feilen Pfade durchlaufen, diesen ausgenommen. Er hatte ein bewunderuswürdiges Fassungsvermögen, aber er besaß nur eine gierige Einbildungskraft, ein elastisches Gewissen und eine seiner Einbildungskraft und seinem Gewissen analoge Feder. Herr von Beaumont streckte die ersten Fonds vor und vertraute dem Chevalier seinen Minenplan an und seinen Wunsch, einen reichen Associé zu finden. Der neue Direktor des Journals, teufelmäßig dankbar, rühmte die Kupfermine von *** und die ungeheuren Vortheile, die man aus ihrer Benützung ziehen könnte, in seinen Spalten auf die gewandteste Weise, und nannte Herrn von Beaumont als Chef des Unternehmens. Ein Titel wirkt immer mächtig auf die Menge, die schwer daran glaubt, daß ein Adeliger betrügen könnte. In kurzer Zeit sah Valentin Spekulanten des dritten Standes zu sich kommen, die ihre Mitwirkung und ihren Verstand in Leinwandsäcken herbeibrachten; mehr als ein leichtgläubiger zurückgezogener Kaufmann legte die Ersparnisse von zwanzig Jahren in seine Hände nieder und bald darauf begann Herr von Beaumont seine Operationen mit einem kleinen Theile der Summen, die er empfangen hatte; sie waren aber total unfruchtbar. Valentin erklärte sodann seinen Associés, daß alle ihre Fonds und die seinigen von diesem unglücklichen Geschäfte verschlungen worden seien. Seine Geschäftsgenossen waren eben daran, sich zu erzürnen und Rechnungsablage zu fordern, als er drei Tage nach dieser Erklärung von einem Balle kommend Philanthrop wurde; er zeigte und

bewährte gegenüber den armen Klassen so schöne Gefühle und so edelmüthige Theorien, daß sich sein Name in der allgemeinen Achtung noch mehr hob.

Das Journal wurde einen Monat später bankrott.

Während der Zeit, die er diesem Geschäfte widmete, führte Herr von Beaumont zugleich auch mehrere andere, die nicht weniger vortheilhaft waren; er wurde nach und nach politischer Schriftsteller, geheimer Gesandter, Diplomat. Als es beendigt war, wurde er Banquier.

Dieser Mensch gehörte zu jenen, die am meisten über ihrer Zeit standen; er war Diplomat mit den Diplomaten, er beherrschte fortwährend die, mit denen er sich umgab, indem er aus den Fehlern des Einen, wie aus der Geschicklichkeit des Andern, sowie aus der Eigenliebe und der Begierde Aller Gewinn zu ziehen verstand. Er untersuchte viele Gewissen bis auf den Grund und fand unter den Gefühlen, die er analysirt hatte, nicht ein einziges, das nicht dem seinen an List und Ehrgeiz nachgestanden wäre. Indem er sich als Riesen unter Zwergen fühlte, sagte er sich, daß er sie zu seinen Zwecken dienstbar machen müsse, indem er sich den Anschein gab, als ob er die ihrigen begünstige. Er kannte fast ganz genau den Werth aller politischen, literarischen, finanziellen und anderer Gewissen der Epoche: und verschaffte sich dadurch Vermögen und Namen, daß er Alles, was er kannte, aufs Spiel setzte.

Als er Banquier war, lebte er ruhiger und tugendhafter als zuvor, gleich jenen Amphibien, die ihr Leben dem Guten wie dem Bösen anpassen; sodann ging er damit um, sich eine reiche Frau, die besonders von hoher Familie sein mußte, zu suchen. Genofeva von Lostranges, welche er in der Gesellschaft traf, schien ihm beide Eigenschaften zu vereinigen. Als er sich Herrn von Lostranges vorstellen ließ, wurde dieser durch die Aehnlichkeit betroffen, welche er zwischen ihm und sonst Jemand fand, den er irgendwo gesehen zu haben glaubte; aber nachdem sich

der Baron von seiner Geburt und seiner Stellung überzeugt hatte, war er vollkommen zufriedengestellt und gab keine abschlägige Antwort, als Valentin um die Hand seiner Tochter anhielt: des Herrn von Lostranges Lebensessenz lag in seinem Stolze.

Durch eine jener psychologischen Erscheinungen, die die Wissenschaft noch nicht durchdrungen hat, durch eine Art innerer Vision, die sie mit ihrer Seele in der Seele dieses Menschen lesen ließ, zeigte Genofeva, als sie Herrn von Beaumont zum Erstenmale sah, einen lebhaften Widerwillen gegen ihn.

Aber da der Baron ihr sein ernstes Verlangen zu erkennen gab, sie mit diesem jungen Manne von vornehmer Abkunft und schönem Vermögen vereinigt zu sehen, bemühte sie sich, diesen Widerwillen zu besiegen. Seinerseits zeigte sich Valentin, um Genofeva eine gute Meinung von seinem Herzen beizubringen, bei vielen Gelegenheiten, wo es sich darum handelte, Arme zu unterstützen, sehr edelmüthig. Er nahm ihren Geschmack an, wurde einfach und gutmüthig und war äußerst gefällig gegen sie. Endlich beschloß Genofeva, mehr um ihrem Vater einen Gefallen zu erweisen, als aus einem andern Grunde, Herrn von Beaumont ihre Hand zu geben; einige Tage nach dieser Entscheidung trafen sie sich auf dem Ball bei Herrn von Lagérivière, wo wir sie gesehen.

Einige Tage später saßen die Herren von Beaumont und Lostranges in des Letzteren Cabinet.

„Chevalier,“ sagte der Baron, „ich glaube, daß ich meine politische Laufbahn nun beendigt habe; ich werde alt und das Pariser Leben fängt an, mich sehr zu ermüden. Auch meine Tochter findet kein Vergnügen mehr daran; wenn Ihr beide mich nun glücklich machen wollt, so wollen wir Eure Hochzeit in meinem Schlosse Oligny bei Alençon feiern und dort von nun an ruhig und glücklich leben.“

Jetzt, dachte Valentin, muß ich Allem zustimmen;

nach der Hochzeit werde ich meinen Willen zur Geltung bringen. . . .

„In Oligny", fuhr der Baron fort, „werden wir auf dem Schlosse in einer Art alle Vergnügungen von Paris haben. Das wird uns ohne Zweifel viel Geld kosten, aber wir sind beide reich. Da es Ihnen dann unmöglich sein wird, Ihre finanziellen Operationen in Paris fortzusetzen, so bitte ich Sie, Ihre Capitalien in einer möglichst kurzen Frist zu realisiren. Ich will dasselbe thun, und spätestens in einem Monate werden wir in mein Schloß eingegangen sein. Was halten Sie von diesen Plänen?"

„Daß sie sehr weise gefaßt sind, mein lieber Baron; doch ist diese Realisirung auch so schnell nothwendig, als Sie mir vorschlagen?"

„Ohne Zweifel, mein Freund; ich habe Ihnen von großen Summen gesprochen, die auf Oligny zu verwenden sind, das Sie selbst unterhalten müssen, da es einen Theil von Genofeva's Mitgift ausmachen wird . . ."

„Ach! Ach! sehr gut, ich wußte noch nicht . . . ."

„Dann wollten Sie Ihr Banquiergeschäft in Paris fortsetzen, so müßten Sie es der Aufsicht eines Mannes von seltener Rechtschaffenheit, einem andern Ich, anvertrauen. Seine Bezahlung würde Ihnen sehr hoch zu stehen kommen, und dann wäre es doch nicht dasselbe, als wenn Sie da wären."

„Aber, mein Herr, warum wollen Sie denn, daß ich bei meiner Jugend nicht mehr darauf denken soll, mein Vermögen zu vermehren."

„Ich vermuthe, Herr von Beaumont, daß Sie die Absicht hegen, sobald Sie mein Schwiegersohn geworden sind, wieder nach Paris zurückzukehren, und daß Sie sich meinen Vorschlägen nur scheinbar fügen, um Ihre Vermählung so bald als möglich zu Stande zu bringen."

„Wie! Baron, Sie könnten argwöhnen . . ."

„Was ich hier sage, mein Herr, vielleicht . . . aber

da ich in Oligny lebe, da ich meine Tochter dort bei mir haben will, und da Sie wahrscheinlich nicht ohne sie in Paris bleiben können, erkläre ich Ihnen . . ."

„Ach, mein Gott, ich bitte Sie, theurer Schwiegerpapa, nehmen Sie doch die Sache nicht so ernst, ich habe keinen andern Willen als den Ihrigen, und um es Ihnen zu beweisen, werde ich mich von heute an damit beschäftigen, meine Geschäfte zu beendigen. In einigen Tagen werde ich reisefertig sein."

„So ist es recht. Seien Sie überzeugt, Chevalier, daß ich Ihnen diese Nachgiebigkeit hoch anrechnen werde."

Einen Monat nach dieser Unterredung hatten Herr von Beaumont, Herr von Lostranges und seine Tochter ihre Wohnung auf dem Schlosse Oligny, an den Ufern der Sarthe, zwischen Alençon und Mortagne aufgeschlagen. Die Capitalien des Banquiers waren provisorisch in Bankbillets und Thaler umgewechselt und er bewahrte sie in seinem Gemache in Erwartung des günstigen Augenblicks, wo er seinen festen Entschluß ankündigen konnte, nach Paris zurückzukehren.

Bis zur Erfüllung der für die Hochzeit nothwendigen letzten Formalitäten machten der Baron und das zukünftige Ehepaar häufige Ausflüge in die Umgebung. Sie waren begierig das Trappistenkloster zu besuchen, das vom Schlosse nur wenig ertfernt lag; aber nur der Baron und Valentin konnten ihre Neugierde befriedigen, indem die Ordnung der Abtei den Zutritt der Frauen verbot.

Richard war seit zwei Monaten in La Trappe, aber da die Mönche mit den Fremden nicht in Berührung kommen, so sahen sich beide Brüder nicht.

Als die beiden Besucher auf der Rückkehr nach Oligny die düstern Wälder, die unbekannten Heiden und weiten Oeden, die das Kloster umgeben, durchschritten, fragten sie sich einander, was sie von den Trappisten hielten.

„Es sind Tolle," sagte Valentin.

„Es sind Heilige," sagte der Baron.

„Es sind viele Verbrecher darunter.“

„Ich erkenne nur Reuige in ihnen.“

„Hat vielleicht der Anblick dieser Mönche Ihr Herz gerührt?“

„Vielleicht.“

„Als man uns vor acht Tagen von ihrem strengen Ernste erzählte, scherzten Sie darüber auf die geistreichste Weise von der Welt.“

„Ich habe sie so eben gesehen, mein Herr.“

„Sie sprechen mit einer Achtung von ihnen . . .“

„Und Sie mit einer Frivolität . . .“

„Das heißt ein sehr zärtliches Herz haben, mein lieber Baron!“

„Ich kenne nichts trockeneres als das Herz eines Banquiers.“

„Ach! ich liebe Sie zu sehr, um Ihnen deßhalb böse zu sein.“

„Wir werden bald nach La Trappe zurückkehren, nicht wahr, Chevalier?“

„Wenn es Ihnen beliebt, Schwiegervater, ich stehe immer zu Ihren Diensten.“

Und sie kehrten ins Schloß zurück.

Bestürzung und Schmerz erwarteten sie. Während ihrer Abwesenheit hatten Dienstboten, die in Valentins Gemächern gewesen, die Thüren offen gefunden, die Schlösser erbrochen und die Möbel geleert, vornehmlich aber jenes, welches Herrn von Beaumonts ganzes Vermögen enthielt.

Dennoch hatte man kein Anzeichen gefunden und konnte nicht begreifen, wie dieser Diebstahl begangen werden konnte. Als Valentin dieses Ereigniß erfuhr, glaubte er den Verstand zu verlieren; der Baron ergriff seine Hand und sagte, indem er Genofeva ansah, die ihren zukünftigen Gemahl lebhaft beklagte:

„Unter Leuten von unserem Adel, Chevalier, ver-

binden derartige Unglücksfälle anstatt zu trennen; übermorgen wollen wir den Vertrag unterzeichnen."

Mit überströmendem Gefühle drückte Valentin die Hand des Barons; dieser fuhr fort:

„Nun wollen wir uns vorbereiten um nach Alençon zu gehen, um dort unsere Klage vorzubringen, und wollen wir die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß Sie das verlorene Vermögen einst wieder bekommen werden."

Am andern Tage war ein zu diesem Behufe aus der Stadt gekommener Notar mit den Herren von Lostranges und Beaumont beschäftigt die verschiedenen Bestimmungen des Vertrags aufzusetzen, als ein Bedienter einen colportirenden Kleinodienhändler anmeldete, der den Herrn Baron fragen lasse, ob er nichts in seinen Artikeln kaufen wolle.

„Ach, mein lieber, guter Freund," sagte Genofeva zu ihrem Vater, „seien Sie doch so liebenswürdig, mir einige neue Schmucksachen zu schenken."

„Gerne, liebes Kind, man lasse den Juwelier eintreten."

Bei seinem Anblick erbebte Valentin, denn er erkannte in ihm einen gewissen Juden Andreas wieder, an den er einst die berühmte Nadel verkauft hatte; auch der Jude erkannte ihn und grüßte ihn ehrerbietig, aber ohne die Zeichen zu bemerken, die ihm Valentin machte, damit er schwiege.

Genofeva wählte einige Schmucksachen aus.

„Und Sie, Herr Baron, wollen Sie nichts für sich kaufen? Hier sind goldene Ketten vom feinsten Geschmacke, Ringe nach der neusten Mode und Nadeln von einer ganz neuen Façon; sehen Sie, diese da ist zwar weniger modern, aber in Diamanten gefaßt, es ist das schönste Stück meines Kästchens und das Bedeutendste meines kleinen Vermögens."

Es gibt unerwartete Ereignisse, magische Begegnungen, Zufälle der Vorsehung, die der scharfsinnigste Verstand

nicht voraussehen, die die wunderbarste Gewandtheit nicht vereiteln kann, und die oft hinreichen, um in Einem Augenblicke das Gebäude vieler Jahre umzustürzen.

Herr von Lostranges ergriff die Nadel, die er als die seinige erkannte.

„Valentin," sagte Genofeva, „Sie sind unwohl?"

„Ja, in der That, sehr unwohl . . ."

„Der Herr ist schrecklich blaß," sagte der Notar.

Der Baron hörte nichts.

„Von wem haben Sie diese Nadel?" fragte er den Händler.

„Ich bürge dafür, daß das Gold von vortrefflicher Qualität, und daß der Diamant 25,000 Fr. werth ist."

„Wie kommt diese Nadel in Ihre Hände?"

„Ich bin ein rechtschaffener Kaufmann, mein Herr, und ich kann Ihnen beweisen, daß ich sie gekauft und gut bezahlt habe. Nur weil die Form außer Mode ist, habe ich sie bisher nicht vortheilhaft verkaufen können. Wenn Sie dieselbe wollen, so will ich, um sie loszuwerden, im Preise etwas herabgehen; wenn sie Ihnen nicht gefällt, so schlage ich Ihnen vor, den Stein zu benützen und ihn in eine Nadel von ganz neuer Form zu fassen."

„Aber wem haben Sie sie bezahlt?"

„Potz tausend, diesem Herrn von Beaumont da, bei seiner Rückkehr nach Frankreich."

„Es ist nicht wahr!" rief Valentin.

„Hier der Empfangschein für 20,000 Fr. eigenhändig von Herrn Valentin von Beaumont unterzeichnet. Ich bin immer in der Ordnung."

Es folgte nun ein Augenblick schrecklichen Schweigens. Dann verabschiedete der Baron den Händler, dem er die Nadel ließ, und den Notar dem er die Hand drückte; sodann zerriß er kaltblütig den auf dem Tische liegenden Contrakt und zeigte Valentin mit einem schrecklichen Blicke die Thüre.

Dieser gehorchte maschinenmäßig; er ging durch das

Thor des Parkes, an dessen Ende die Sarthe floß; als er sie durchschwamm, verlor er seinen Hut, der im Schilfe am Ufer hängen blieb. Nachdem er das andere Ufer erreicht hatte, blieb er eine Weile stehen und ruhte aus; innerhalb einiger Minuten durchkreuzten tausend Gedanken seinen Geist. Gott allein kennt sie. Als er aufstand, war die Laufbahn des Chevalier von Beaumont zu Ende. Der alte Handlanger eilte ohne Aufenthalt ins Trappistenkloster. Er kam nicht mehr heraus.

V. *)

Wo die Geschichte ihren Kopf mitten in den Roman hereinreckt.

Seit den Zeiten der Essäer und der Rechabiten gab es zahlreiche Menschen, die sich, sei es aus Geschmack, sei es aus Buße, der Einsamkeit weihten.

Das Beispiel Johannes des Täufers und Jesu selbst trug mächtig dazu bei, die Wüsten zu bevölkern. Es gab damals fromme Einsiedler, die die Völker als Heilige betrachteten, so groß und ächt war ihre Frömmigkeit,

---

*) Dieses und das folgende Kapitel enthalten eine Geschichte des Trappistenklosters und des Lebens in demselben, die mit der vorliegenden Erzählung wenig gemein hat und ohne den Zusammenhang zu beeinträchtigen, auch weggelassen werden kann.

(A. d. Uebers.)

und die heiligen Schriften der Basilius, der Gregor und der Chrysostomus erzählen auf eine unparteiische und würdige Weise, das Leben berühmter Cönobiten, den Ruhm zu Grunde gegangener Zeiten.

Während des dritten Jahrhunderts der christlichen Aera bewohnte eine große Zahl von Anachoreten die thebaische Wüste und Oberegypten.

St. Paul und St. Anton, die zuerst kamen, um Gott fern vom Geräusche der Städte dort zu dienen, waren von einer Menge von Gläubigen begleitet; um 400 wuchs ihre Zahl wunderbar und gegen den Anfang des fünften Jahrhunderts hatten 80,000 Mönche die Wüsten Egyptens in heilige Städte verwandelt, die nur von Dienern Christi bevölkert waren.

Während St. Anton im Orient den Grund zum Mönchsorden legte, erfüllte St. Benedict dieselbe Mission im Abendlande. Allmälig rückten die Einsiedler an Orte zusammen, und bald lebten sie dort gemeinschaftlich. Jedoch war der Eifer nicht immer gleich bei den Bewohnern der Klöster. Im Morgen- wie im Abendlande war er vielen Schwankungen unterworfen, die Vorschriften wurden oft mißachtet und es hat viele Verbesserungen und Wiedergeburten gegeben bis zum heiligen Bernhard, dem großen Reformator der Klosterdisciplin.

Die Feinde des Mönchslebens, und diese haben es sicherlich niemals recht studirt, haben zu allen Zeiten von der Unordnung und der Erschlaffung, die sich in die verschiedenen Mönchsorden eingeschlichen, mit großer Uebertreibung gesprochen; aber es ist ungerecht, eine Regel nach den Ausnahmen zu beurtheilen und wenn bei der großen Menge der Mönche in alten Zeiten auch Einige vom heiligen Wege abgewichen sind der ihnen vorgeschrieben war, so muß man nicht die ungeheuren Verdienste vergessen, welche die getreuen Mönche von ihren Zufluchtstätten aus der Kunst und Wissenschaft geleistet haben. In der That trugen die Mönche, die sich der Urbarma-

machung und Bebauung des Landes ganz ergaben, allein in jenen Zeiten der Unordnung und der Barbarei Sorge für die Erhaltung und Verbesserung der Lehren, sie allein bewahrten classische Kenntnisse, sie allein machten neue Entdeckungen und bahnten die Wege zur Ausdehnung der Kunst und Wissenschaft.

Unter den religiösen Orden, gegen welche mehr oder weniger Vorurtheile herrschen, nimmt der Trappistenorden eine der merkwürdigsten Stellungen ein, sowohl in Hinsicht der Strenge seiner Regeln, als bezüglich seiner Wechsel und seiner fortdauernden Kraft. Wir wollen hier seine Geschichte skizziren, die uns ziemlich nützlich zu sein scheint und die doch niemals recht bekannt wurde.

Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts reiste Rotrou II., Graf von Perche, eine der unerschrockensten Kirchenstützen in den Kreuzzügen (!) mit seiner Frau und einigen Kindern nach England. Ein schrecklicher Sturm drohte das Fahrzeug zu verschlingen, auf dem er sich befand. In dieser drohenden Gefahr gelobte er, daß wenn der Himmel ihn erhielte, er und seine Begleiter nach ihrer Rückkehr nach Frankreich eine Kirche zur Ehre der Mutter Gottes bauen würden. Sein lebhafter Glaube wurde belohnt; auch beeilte er sich gleich nach seiner Rückkunft in seinen Ländereien eine Kirche und ein Kloster in einem Thale bauen zu lassen, das schon seit Langem den Namen Trappe führte.

Daher erhielt das Kloster den Titel Maison-Dieu, Notre-Dame de la Trappe.

Achtzehn Jahre später bereicherte Rotrou III., der Sohn des Gründers Rotrou, vor seiner Abreise nach Palästina das Kloster durch beträchtliche Schenkungen; Robert, Erzbischof von Rouen, Silvester, Bischof von Séez, und Raoul, Bischof von Evreux, weihten die Kirche im Namen der Mutter Gottes; mehrere Päbste, unter andern Eugen III. und Alexander III., nahmen La Trappe in ihren Schutz, sie bewilligten dieser Abtei

unter andern Vorrechten die Befreiung vom Zehnten und ließen die Regeln der Cisterzienser annehmen. La Trappe wurde also ein Filial von Clairvaux und die Mönche wurden Bernhardiner.

Mehrere Schriften erzählen den Besuch des heiligen Bernhard, aber diese Thatsache ist nicht constatirt.

Lange Zeit hindurch war der Eifer groß und wurden die Regeln gewissenhaft befolgt. Viele berühmte Persönlichkeiten, unter welchen man die Seigneurs von Dreux, Robert, Vater und Sohn, Karl von Valois, Graf von Alençon aufführt, machten La Trappe reiche Schenkungen, um ein specielles Recht auf die Gebete dieser Mönche zu erlangen.

Vom Ende des 15. Jahrhunderts an bis zu der vom Abt von Rancé bewerkstelligten Reform blieb es in der Gewalt von weltgeistlichen Aebten. Um diese Zeit verheerten es die Engländer, die der Krieg in diese Gegenden führte, schimpflicher Weise. Endlich drang die Erschlaffung, die sich einer großen Anzahl von Klöstern bemächtigt hatte, auch in gleicher Weise in dieses, das sich in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande befand, als der Abt Armand von Rancé, der es seit acht und zwanzig Jahren verwaltete, den kühnen Plan faßte, es unter die strenge Observanz der Cisterzienser zu stellen. Mit vieler Mühe gelangte er vollständig zum Ziele; La Trappe fand seinen ganzen Eifer und seine ganze Strenge wieder und ward in Frankreichs Augen das der himmlischen Gnade würdigste Kloster. Selbst Bossuet, der Freund des Abt von Rancé, besuchte es oft, und der Herzog von St. Simon fand hier oft ein Asyl.

Der Abt von Rancé starb um 1700 in einem Alter von siebzig Jahren, nachdem er acht und zwanzig Jahre lang weltlicher Abt und zwei und dreißig Jahre Ordensabt gewesen war. Durch Ermüdung, Fasten und Kränklichkeit entkräftet, hatte er zu Gunsten Zosimus I. entsagt. Seit der Reform von La Trappe bis 1790

der Zeit ihrer Unterdrückung, gab es zehn Aebte. Sie hießen: Zuerst Armand von Rancé, dann Zosimus I., Franz Gervaise, Jakob de la Cour, Isidor, Franz Gouche, Zosimus II. (Hurel), Malachias Brun, Theodor Chambon und Peter Olivier.

Als der große revolutionäre Sturm in Frankreich zum Ausbruche kam und alle religiösen Körperschaften aufgehoben wurden, hofften die Trappisten noch einen Moment, dem allgemeinen Verbote zu entgehen. Die Theilnahme, die sie einflößten, war so mächtig, daß die Nationalversammlung zögerte, ehe sie dieselben in die Proscription einschloß; sie schickte Bevollmächtigte ab, die die Sitten der Troppisten prüfen und ein Protokoll über den Zustand aufnehmen sollten, in welchem sich die Abtei befand. Alle Berichte, die über diesen Gegenstand gemacht wurden, waren den Trappisten günstig, und die Commissäre huldigten der Frömmigkeit und dem wohlthätigen Sinne, welche dieses Haus zum Gegenstande der Bewunderung für die Umgebung machten; troß dem konnte es der Strenge des Dekrets nicht entgehen, und es wurde Anfang 1790 unterdrückt.

Aber nichts vermochte die Trappisten niederzubeugen, oder ihre Liebe zur Einsamkeit und die Strenge ihrer Regeln zu schwächen. Bald bestimmte der Abt Augustin von Lostranges, der Peter Olivier nachgefolgt war, die Brüder, die Freiheit in einem andern Vaterlande zu suchen, ihre heiligen Uebungen dort fortzusetzen und dem zu dienen, dessen Hand alle die großen Ereignisse herbeigeführt hat. Sie wählten die Schweiz, um sich dort niederzulassen; sie richteten ein Gesuch an die Regierung jenes Landes, um von ihr das Recht zu erlangen, dort eine Zufluchtsstätte zu gründen.

Als dieses Gesuch vom Senate von Freiburg genehmigt war, unternahm Dom Augustin mit vier und zwanzig Mönchen seine Wallfahrt. Er reiste am 24. April 1791 ab.

Und, bemerken wir im Vorbeigehen, gehört nicht ein mächtiger Glaube dazu und eine starke Verachtung der Eitelkeiten der Welt, um auf diese Weise sein Vaterland zu verlassen und in ein fremdes Land zu gehen, um dort zu weinen, zu beten, zu arbeiten und zu leiden?

In einem einsamen Thale des Kantons Freiburg, eine Stunde von Val-Sainte, inmitten der Berge, die den Himmel zu berühren scheinen, gründete diese fromme Colonie in einem seit Langem leer stehenden Karthäuser-Kloster die neue Abtei, die die Hauptstätte für andere Trappistencolonien bis zum Jahre 1815 blieb.

Bald verbreitete sich das Geräusch von der Tugend und Wohlthätigkeit dieser frommen Anachoreten in die Ferne, die Zeitungen ließen ihnen Gerechtigkeit widerfahren, indem sie die Erzählungen von ihren Wohlthaten verbreiteten, der Zufluß von fremden Besuchen nahm zu, und bald wuchs die Zahl der Bewerber dergestalt, daß Dom Augustin im Jahre 1794 mehrere Colonien in verschiedene Länder schicken mußte, wo man sie überall mit großem Wohlgefallen aufnahm. England, Spanien, Belgien und Piemont verlangten dringend nach ihnen, und die Abteien, welche die Colonien in jedem dieser Länder gründeten, kamen zu großer Blüthe.

Als sich später die Franzosen der Schweiz bemächtigten, mußten die Trappisten dieses gastfreundliche Land verlassen; Dom Augustin durcheilte mit denen, die ihn begleiten wollten, nach und nach Deutschland, Polen, Rußland und Dänemark und errichtete auf seinem Wege verschiedene Gemeinden von Männern und Frauen. Im Jahre 1802 kam er nach Val-Sainte zurück, wo sich wieder ein Theil seiner Kinder um ihn vereinigte.

Napoleon war den Trappisten günstig. Auf den Vorschlag, der ihm im Staatsrathe unterbreitet wurde, ob man nämlich La Trappe bestehen lassen solle oder nicht, antwortete er: daß man ein Asyl haben müsse für große Unglücksfälle und eine Zufluchtsstätte für exaltirte

Phantasien. Seit 1806 erhob sich schon wieder eine Trappistengemeinde im Walde von Gros-Bois, sechs Stunden von Paris; eine andere wurde in Cervara bei Genua gegründet, eine dritte auf dem Genfer Berg.

Napoleon blieb äußerst wohlwollend gegen die Obern dieser Etablissements, in denen man seine Soldaten aufs Herzlichste behandelte, wenn sie dort Gastfreundschaft verlangten; aber als im Jahre 1811 der Obere der Gemeinde von Cervara einen Eid zurücknahm, den er einige Jahre vorher dem Kaiser geschworen, gerieth dieser darüber in heftigen Zorn und strafte, anstatt einen einzigen Mann zu bestrafen, den ganzen Orden. Der erste Obere, Dom Augustin von Lostranges, erfuhr zuerst seinen Haß: es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, er ging sodann nach Amerika, wo er zwei Gemeinden gründete und kehrte erst mit der Restauration zurück.

Dann brachte er den größten Theil seiner Kinder mit zurück, und seine erste Sorge galt dem Wiederankauf des alten Hauses von La Trappe, wohin ein Theil der seit einiger Zeit nach Val-Sainte zurückgekommenen Brüder nun kamen. Die andern Mönche wurden theils nach Aigues-Belles in der Diöcese Valence gesendet, theils nach Belle Fontaine in der Diöcese Angres, theils endlich nach Melleraye in der Diöcese Nantes.

Auf der Heimkehr von einer Reise nach Rom, die Dom Augustin gemacht hatte, um den Papst zu sehen, erkrankte er in Lyon und starb daselbst im Jahre 1827, in einem Alter von zwei und siebzig Jahren.

In Val-Sainte hatten die Trappisten noch einmal ihre Regeln reformirt, daß heißt, sie hatten einen Zuwachs von Strenge beigefügt, die theils den Regeln des St. Benedict, theils denen der Cisterzienser entnommen wurden; diese Reform, genannt die von Val-Sainte, kam in Gros-Trappe seit ihrer Rückkunft im Jahre 1815 in Aufnahme.

Aber ach! La Trappe du Perche, die Wiege dieses bewundernswerthen Ordens, betrübte die Blicke der Mönche gar sehr, als sie es nach so langer und grausamer Abwesenheit wiedersahen. Sie fanden nur noch Trümmer vor, die alte Kirche existirte nicht mehr, die Trappisten bauten selbst eine neue; sie unternahmen es auch, das Haus wieder aufzubauen, von dem nur noch einige Wände übrig geblieben waren, und nichts konnte sie in ihren langen Arbeiten stören. Die Julirevolution gestaltete Frankreich um, ohne sie zu beunruhigen. Endlich wurde im August 1833 die Kirche beendigt und durch Msgr. von Roussel, Bischof von Senz, der den ersten Stein gelegt hatte, eingeweiht.

VI.

Worin der Pedant noch immer die Feder des Erzählers zurückhält.

Zwischen den Städten l'Aigle und Mortagne, im Departement de l'Orne, in gleicher Entfernung von der Paris-Brester und der Paris-Cherbourger Straße erhebt sich in einem großen Thale am westlichen Ende des Waldes von Perche das Kloster la Trappe, umgeben von Hügeln und Gehölze, gleich als ob es mit der übrigen Welt nichts gemein habe in seiner stillen Einsamkeit.

Das gegenwärtige Kloster bildet ein vollkommenes Quadrat. Es hat über dem Parterre zwei vollständige Stockwerke und einen geräumigen Speicher. Nach demselben Modell gebaut, wie alle Häuser von la Trappe,

hat es zum Eingange ein großes Portal, über welchem unter einem Bildnisse der Mutter Gottes folgende Inschrift eingegraben ist: Domus Dei, beati qui habitant in ea. Zur Seite befinden sich die Loge des Portier, ein Sprechzimmer, ein Saal für die Fremden und ein Gastzimmer, wo sie Speise und Wohnung erhalten; sodann eine Kirche, der Kapitelsaal, ein Refectorium, ein Arbeitssaal oder Werkstätte, ein Schlafzimmer, eine Bibliothek, eine Weißzeugkammer, eine Wärmstube, ein Krankenzimmer und eine Apotheke; endlich Kreuzgänge oder Nebenschiffe, die sich in Form einer Gallerie nach der ganzen innern Länge des Quadrats ausdehnen, in dessen Mitte sich der Hof befindet.

Wenn ein Fremder in la Trappe ankömmt, so fällt der Bruder Pförtner, nachdem er ihm geöffnet, vor ihm auf die Hände und sagt: „Segnen Sie mich," dann führt er ihn in den Fremdensaal und benachrichtigt zwei Mönche, die den Auftrag haben, die Klosterbesuche zu empfangen.

Dieser Saal ist durch seine äußerste Einfachheit und durch die Sentenzen aus der Schrift, die man auf den Wänden lesen kann, bemerkenswerth. In Erwartung der Mönche fordert sie der Pförtner, der sie begleitet, auf, auf einem Anschlage an der Saalwand die Mahnung zu lesen, die man an die Reisenden stellt, und in welcher man sie demüthig bittet, der Begegnung der Mönche so viel als möglich auszuweichen und sich nur an den Bruder Wirth zu wenden, wenn man Etwas bedürfen sollte, auf die Tribune zu gehen, wenn man beten will, aber niemals dort zu singen, nicht ohne Begleitung des Gastmönchs in die Klosterörtlichkeiten zu gehen, an gewissen Orten, wo es nothwendig ist, zu schweigen wie in der Kirche, im Refectorium, im Schlafzimmer, im Kreuzgange, im Kapitelsaale und in der Küche, in der Abtei nicht anders als mit leiser Stimme zu sprechen, um nicht die Mönche, die sich in der Nähe befinden, zu stören, und

endlich anzunehmen, daß man den Fremden nur ungerne eine so einfache, aber durch die Regeln vorgeschriebene Nahrung anbiete.

Wenn die beiden Mönche der Wache im Empfangsaal ankommen, werfen sie sich mit dem ganzen Körper vor den Fremden zur Erde, sodann führen sie sie durch den Kreuzgang in die Kirche, um dort das heilige Sakrament anzubeten. Nach einiger dem Gebete gewidmeter Zeit führen sie dieselben in den Saal zurück und überlassen sie dem Gastmönche, der sie ins Gastzimmer führt, der ihnen freudig alle Dienste erweist, die in sein Fach einschlagen. Jeder Fremde erhält ein Zimmer von äußerster Einfachheit zur Wohnung; ein kleiner Tisch, ein Christusbild, ein Stuhl, einige fromme Bücher und ein merkwürdig reinliches Bett, daraus besteht die ganze Einrichtung.

Man servirt den Gästen immer nur ein sehr frugales Mahl, das aber doch reichlich genug und der Jahreszeit angemessen ist. Ausdrücklich verbietet die Regel das Fleisch für die Fremden, wer sie auch immer seien, ausgenommen jedoch, wenn eine Krankheit solches erforderlich macht, dann würde man welches serviren, aber nur im Krankenzimmer, und niemals im Refektorium der Gäste. Während des Mahls hält ein Bruder, meistens der Gastmönch, den Gästen eine fromme Vorlesung, um frivole Gespräche zu verhindern.

Manchmal gibt der Obere den Besuchern auf ihr dringendes Bitten die Erlaubniß, am Mahle der Mönche im Refektorium der Gemeinde Theil zu nehmen. Da die Gastfreundschaft, die man in la Trappe übt, nur die Bedeutung hat, welche sie immer haben sollte, so verlangt man von den Fremden niemals Etwas, aber man nimmt die von wohlhabenden Personen angebotenen Geschenke demüthig an.

Der Eintritt ins Kloster ist den Frauen unbedingt untersagt, aber man hat im Vorhofe eine Kapelle

für sie gebaut, wo sie an Sonn- und Festtagen die Messe hören können.

Die Mönche von la Trappe sind in zwei Classen getheilt: die Chormönche und die Laienbrüder. Die erste Classe der Mönche umfaßt im Allgemeinen diejenigen, die aus Demuth den Titel Laienbruder vorziehen; die Chormönche, die besonders die Bestimmung haben, den Gottesdienst zu singen, werden auch Väter genannt. Die Laienbrüder sind vorzugsweise mit Handarbeiten beschäftiget; jedoch wohnen sie einem großen Theil des Tag- und Nacht-Gottesdienstes bei, und wenn sie in der Stunde des Gottesdienstes mit Arbeit beschäftigt sind, sei es im Innern des Klosters, sei es auf dem Felde, so setzen sie mit einander aus und überlassen sich mit lauter Stimme den religiösen Pflichten, welche die Väter zu gleicher Zeit in der Kirche üben.

Die Kleidung der Chormönche besteht Sommer und Winter in einem Gewande von grobem weißem Tuch, das von einem ledernen Gürtel umschlossen ist. Bei der Arbeit tragen sie über diesem Kleide noch ein schwarzes Skapulier, das sie bei den übrigen Uebungen durch eine Tunica mit weißen hängenden Aermeln von grobem weißem Tuche wie das Kleid ersetzen; über dieser Tunica ist eine Kutte oder Kapuze, um den Kopf zu bedecken, das ist das eigentliche Mönchskleid, das man auch Bernhardinerkutte nennt. Die Laienbrüder tragen dasselbe Kleid, aber von grobem braunem Stoffe, bedeckt mit einer Art von großem Mantel, den man Chormantel (chape) nennt. Laienbrüder wie Mönche vom Chor tragen ein Hemd von grobem Wollenzeug.

Welche hervorragende Männer im Adel, in der Armee und in den Wissenschaften wurden schon in diesem einfachen Kleide begraben! Hier gibt es keine Eitelkeiten der Welt mehr, man behält selbst nicht einmal seinen Namen, den man beim Eintritt vertauscht gegen den eines Bruder Martin, Bruder Ambrosius, Bruder Hilarien rc.

Dank dem ewigen Schweigen, das in la Trappe herrscht, können diese Männer ihr ganzes Leben hier zubringen, ohne sich zu kennen.

Es gibt ferner noch in la Trappe außer diesen beiden Classen von Mönchen Adspiranten, Novizen und beigegebene Brüder oder Familiaren.

Die Adspiranten sind diejenigen, die, sich zum Mönchsleben hingezogen fühlend, um die Aufnahme unter die Mönche nachgesucht haben. Sie machen eine Zeit lang die Hausübungen mit, und werden dann, wenn sie dabei ausharren, unter die Novizen aufgenommen, wobei sie das Kleid erhalten. Die Novizen, die sich in Chor- und Laien-Novizen theilen, je nachdem sie unter die Einen oder Andern aufgenommen zu werden beabsichtigen, halten ein Jahr Noviziat, worauf sie, wenn sie in ihrem Berufe ausharren, das definitive Gelübde aussprechen.

Die Familiaren widmen sich, ohne sich durch Gelübde zu binden und ohne sich für den Mönchsberuf zu verpflichten, dem Hause und werden Familienmitglieder. Aber sie tragen das Kleid nicht, sind keinen so strengen Regeln unterworfen, und können sich zurückziehen, wenn es ihnen beliebt, ausgenommen jedoch, wenn sie Brüder oder Väter werden und sich den Prüfungen des Noviziats unterwerfen wollen.

Die Hauptämter bei den Trappisten sind folgende: Das des Abts, des Priors, des Subpriors, des Kellermeisters, des Gastmönchs und des Novizenmeisters. Alljährlich wechseln die Oberen am Tage Mariä Reinigung ihre Stellen. Jeder legt die Zeichen seines Amtes nieder, das dann in die Hände eines andern vom Abt gewählten Mönchs übergeht.

Um diese Zeit ziehen sich die Trappisten auch zehn Tage lang zurück, während welcher sie sich frommen Uebungen von einer Strenge überlassen, die noch viel größer ist, als die im Laufe des Jahres. Der Abt von Rancé hat diese jährliche Absonderung zu einer wesent-

lichen Ordnungsregel erhoben, die wie alle anderen mit einer religiösen Genauigkeit beobachtet wird.

Allwöchentlich findet in la Trappe eine einfache und rührende Ceremonie statt: am Samstag waschen im Kapitelsaale vor dem Lesen der Vesper zwei Mönche die Füße aller ihrer Brüder, indem sie beim Abt anfangen und fortfahren bis zum jüngsten Mönche. Es liegt in dieser biblischen Scene ein frommer Zauber, dessen Einflusse sich die Fremden nicht entziehen können, wenn man ihnen die Gunst bewilligt, demselben beizuwohnen. Diese vollkommene Selbstverläugnung von Männern, die oftmals mächtig in der Welt gewesen und die nun die Füße von Menschen waschen, die vielleicht große Verbrecher sind, die süße Genugthuung, die sich auf ihren Gesichtern abspiegelt, die warme Herzlichkeit, die unter ihnen herrscht, Alles das rührt die Seele und läßt diese Männer mit Achtung betrachten.

„Es ist ein großes Schauspiel," hat Chateaubriand gesagt, „um den Tod eines Trappisten."

Ja, es ist in der That ein ergreifendes Schauspiel. In der Stunde des Todes zeigt sich der Mensch fast immer, wie er wirklich ist, und nichts kann seine Gedanken, seine Wünsche und seinen Glauben verhüllen. Nun wohl! Der Tod eines Trappisten ist wie das Leben in la Trappe heilig und schön. Es zeigt sich in seinen Augen eine süße Schwärmerei, und man möchte sagen, daß er schon die zukünftige Welt erkenne; nichts ist süßer für seine Ohren, als die Gesänge seiner Brüder, und seine Hände heben sich zu Gott empor, wie um ihm dafür zu danken, daß er ihn abruft.

Auf Stroh und Asche haucht der Trappist sein Leben aus, umringt von seinen Brüdern, die seinen Tod als das vollkommenste Glück zu beneiden scheinen. Wenn seine Seele den Körper verlassen hat, wird er ohne Sarg bestattet, von seiner Mönchskutte bedeckt; auf sein Grab pflanzt man ein hölzernes schwarzes Kreuz, auf

welches man seinen Mönchsnamen, sein Alter und das Datum seines Todes setzt; sodann öffnet man eine Grube zur Hälfte für den nächsten Sterbenden, und jeder Mönch scheint zu wünschen, daß es die seinige sein möge.

Viele Vorurtheile lasten noch auf dem Trappistenorden; man braucht aber nur zwei Tage in diesem Kloster zuzubringen, um sich von der Falschheit dieser Vorurtheile zu überzeugen. Man hat gesagt und es oft wiederholt, daß die Mönche, wenn sie sich begegnen, diese feierliche Mahnung an einander richteten: Bruder, memento mori. Es ist nichts daran, da in la Trappe das Schweigen unbedingt und ununterbrochen ist. Uebrigens bedarf es auch dieser Mahnung nicht, um die Mönche an den Tod zu erinnern: unter ihnen bereitet sie Alles darauf vor und erinnert sie beständig daran.

Auch hat man behauptet, daß jeder Trappist sein Grab selbst grabe und daß er darin schlafe, — auch das ist ein Irrthum: wir haben oben erzählt, daß es im Voraus immer ein halbgeöffnetes Grab gäbe: oft wird es von den Mönchen betrachtet, die es mit ihren Wünschen zu begrüßen scheinen. Man glaubt auch, und dieser Irrthum ist fast allgemein, daß die Trappisten mager, kränklich und traurig seien! Man wird leicht erkennen, daß auch das nur ein Irrthum ist. Einer der Brüder ist ein berühmter Arzt der Pariser Fakultät. Es hat im Kloster immer ein Krankenzimmer gegeben, und trotz der Trappisten tiefen Verachtung des Lebens werden die Krankheiten mit liebevoller Sorgfalt und lebhaftem Mitgefühle behandelt. Es ist auch zu bemerken, daß das Krankenzimmer sehr oft leer steht. Es ist auch nicht wahr, daß die Mönche mager und abgezehrt sind, wie man sie auf dem Theater oder in Romanen darzustellen beliebt. Wenn man nach la Trappe kömmt, erstaunt man, auf dem Antlitze der Bewohner den Ausdruck unvertilgbarer Freude zu finden; ihre Farbe ist frisch und geröthet, und die Lebensweise, der man folgt, hat keinen Einfluß auf

den Körper und Geist, da man in la Trappe Männer von vorgerücktem Alter findet, die sich noch einer vollkommenen Gesundheit und eines verhältnißmäßig glücklichen Temperaments erfreuen.

Das sind nicht die einzigen Vorurtheile gegen la Trappe, die wir zu widerlegen haben. Man wähnt, daß es nur große Verbrecher enthalte, und es befindet sich dort eine Menge Menschen, welche die aufrichtigste und jeder Eitelkeit baare Frömmigkeit allein hingeführt hat. Man wähnt in gleicher Weise, daß die Ordensregeln für viele Menschen, die sich einmal durch Gelübde verpflichtet haben, erdrückend und unerträglich würden. Diejenigen, welche dies glauben, haben die Trappisten niemals besucht; sonst hätten sie gesehen, mit welchem Grade von Liebe sie ihre Regeln befolgen, und daß ein Mönch niemals daran denkt, sich schwacher Weise davon los zu machen. Wir wollen einen Tag aus dem Leben des Trappisten analysiren, und man wird beim Lesen dieser Analyse nicht umhin können, zu denken daß diese Männer, die man so oft verläumdete, verspottete und verachtete, zu einem der höchsten Grade der Vollkommenheit, wie sie der Mensch überhaupt erreichen kann, gelangt sind.

Die Abteiglocke läutet an Festtagen um Mitternacht, und an Werktagen um eins oder halb zwei Uhr zur Frühmesse. Alsbald verlassen die Mönche ihre Planke, die ihnen zum Bette dient und auf welcher sie angekleidet ruhen, und begeben sich in die Kirche. Es ist ein ernstes und majestätisches Schauspiel, diese Mönche in zwei Reihen, vom schwachen Schimmer einer einzigen Lampe beleuchtet, zu sehen, indem sie mit schallender Stimme des Herrn Lob singen, während Alles rings um sie im Schlafe ruht. Da ist nichts von dem Aufwande der Pariser Kirchen, nichts von der übermüthigen Pracht, welche den Geist von der erhabenen Religion Christi und St. Peters entfernt, und nichts von jenen goldenen Zierrathen, welche nur an alle die Bedürfnisse der Armen erinnern.

Nach der Mette und den Primen hält man das Kapitel der Culpa oder das der öffentlichen Beichte. Da klagt sich jeder vor seinen Brüdern der Fehler an, die er am Tage begangen, oder der schlechten Gedanken, die seinen Geist beschäftigt. Wenn ein Mönch sich eines Vergehens anzuklagen vergißt oder eines ohne sein Wissen beging, das einer seiner Brüder kennt, so erklärt es dieser mit lauter Stimme: der Schuldige dankt ihm dafür und unterläßt nicht am Tage für den zu beten, der ihn angeklagt hat.

Nach einem dem Lesen und den Messen geweihten Zwischenraume begeben sich die Mönche an die Arbeit. Die Einen sind Schmiede und machen selbst alle Instrumente, die sie zu ihren manchfaltigen Arbeiten brauchen; die andern beschäftigen sich mit Melken und machen den Käs, den selbst verwöhnte Reisende trefflich finden. Diese backen Brod, von dem ein guter Theil für die Armen aufgehoben wird, jene besorgen die so einfache und so stärkende Küche. Hier sind Buchbinder, dort Buchdrucker, denn Alles, was man in La Trappe braucht, macht man auch in La Trappe, und die Mönche haben es selbst so haben wollen, um nicht mit den Städten in Verkehr treten zu müssen. Alle diese Arbeiten werden im tiefsten Schweigen vollzogen. Dennoch machen es die Umstände oft nothwendig, daß einige Worte gesprochen werden; aber diese Worte spricht nur der erste Obere zu den Mönchen oder zu den Fremden, der Gastmönch zu den Reisenden, und der Kellermeister in seinen Berichten mit den Reisenden oder den Brüdern. Nach diesem ersten Theile der Tagesarbeit wohnen die Mönche dem Gottesdienste der Sexte bei, und nehmen dann ihre Arbeit bis zwei Uhr wieder auf. Sodann findet ihr Mahl statt; während desselben recitiren einige Mönche Gebete, die wegen ihrer Länge wie ein wahrer Gottesdienst angesehen werden können.

Das Diner besteht aus Gemüsen in Wasser und Salz gekocht und acht Unzen schwarzes Brod; zum Trinken bedient man sich des reinen Wassers. Das ist die ganze Nahrung des Trappisten während zwei Drittel des Jahres, noch dazu findet während der Fasten dieses elende Mahl erst um ein Viertel auf fünf Uhr statt. Während der übrigen Zeit des Jahres ist das Diner um Mittag, und gibt es am Abend noch ein Souper oder vielmehr eine leichte Erfrischung. Man nimmt dazu die vier Unzen Brod von den zwölfen, welche die Regel gestattet, dann einige Erdäpfel oder rothe Rüben, oder auch ein wenig Käse. Die Mönche begeben sich sodann in die Kirche, um die Vesper zu hören; hierauf folgt eine Pause für das Lesen und die Betrachtung bestimmt, die bis sechs Uhr dauert. Dann singt man salve Regina und geht ins Schlafzimmer.

So ist der Tag der Trappisten, und sicherlich hegt der Reisende, der ihren Uebungen beiwohnte, nicht mehr die Vorurtheile gegen sie, welche die Welt noch gegen sie hat.

(Bis hieher erstreckt sich die Geschichte der Trappisten.)

VII.

Wir haben erzählt, welcher Art Richard des Träumers verfolgtes Leben, welcher Art das schuldvolle, qualreiche Leben des Banquier Valentin in der Welt war. Man wird nun erfahren, wie der zweite Abschnitt des Lebens der Brüder beschaffen war.

VIII.

Thränen.

Der Mensch wandelt unausgesetzt auf einem schmalen Pfade, den man die Gegenwart heißt; auf jeder Seite bemerkt sein schwacher Blick einen Abgrund. Ungeheure Abgründe — die Vergangenheit und die Zukunft! Wenn sein erbärmlicher Verstand es wagt, nach dem Grund zu suchen, weicht er erstaunt zurück, denn er begegnet dem Unendlichen; wenn er aber wie Richard das Herz voll Tugend und das Leben voll Leiden hat, und der Geist in der Einsamkeit sich gesammelt und ins Unendliche vertieft hat, schreckt er nicht mehr davor zurück, denn er entdeckt dort den allmächtigen, gerechten und ewigen Gott, der die Ewigkeit der Welten zum Strafen und zum Lohnen hat.

Nach seinem stürmischen Leben hatte Richard in La Trappe eine Ruhe gefunden, sanft und tröstend, wie die Moral des Evangeliums; sein einst geschwächter Glaube hatte sich wieder belebt, und der Glaube im menschlichen Herzen ist ein reiner Diamant, dessen himmlisches Licht in das andere Leben sehen läßt. Er fand im beschaulichen Leben ein vom größten Theil der Menschen nicht gekanntes Glück, und erwartete im Vertrauen auf Gott betend, arbeitend und betrachtend gerne den Tod als die größte Wohlthat, die Gott dem Menschen nach dem Leben erweisen kann.

Manchesmal gedachte er noch traurig der Verirrungen dieser Welt, die ihn verschmäht hatte, und bedauerte seufzend gewisse große Gedanken seines todten Buches; doch geschah dies nur in seltenen Zwischenräumen, und diese Erinnerungen erloschen allmälig in

seinem Geiste, als er sich dem Abende seines Lebens näherte, wie die Sterne, wenn der Morgen kommt.

Oefters dachte er noch an Genofeva, aber was er für sie fühlte, war nicht mehr Liebe, es war ein reineres Gefühl, wie die Erinnerung an eine im Traume erschienene Madonna, wie eine flüchtige Offenbarung der heiligen Schönheit unsterblicher Jungfrauen.

Valentin kam nach La Trappe wie ein Verbrecher an eine Zufluchtsstätte, und befolgte, anfänglich von den Dingen eingenommen, die er in der Welt zurückließ, die Uebungen des Klosters maschinenmäßig, arbeitend, wenn man arbeitete, und sich zu beten bemühend, wenn man betete, aber dem Juden Andreas fluchend in den Stunden des Schlafes und der Betrachtungen.

In Maison-Dieu spricht Alles zum Herzen, aber Valentin hatte ein finsteres frostiges Herz. Doch wenn er wieder dieses stille Glück sah, dessen sich seine Umgebung zu erfreuen schien, wurde er neidisch und wollte es auch zu kosten versuchen. Von der Frömmigkeit unterstützt, versuchte er demnach, die bösen Gedanken, deren sein Herz voll war, zu verjagen; aber sein Herz war noch zu voll von Verderbniß, als daß der Glaube darin hätte Platz finden können, und die Frömmigkeit versagte ihre Hülfe. Er zweifelte noch immer, und seine Gebete stiegen nicht weiter hinab, als vom Gehirne zu den Lippen, sein Herz blieb eisig.

Eines Tages, an einem jener sonnenlosen Tage, wo die Seele sich der Trauer öffnet, wo der Körper an seiner Kraft verliert, wo der Himmel grau ist und die Wiesen ohne Blumen sind, an einem jener blassen Tage, wo man sagen könnte, daß Gott sich von unserer Welt abwendet, um für eine andere zu wachen, waren die Mönche in der Kirche in zwei Reihen aufgestellt, um wechselweise Psalmverse zu singen. Valentin, der Bruder Andreas geworden war, stimmte zuerst jene Klage des

Königs David an: „Domine, ne in furore tua arguas me; neque in ira tua corripias me.“

Ihm gegenüber erwiederte Richard, der Bruder Ambrosius geworden war: „Quoniam sagittae tuae infixae sunt mihi: et confirmasti super me manum tuam.“

Beide erhoben die Augen gen Himmel, Bruder Ambrosius, um Gott seine Leiden darzubieten, Bruder Andreas, um ihn um Glauben zu bitten.

Und beide Brüder erkannten sich.

Der Psalm dauerte fort, und Richard war den ganzen Tag glücklich, denn er dachte, daß sein Bruder, hier angekommen, dasselbe Glück hier genießen müsse, wie er . . . und Valentin war während dieses Tags zerstreut und träumerisch.

Als die Nacht kam, und alle Brüder eingeschlafen waren und man kein Geräusch mehr in der Abtei vernahm, fühlte sich Richard leicht am Arm berührt; er erwachte und richtete sich auf; dann sah er einen Mönch vor sich auf den Knien und hörte eine schwache Stimme sagen:

„Verzeihung, mein Bruder!“

Richard legte einen Finger an den Mund, um ihn an das unverletzliche Schweigen zu erinnern, zu welchem sie sich verpflichtet hatten. Valentin fing wieder an:

„Mein Bruder, verzeihe mir und segne mich!“

Richard streckte fromm die Hand über seinen immer noch knieenden Bruder aus; dann stand dieser auf und suchte schweigend sein hartes Lager wieder zu erreichen, als ihn Richard am Arm zurückhielt, und einer unwiderstehlichen Macht weichend, ihn an sich zog und unter Schluchzen und Küssen umarmte.

In Bruder Ambrosius Augen war die ganze Vergangenheit verschwunden; er erinnerte sich nicht mehr an Amiens, wo er für Valentin von Henkershand gebrandmarkt worden war; nicht mehr an Brest, wo er für Valentin fünf Jahre lang das schreckliche Leben der Sträf-

linge erlitten; nicht mehr an Paris, wo ihn Valentin verläugnet und ihm ein Asyl verweigert hatte; nein, dieser Mann des Himmels hatte alles Irdische vergessen; er sah nur vor sich und in Thränen seinen Zwillingsbruder, seinen Freund von der Wiege, seiner Mutter Kind, dessen einziges Wort, als er ihm zu Füßen fiel: Verzeihung! gewesen war! . . . und er hatte verziehen.

So hatten also diese beiden Menschen das Leben mit einander begonnen, sie hatten die Muttermilch getheilt, die Sorgen für ihre Schwäche, und die ersten Eindrücke des Lebens; dann war ein Tag gekommen, wo beide für ein grausames Schicksal gezeichnet ihr Leben trennten und sich entzweiten. Der Eine, ein tiefer Egoist, war lange einen glänzenden Pfad gewandelt, Abgründen entlang, und hatte im Augenblicke des Triumphs das wunderbare, von seinem Stolze und seiner Begierde errichtete Gebäude unter dem Worte eines armseligen Juden in fast Nichts zusammenbrechen sehen; der Andere, ein gekreuzigter Dichter, hatte das Leben, ein schweres Kreuz auf der Schulter, durchwandert, und konnte nur in einem Grabe unter der Sonne Trost finden. Dann fanden sie sich wieder, beide gealtert, entkräftet und lebensmüde. Wie sie einst ihre kindlichen Freuden vermengt hatten, so vermengten sie in dieser Stunde die Thränen, der Eine aus Reue, der Andere aus Mitleid; wie sie einst ihre Arme verschlangen, um zu den Spielen der Kindheit zu eilen, so hielten sie sie jetzt wieder, aber wie um zu sterben, und wie einst waren sie endlich nun vereinigt, nicht mehr unter dem Auge ihrer Mutter, aber unter Gottes Auge.

Als die Glocke zur Frühmette in der Klosterkirche läutete, weinten die Brüder noch, Einer in den Armen des Andern.

Einige Zeit darauf wurde Bruder Andreas krank, und bald ergriff dieselbe Krankheit Bruder Ambrosius; dieser empfand das Weitergreifen des Uebels in süßer

Hoffnung, für ihn war der Tod ein Augenblick der Dämmerung, welche die Nacht des Daseins vom großen Tage der Ewigkeit scheidet. Valentin sah mit Schrecken den Tod herankommen; er zweifelte noch immer, und der Zweifel am Ende des Lebens ist eine Vorempfindung der Hölle.

Endlich starben beide Brüder an demselben Tage, zur selben Stunde, und sich wie Einem Beschlusse Gottes unterwerfend. Sie waren zur selben Zeit auf die Welt gekommen, sie verließen sie zugleich. Vielleicht trennten sie sich, als sich die Pforten der Ewigkeit für sie öffneten . . . vielleicht ging der Eine dem Lohne — der Andere der Strafe entgegen! . . . Vielleicht, und dies möge der Glaube christlicher Seelen sein, blieben sie wieder vereinigt zu Gottes Füßen! des gerechten und gütigen Gottes, der die Märtyrertugend liebt und verherrlichet, der aber den Schuldigen freispricht, wenn er in seiner Buße Thränen der Reue vergoß.

Schluß.

Wenn Sie an Winterabenden in die Oper gehen, werden Sie wahrscheinlich in der vierten Vorderloge eine hinreißende Frau in vollem Glanze ihrer Schönheit bemerken; wenn Sie den Logenschließer fragen, wird er Ihnen antworten, daß sie sich Marquise von St.-Saulieu nennt. Ihr Vater, der Baron von Lostranges starb vor drei Jahren in Oligny, nachdem er sie mit einem Neffen des Herrn von Lagérivière, der im Besitze eines guten Namens und großer Hoffnungen ist, vermählt hatte. Die

sorglose Genofeva hat keinen Gedanken von der Liebe eines Taglöhners, der Richard hieß, Dichter wurde, dann Trappist, und dann noch sterbend für sie betete . . . das wird ihr nie einfallen.

Julian, der alte Kammerdiener des Barons, hat sich vom Dienste zurückgezogen, nachdem er sich auf eine etwas zweideutige Weise im Dienste seiner verschiedenen Herren bereichert hat; er hat eine Frau aus der Kaufmannswelt geheirathet und lebt nun sehr ehrbar, ohne jemals von Gewissensbissen, bezüglich eines armen Handlangers gequält zu werden, der ihm einen so großen Theil seiner Pein verdankte.

Coupard hat sich aufs Verkaufen von Sicherheitsketten rue Vivienne verlegt, nachdem er einen Theil der Summen, die er dem Chevalier von Beaumont in Oligny stahl, der Justiz zurückgegeben und den Rest verthan hatte; seit seiner letzten Freilassung hat er die Bekanntschaft des Chevaliers von Ally gemacht, der in diesem Momente eine heimliche Lotterie hält.

Von Richard dem Dichter ist auf der Welt nichts übrig geblieben, als sein Name, der im Register eines Gefängnisses eingetragen ist.

Der Blutlohn.

Spanische Legende.

Was liegt am Jahre in welchem die Begebenheiten dieser Erzählung vorfielen? Man kann darüber nur so viel sagen, daß es schon lange her ist.

Wenn man Biscaya verläßt, um nach Altcastilien zu gehen, ist die erste Stadt die man auf der Straße nach Madrid trifft, Miranda am Ebro; um einige Stunden weiter kommt man in die Gebirge von Occa, ein Zweig der Iberischen Berge, der großen Kette, die ganz Spanien durchzieht. Diese langen, hohen Gebirge bilden entsetzliche Schluchten, schroffe Felsen und tiefe Klüfte, deren armselige Pflanzen niemals von einem Sonnenstrahl geliebkost wurden.

An einem lauen Herbstabende waren zehn bis zwölf Männer, die man nach ihrer Kleidung als Gebirgsräuber erkennen konnte, in einer Höhle vereinigt, die sich in einem Felsen in einer Tiefe von ungefähr vierzig Fuß öffnete, und deren Zugang, durch hohe Felsen, die sich vereinigen zu wollen scheinen, geschützt, so unwegsam ist, daß er vielleicht nur diesen Räubern und Gott bekannt ist.

Unter diesen Männern befindet sich einer, dessen wilde Majestät seiner ganzen Persönlichkeit ihn über die Andern zu erheben scheint; dieser Mensch ist ihr Anführer, der

wackere Manoël Aguila. Sein Wuchs ist hoch, obwohl ein wenig gebeugt, seine Glieder sind noch kräftig; er hat den Blick des Adlers, dessen Namen er führt, seine pechschwarzen Haare fangen an, an einzelnen Stellen zu erbleichen; sein gebräuntes und gewöhnlich fröhliches Gesicht scheint diesen Abend durch irgend einen peinlichen Gedanken gefurcht. Er hat einen Brustlatz von rothem Tuche an, und eine Weste und eine Hose von schwarzem Sammt, mit silbernen Knöpfen und Stickereien geziert; um den Körper trägt er einen breiten ledernen Gurt, um Dublonen oder Patronen darin zu bewahren; als Kopfbedeckung hat er einen breiten, grauen Sombrero, umschlungen von einem rothen Sammtbande, vorn ist ein Bild der heiligen Jungfrau daran befestigt; zur Fußbedeckung Halbstiefeln mit ledernen Riemen umbunden, die vom Knöchel bis zum Knie gehen; dann endlich um nichts zu verschweigen, hat er am Halse eine kleine Figur in Gold hängen, St. Jago di Campostella, die ihn seit fünfzig Jahren noch keine Minute lang verlassen hat.

Im Momente, wo die Erzählung beginnt, sitzt Aguila auf einem Felsblock. Mit der einen Hand hält er die an sein linkes Bein gelehnte Stutzbüchse kräftig fest, mit der andern stützt er, den Ellbogen am Knie, seine düstere, nachdenkliche Stirne; in vielen Absätzen drückt er convulsivisch seine Waffe, hebt den Kopf und sendet Blicke voll Bitterkeit um sich, dann, als er alle diese Menschen stumm und unbeweglich sieht, die die Augen an seine Lippen geheftet, die Befehle zu erwarten schienen, die sie ergehen lassen würden, wendet er das Auge lebhaft ab und nimmt seine düstere Stellung wieder ein, trauriger noch und niedergeschlagener als vorher. Plötzlich, und nach langem Schweigen, während dessen man nur das dumpfe Rauschen eines Gießbachs, der sich wenige Schritte von da in einen Abgrund stürzt, vernimmt, sahen die Banditen, wie ihr Führer den Kopf ungestüm erhebt und

hören ihn mit erstickter Stimme murmeln mit einer Art von Wuth: „Man muß zu Ende kommen!"

Sodann fährt Manoël rasch mit der Hand über die Augen und sagt kurz abgebrochen mit sonorer Stimme, deren Befehle niemals mißachtet worden waren, zu den aufmerksamen Banditen:

„Meine Kinder, es sind nun fünfundzwanzig Jahre, daß ich mich zu Eurem Haupte gemacht; wir haben zusammen Vortreffliches geleistet, Wunder der Kühnheit: wir haben prächtige Gefahren bestanden, nie wußten wir in der einen Stunde unseres Banditenlebens, ob wir die nächste noch schlagen hören werden, und niemals seit fünfundzwanzig Jahren, handelte es sich auch um die schrecklichsten Gefahren, hatten wir den Verlust eines unserer Brüder zu beklagen, eine bittere Pein für uns arme Geächtete, eiserne Herzen . . . niemals, noch nie hattet Ihr an mir diese düstere nachdenkliche Miene gesehen: das kommt von Augenblicken, Kinder, in denen es nicht mehr möglich ist, sich zurückzuhalten. Höret mich wohl an.

„Gestern griffen wir auf der Höhe von Pancorvo die Wägen des französischen Gesandten an, der von Madrid kam; als wir im Begriffe waren, uns derselben zu bemächtigen, wurden wir von königlichen Truppen überrascht, die uns auflauerten; sodann begann ein blutiger Kampf, in welchem Ihr Euch, meine Tapfern, wacker hieltet, denn Ihr bliebet Herren des Schlachtfelds und einer reichen Beute. Ich meinerseits mußte mit dem Lieutenant, der diese Truppen commandirte, persönlich kämpfen . . . und, ich muß es Euch gestehen, Kinder, ich wurde fast besiegt . . . Ja, wenn mir Josepho nicht zu Hülfe gekommen wäre, wäre ich vielleicht getödtet worden . . .

„Diesen Morgen hielten wir die Sänfte des Priors vom Kloster San-Hieronymo an; da ich diesem heiligen Manne nicht ans Leben wollte, schleppte ich ihn in einige Entfernung von seinem Wagen, um mich mit ihm

zu unterhalten, indessen Ihr denselben von den Piaster- säcken befreitet, die er enthielt. Könnt Ihr es glauben, meine Kinder? Der Prior, voll Liebe für sein Geld, wollte es vertheidigen und warf mich um. Das erschreckt Euch, nicht wahr? Manoël Aguila von einem Mönche zu Boden geworfen! Das ist unwürdig! Ach, Ihr könnt Euch meiner schämen, ich habe es vor Euch gethan, denn wahrlich, es ist genug Ursache zum Erröthen, um diese Röthe von der Stirne mit einer Pistolenkugel zu ver- jagen! denn bei Gott und der Jungfrau, bei San Jago und San Manoël, bei meiner Mutter, um die ich ge- weint, und bei meinem Vater, den ich nicht gekannt! bei dem einzigen Weibe, das ich geliebt, und bei meinem Kinde, das gestorben ist! ich bin Eurer unwürdig, Brü- der, ich verdiene Eure Verachtung, ich bin ein Feiger! Ihr könnt mir ins Gesicht speien und mich von den Bergen jagen!"

In diesem Augenblicke strecken alle diese Männer, die ihn anhören, ihre Hände gegen ihn aus; er steht mit Mühe auf, drückt unter einander alle diese brüderlichen Hände mit nassen Augen, sodann . . . dann fällt er wieder auf seinen Sitz zurück, verbirgt eine Zeit lang sein Gesicht mit beiden Händen und beginnt wieder mit gerührter Stimme und schmerzlicher Melancholie:

„Alles dies erklärt sich, meine Kinder, durch meine sechzig Jahre, wenn der Muth und der Wille auch noch glühend in mir sind, meine Kraft weicht von mir, ich verliere die Gewandtheit und die Frische meiner Glieder, meine Haare erbleichen, meine Knie beben, und bald ohne Zweifel wird auch mein Wille und mein Muth inne halten wie meine Kraft, und mir fliehen . . . in die Vergangenheit. Ich bin sechzig Jahre alt, und deßhalb wurde ich gestern von einem Mönch zu Boden geworfen. — Ich habe genug gethan, um berühmt zu werden; man hat einen Preis auf meinen Kopf gesetzt, und hat dem, der mich lebend oder todt nach Madrid bringen

würde, tausend Dukaten versprochen. Nun bin ich schwach, alt und unfähig, mich zu wehren. Wenn wir eines Tags von der Miliz Seiner katholischen Majestät angegriffen werden, werde ich der Zahl nicht mehr widerstehen können, und werde wie ein gemeiner Dieb gefangen. Dann wird man mir die Hände binden und wird mich, die Schmach auf der Stirne, durch alle diese Gegenden führen, deren Herr ich gewesen; dann werde ich in Madrid vor einer gierig gaffenden und stupiden Menge gehängt! Das soll nicht sein, Tod und Donner! . . . Manoël Aguila darf nicht so enden! Ihr begreift das, Brüder. Und jetzt, nicht wahr, werdet Ihr nicht mehr erstaunt sein, daß Ihr mich so betrübt und sinnend seht, und werdet mich beklagen, denn ich leide viel."

Es folgte hierauf ein kurzes Schweigen; der älteste Bandit unterbrach es zuerst:

„Manoël," sagte er, „warum so muthlos? Bist Du nicht mit einer übermenschlichen Kraft begabt, die stärker ist, als unsere vereinigt! Sagtest Du nicht oft, und wir glaubten es immer, und glauben es noch, daß Du mit einer göttlichen Macht begabt bist, so lange Du dieses Bildniß des San-Jago an Deinem Halse trägst, und daß, so lange Du das Bild der Mutter Gottes bewahrst, Du weder getödtet noch verwundet werden kannst! Viele Kämpfe haben uns Deine Macht bewiesen, Manoël, warum zweifelst Du nun heute zuerst an Dir?"

„Ich habe Euch getäuscht, meine Kinder, diese Figur des heiligen Jakob gab mir meine Mutter im Sterben, als ich zehn Jahre alt war. Diese heilige Jungfrau ist ein Geschenk von meiner armen Junita, und ich habe diese kostbaren Reliquien immer bewahrt, weil sie mich an Alles, was mir am Liebsten auf der Welt gewesen, erinnerten. Diese Macht, die Ihr mir zutraut, lag in meiner Willenskraft, und ich werde sie nun verlieren. Der himmlische Schutz, der mich unverwundbar machte, war mein Arm, ich habe ihn verloren. Ich muß

mich nun entscheiden; bleibe ich an Eurer Spitze, so falle ich bald in die Hände der Alguazilen und veranlasse vielleicht Euren Tod; wenn ich mich von Euch trenne, entgehe ich einer sichern Entehrung und gebe Euch Eure Schwüre und Eure Freiheit zurück."

„Du denkst daran, Manoël, uns zu entfliehen! und was wird aus uns ohne Dich?"

„Wollt Ihr demnach, daß ich gehängt werde?"

„Capitän," sagte einer der Jüngsten, „warum wollt Ihr nicht in diesem unzudringlichen Schlupfwinkel bleiben, wo Ihr keine Gefahr lauft. Ihr dürft uns nicht verlassen; jeden Abend legen wir Euch Rechenschaft von unseren Tagsoperationen ab, und Ihr gebt uns Euere Rathschläge . . ."

„Ja, nicht wahr? und höre von hier das Pfeifen der Kugeln, von denen nicht eine aus meinem Stutzer gekommen sein wird! . . . Junger Thor! der glaubte, daß ein Adler im Hintergrunde einer Höhle, fern von der Sonne, leben und sterben könnte! Nein, nein, meine Herren, ich bin entschlossen, und ich habe Euch gesagt, daß ich immer meinen Willen hatte. Eine Nacht noch in diesen Bergen; morgen mit Tagesanbruch werde ich mich in irgend einer Verkleidung und mit meinem Beuteantheil versehen, nach Valencia, meiner lachenden Heimath, zuwenden. Seht, dort erwartet mich Jemand; dort werde ich eine Hütte kaufen und den Boden bepflügen, und unter dem duftigen Himmel ruhig sterben."

Der Ton, in welchem Aguila diese letzten Worte aussprach, zeigte, daß sein Entschluß unwandelbar war; auch fügten die Banditen kein Wort mehr hinzu. Einer unter ihnen schien den Capitän in gewissen Momenten mit gieriger Aufmerksamkeit anzuhören; er verfiel nach dessen letzten Worten in tiefes Nachsinnen: er ist ein junger Mann von dreißig Jahren, im erlesenen Costume, mit regelmäßigen Zügen und tiefen und finstern Blicken.

Er wurde aus seinem Sinnen durch folgende Worte Manoëls gezogen:

„Ehe ich diesen Schlupfwinkel morgen verlasse, habe ich Dir Einiges zu sagen, Josepho.“

„Capitän, ich stehe immer zu Eurem Befehle!“

Die Banditen machten noch einmal den vergeblichen Versuch, Aguila's Entschluß zu ändern und verzichteten dann darauf; sie wählten den Aeltesten unter sich zum Hauptmann, und unter seinen Befehlen sollten sie am nächsten Tag ihren abenteuerlichen Krieg gegen große Herren, zu schwer beladene Mönche, reiche Geizhälse und Soldaten des Königs fortsetzen.

Mitternacht ist vorüber, die düstere Stunde hat so eben in den Kapellen der auf dem Lande zerstreuten Klöster geschlagen, und die Banditen liegen im tiefsten Schlafe. Selbst Aguila, ermüdet von seiner letzten Aufregung, hat sich zum letztenmal auf sein Bett von trockenen Blättern ausgestreckt und schläft fest. Nur Ein Bandit wacht, es ist Josepho, der hübsche junge Mann, von dem ich gesprochen, und mit dem Manoël noch vor seiner Abreise reden will. Auf einem Steine sitzend, den Kopf in den Händen, hat er seinen Geist verfluchten Gedanken eröffnet. Satan sitzt unsichtbar am Boden fest zwischen seinen Beinen und wacht mit ihm; er heftet seine Augen an die des Banditen, und läßt, wenn er dieselben im Wiederschein eines guten Gedankens, der in seiner Seele strahlt, erglänzen sieht, tausend Versuchungen der Hölle an ihnen vorüberziehen.

Gleichfalls unsichtbar schwebt Josepho's guter Engel über seinem Haupte und scheint ihn mit seinen Fittigen zu beschützen. Die reinen Seelen, denen Gott einen unendlichen Blick bewilligt, können die Thränen in den Augen des Schutzengels und den Kummer auf dessen sinnender Stirne erkennen; er ist es, der in die Seele des jungen Mannes Gedanken gießt, sanft wie Gebete, Worte, rein wie Thränen. Indem sich Gabriel und

Satan mit allen Kräften bekämpften, indem sie der Reihe nach, der Eine die himmlische Anziehung der Tugend, und der Andere die blendende Verlockung des Lasters anwendete, wollten sie bis auf den Grund des Herzens des Banditen gelangen, um sich der mächtigsten Waffe zu bemächtigen, die Gott in den Menschen legt, und die man Willenskraft nennt, und die auf der Welt Alles vermag!

Und Joseph fühlt also, zwischen den Engel und den Dämon gestellt, zwischen Himmel und Hölle, seinen Willen unentschieden schwanken, denn er hat ihn niemals lenken, niemals sich zum Herrn darüber machen können.

Ohne Zweifel sieht Gott, der Jedem seinen Willen gab, still und unergründlich diesem feierlichen Kampfe von der Höhe seines Thrones der Gerechtigkeit zu.

Satan sagte zum jungen Manne:

„Manoël Aguilas Kopf ist tausend Dukaten werth! tausend Dukaten! eine schöne Summe! klingt Dir diese Ziffer nicht im Herzen wieder? Wenn Du dieses Vermögen in Händen hättest, könntest Du nach Frankreich gehen, in das schöne Land, das Du so oft zu sehen wünschtest. Dort wirst Du von keiner Justiz ob Deiner Vergangenheit beunruhigt, von keiner argwöhnischen Inquisition, auch nicht von eifersüchtigen Gefährten; aber ein lustiges Land, das! mit Turnieren, königlichen Festen und berauschender Liebeslust. Du wirst dort ein großer Herr werden, denn Du bist jung, reich und schön! . . . jeder Tag Deines Lebens wird ein Vergnügen sein, und jede Nacht ein Glück.

Gabriel sagte:

„Freund, Du warst nackt und sterbend vor Hunger und allein auf der Welt, als Dich Manoël in einer eisigen Winternacht im Lande Catalonien aufraffte: seitdem hat er Dich wie ein Kind geliebt, und Du hast ihm oft versprochen, ihn wie einen Vater zu lieben."

Josepho stand auf, sein guter Engel wollte ihn bei

der Hand nehmen, indem er mit dem Finger auf das Bett hindeutete, wo ihn ein erfrischender Schlaf voll süßer Träume erwartete; er machte einige Schritte, um sich darauf zu werfen, aber der Dämon hielt ihn an der andern Hand zurück, und indem er ihn gewaltsam zurückzog, ließ er ihn wieder auf seinen Sitz fallen; dann hob er wieder mit honigsüßer verführerischer Stimme an:

„Aber höre! was hoffst Du, wenn Du unter diesen Räubern bleibst? Ist einmal die Bande der List, Kraft und Gewandtheit Aguila's beraubt, so wird sie bald besiegt, gefangen und ins Gefängniß geschleppt sein, und Ihr Alle werdet gehenkt. Denk daran.“

Und wieder sagte der Engel:

„Bis jetzt hast Du Dich in den verschiedenen Kämpfen, an welchen Du betheiligt warst, nur vertheidigt, Joseph; Du bist der Einzige unter Deinen Genossen, dessen Hände rein vom Morde geblieben sind. Wenn Du nun diesen da begehen würdest, siehst Du, so würdest Du keinen Augenblick mehr Ruhe haben. Du weißt, was es heißt, mein Freund, mit einem Morde auf der Seele zu leben: es ist die Hölle in diesem Leben, während man die andere in der Ewigkeit erwartet. Dein Verbrechen bleibt unbestraft vom Gesetze, weil es geboten ist: aber der Mensch hat in sich ein Tribunal und einen Richter, der unversöhnlicher ist, als alle Richter der Welt: dieses Tribunal ist die Seele, und der Richter ist das Gewissen. Freund, denke wohl daran.“

Der Dämon begann wieder:

„Anstatt der düsteren Zukunft des Galgens sieh diese tausend Freuden, die Dir aus jedem dieser tausend Dukaten zulächeln.

„Josepho, denk an Gott!“

„Josepho, denk an die Lust!“

„Manoël hat Dir das Leben gerettet; er wird sogleich, wenn es Tag wird, mit Dir sprechen, und Dich

mit jenem liebevollem Tone, den er nur für Dich hat, seinen Sohn nennen!"

„Eile, schöner Jüngling, schnell verfließt die Stunde, um nie wiederzukehren. Bald wird der Herr erwachen, und es wird zu spät sein. Eile und schneide diesen kostbaren Kopf mit Deinem Dolche ab und wirf den Leichnam in die Schlucht; Alles wird gethan sein und Dein Glück gemacht."

„Freund, hörst Du den Donner nicht? Gott selbst scheint Dich mit dieser gewaltigen Stimme zu warnen, die die Welt bewegt."

Es brach in diesem Momente ein schreckliches Gewitter aus; das Rollen des Donners wiederhallte in den Bergen, der Regen fiel in Strömen, der Wind durch die Bäume brüllend, deren Stämme er krachen ließ, verfing sich brausend in den Abgründen, und Donner, Regen und Wind machten ein Getöse, dessen entsetzliche Gewalt den Kühnsten erschreckt hätte. Von Moment zu Moment zerrissen weite Blitze die Seiten des Himmels und erleuchteten im blutigen Glanze das Unendliche; die Elemente versuchten sich zu vereinigen, und man hätte glauben können, der jüngste Tag sei angebrochen, so sehr war die Natur untereinander. Die Räuber, die an diese Gewitter gewohnt waren, schliefen noch immer; Josepho war verstört, und neben ihm weinte Gabriel und lachte Satan.

Es gibt Menschen, die allein deßhalb Verbrechen begingen, weil sie thörichter Weise glaubten, daß sie dazu bestimmt seien. Josepho stand auf und sagte:

„Das Verhängniß treibt mich fort!"

Und er wendet sich der Stelle zu, wo der Hauptmann ruht. Der gute und der böse Engel hängen sich an ihn, der Eine, um ihn hinzuziehen, der Andere, um ihn zurückzuhalten: aber sein Wille hat gesprochen, er steht vor Manoëls Lager.

Beim zitternden Schimmer einer eisernen Lampe,

die sich im Höhlengewölbe wiegt, betrachtete Josepho noch einen Augenblick den Mann, für den er am Morgen noch sein Leben gewagt hätte; aber jetzt ist das Verbrechen in seinem Geiste begangen, und nichts kann ihn mehr hindern, und er sieht Manoël nur an, um die rechte Stelle zu suchen, wo er ihn treffen will. Doch zittert seine Hand noch, Satan führt sie, sie erhebt, sie senkt sich . . . Dann vernimmt man einen entsetzlichen Donnerschlag, der Himmel öffnet sich in einem ungeheuren Blitze; der Engel stößt einen Schmerzensschrei aus und entfliegt, Josepho fällt ohnmächtig zusammen, und Satan stößt ein seltsames Hohngelächter aus, das bis zur Hölle wiederhallt. . . . .

Als der Mörder wieder zu sich kam, war das Gewitter vorüber und Alles wieder ruhig geworden, durch die Felsenöffnungen bemerkte er das schwankende Licht der Morgendämmerung; sein Blick wandte sich nach seinem Opfer: mit dem Finger deutete Satan auf einen ledernen Sack, der am Boden lag. Josepho nahm ihn und warf Aguila's Kopf hinein. Dann schleppte er mit übernatürlicher Kraft den Körper bis zur Schlucht und stürzte ihn hinab . . . Die Fluthen zischten einen Augenblick, und Alles war zu Ende. Der Bandit raffte sodann eilig seine Waffen und einige Piaster zusammen, ergriff dann mit einer Hand den ledernen Sack und betrat den Pfad, der aus der Schlucht führt . . . Bald befand er sich auf dem Wege nach Burgos.

Satan war ihm gefolgt.

Wenn man durch die Gebirge von Occa und das in einem benachbarten Thale liegende Städtchen Bribiesca gekommen ist, findet man zwei tiefe Seen, deren jeder nur einen Umfang von fünfzig Schritten hat; man nannte sie den weißen und den schwarzen See (pozo blanco, pozo negro). Aus Bribiesca kommend, wird das Auge von einem bezaubernden, bevölkerten und

fruchtbaren Thale angezogen; dann gelangt man ins Dörfchen Monasterio. Auf seinen verschiedenen Excoursionen für die Bedürfnisse der Genossenschaft war Josepho niemals weiter auf der Madrider Straße gekommen! Da es noch sehr früh war und er Niemanden begegnete, so war der Mörder, der sich beeilte, aus den Bergen zu kommen, unangenehm überrascht, als er Monasterio hinter sich gelassen hatte, sich drei Wegen gegenüber zu finden, von denen er nicht wußte, welcher von ihnen nach Madrid führt. Er blieb stehen und setzte sich auf einen Stein, um das Vorübergehen eines Landmannes zu erwarten, an den er sich um Auskunft wenden konnte. Schon wartete er eine Stunde und sah die Sonne sich erheben, da fluchte er ungeduldig und ergriff seinen ledernen Sack, um nach Zufall einen der Wege einzuschlagen, als er folgende Worte hörte:

„Geh die mittlere Straße."

Josepho erbebte, ein eisiger Schweiß verbreitet sich über seinen ganzen Leib, seine Haare sträuben sich, seine Zähne klappern heftig zusammen, denn er hat soeben die so wohl bekannte Stimme des Manoël Aguila erkannt. Durch eine maschinenmäßige Bewegung wenden sich seine Blicke um sich herum, nur Satan, der lacht und den der Mörder nicht sehen kann, ist da.

„Ich bin toll," denkt er, „meine Ohren haben mich getäuscht."

Aber in demselben Augenblick läßt sich die Stimme wieder vernehmen, und Josepho ist wie gegen seinen Willen starr vor Erstaunen.

„Gehe die mittlere Straße," wiederholte sie, „Du wirst bald vor Burgos sein. Halte Dich dort nicht auf, denn Du mußt eilen, um heute Abend noch in Villadrigo zu sein, das Du erreichen wirst, wenn Du dem Ufer des Arlanzon entlang gehst und wo Du die Nacht in der Posada-del-Emgerandor zubringen kannst. Von Villadrigo hast Du ungefähr noch fünfundvierzig Stunden nach Madrid;

aber marschire gut und sei guten Muths, am Ziele des Wegs winken Dir tausend Dukaten."

Josepho wird von einem convulsivischen Zittern ergriffen; er will das Haupt lassen, dem Gottes Gerechtigkeit eine schreckliche Stimme verlieh, aber seine Nerven sind derartig zusammengezogen, daß er seine Hand nicht aufmachen kann, die den Ledersack festhält. Es ist ihm auch anfänglich nicht möglich, einen Schritt vorwärts zu thun, aber Satan stößt ihn gewaltsam weiter, und der Mörder eilt, nachdem er einmal im Schwunge ist, rasch auf Madrid zu. Und wieder beginnt die Stimme:

„Vorwärts, eile, denke an die Dukaten! morgen wirst Du, ohne Dich aufzuhalten, durch Tornemada, Venta-de-Trigueros und Cubegon kommen, und wirst in Valladolid übernachten. Das ist eine sehr alte und sehr prächtige Stadt, mit ihren vierzehn steinernen Brücken über den Esguera, mit ihrem alten düstern Palaste der spanischen Könige, und ihrem Crampo-Grande von fünfzehn Kirchen umgeben; was liegt daran, Du wirst Dich nicht dort aufhalten. Du wirst am andern Morgen den Duero passiren und Adaja, dann Valdestillas, und dann Olwedo. Am andern Tage wirst Du durch die Gebirge von Guadarrama kommen und Neu-Castilien betreten; vor Ende des Tags wirst Du in Madrid sein. Gehe sofort zum Ober-Alcade, er wird Dir den Lohn Deines Verbrechens zahlen. Eile, eile, Dein Weg ist Dir vorgezeichnet, gehe und denke an die tausend Dukaten!"

Und ohne Aufenthalt vorwärts eilend, kam Josepho, durch den Dämon vorwärts gestoßen, wenn er stehen bleiben wollte, außer sich, von Gewissensbissen zerfleischt, und nachdem er das Bewußtsein seines Handelns fast ganz verloren hatte, in Madrid an.

Als er vor dem Alcaldemayor stand, gab ihm die Gewißheit, bald den Preis für den Kopf des Räubers zu erhalten und sich desselben zu entledigen, ein wenig Kraft, und als er den Sack öffnete, nahm er mit einer

gewissen Festigkeit Manoëls Kopf bei den Haaren heraus und ließ ihn eine Zeitlang so herabhangen, damit ihn der Alcade mit dem Signalement vergleichen konnte, das er über das Aussehen des Banditenchefs hatte.

Der Beamte erkannte ihn vollkommen und zögerte nicht, an Josepho die versprochene Belohnung zu bezahlen. Als dies geschehen, wollte dieser seine schreckliche Last auf einem Tische im Cabinette des Alcade niederlegen, aber in diesem Momente sagte der Kopf, der seit Monasterio stumm geblieben war:

„Oh! nein, Josepho, Du kannst mich nicht hier lassen; wir dürfen uns nicht sobald trennen, ich habe Dir noch Vieles zu sagen."

Der Alcade war erstaunt, denn er hatte gesehen, daß sich Manoëls Lippen bewegten, und er konnte nicht daran zweifeln, daß er es war, der jene Worte aussprach.

„Junger Mann!" rief er, sich gegen Josepho wendend, schafft schnell diesen Kopf fort; „und entfernt Euch sogleich von hier, geht und hütet Euch vor der Inquisition! . . ."

Josepho, dessen entsetzliche Angst wieder erwacht war, legte den Kopf wieder in den Ledersack und eilte rasch davon. Er eilte, sich in einem reichen Hotel der calle del Caballero-de-Garcia, einer der schönsten Straßen von Madrid, einzumiethen; und als er hier ein Zimmer erhalten hatte und sich allein befand, sagte er sich, daß er nun schnell das Leben eines Verdammten endigen müsse, das er seit einigen Tagen geführt, und da ihn Satan unterstützte, sammelte er all seinen Muth und wendete sich, nachdem er zwei Flaschen Xeres geleert, dem Kopfe zu und sagte zu ihm:

„Manoël Aguila, antworte mir, da sich Dein ganzes Sein in Dein Gehirn geflüchtet zu haben scheint, um Dich an meinem Verbrechen zu rächen, und Du Deinen

vollen Verstand behieltest: wie weit wirst Du mich verfolgen? was willst Du mit mir machen?"

Und der Kopf antwortete:

„An jenem Abend, Josepho, als ich meinen Braven Lebewohl sagte, indem ich ihnen meinen Entschluß verkündete, habe ich hinzugefügt, Du mußt Dich daran erinnern, daß ich mein Leben in meiner Heimath, im Königreiche Valencia beschließen wolle; denn dort, sagte ich, erwartet man mich seit vielen Jahren. Nun denn! nach Valencia solltest Du mich bringen; Du kannst Dich meiner nicht entledigen, hoffe nicht darauf. Du weißt, wie vergeblich es war, als Du es in Monasterio versuchtest, versuche es nicht mehr; es existirt zwischen uns, Josepho, ein geheimes verhängnißvolles Band, welches jetzt keine Macht zu zerreißen im Stande wäre, und käme sie vom Himmel, und käme sie von der Hölle! Verzichte also darauf und bringe mich dorthin, wohin ich lebend gegangen wäre. Fort, fort, verliere keine Zeit, gehe, gehe; ich habe Eile, hinzukommen, und Du mußt sie haben, um mich zu verlassen. Geh, die Todten gehen schnell."

Vier Tage später ging Josepho dem Gualadavier entlang, der das Königreich Valencia durchschneidet, immer noch mit seiner schrecklichen Last beladen. Er war abgemagert und gealtert; besonders war sein rechter Arm, der Manoëls Kopf trug, ganz abgezehrt; sein Gesicht und seine Kleider waren staubbedeckt; die ihm begegneten, flohen vor ihm, indem sie das Zeichen des Kreuzes machten. Dieser vor einigen Tagen noch so frische, so muntere und schöne Josepho war ein scheußlicher Greis geworden; jede Stunde von Gewissensvorwürfen kostet ein Lebensjahr, eine Furche auf der Stirne und eine Falte im Herzen.

„Muth! Josepho," sagte der rächende Kof. „Muth, wir kommen vorwärts; diesen Abend noch werden wir in Levia sein; die letzten Stunden scheinen immer die läng-

sten, nicht wahr! Willst Du, daß ich, um sie abzukürzen, Dir eine alte Geschichte erzähle?“

Der Mörder hatte keine Stimme mehr zum Antworten . . .

„Ehe ich damit zu Ende komme, werden wir ohne Zweifel angekommen sein, denn ich athme bereits den Duft der Orangen und Citronen, die die Stelle umgeben, die ich wiedersehen will. Fort, Muth; höre mir zu und gehe immer weiter:

„Vor dreißig Jahren hatte ich Dein Alter; wie Du war ich ein schöner junger Mann mit langen schwarzen Haaren, mit flammenden Augen und mit einem frischen lächelnden Munde; wie Du hatte ich auch ein glühendes Herz, und einen raschen, hellen, gedankenvollen Geist, und wie Du, wenn Du auf den Festen der Dörfer, die die Gebirge umgeben, Sequidillos tanztest, sah ich oft die Augen eines schönen Mädchens mit dem süßen Ausdrucke der Liebe auf mir ruhen. Ich war damals kein Bandit, und lebte frei, sorglos und glücklich, nachdem ich die Erde in dieser reichen Gegend von Valencia bebaute. Am Tage arbeitete ich; am Abend streckte ich mich aufs Gras und bewunderte die Sterne, von denen mir meine Mutter sagte, daß sie ebensoviele Blicke Gottes seien; oder ich legte mich auch wohl an den Ufern des Guadalawier nieder und überließ mich beim Anblicke des fließenden Wassers langen Träumereien. Am Sonntag erwartete ich die Liebe meiner schönen Valencianerin und dachte oft, daß es in ganz Spanien keinen Menschen gebe, der sich glücklicher nennen könnte, als Manoël Aguila. Eines Abends, es war, wie ich mich erinnere, am Feste San-Murillo, tanzte ich einige Boleros mit einem Mädchen, deren Augen süßer waren, als die der Jungfrau in unserer Kirche; sie hieß Juanita. Am folgenden Sonntag tanzte ich nur mit ihr, und am nächsten San-Murillo führten wir die beste Haushaltung.

die der Himmel je gesegnet. Nichts fehlte unserem Glücke. Juanita schenkte mir einen Sohn, auf dessen Kopf ich die Hälfte meiner glücklichen Hoffnungen setzte, die andere Hälfte ruhte auf Juanitas Stirne. Einige Jahre später mußte ich nach Madrid, um einige Geschäfte zu ordnen: ich reiste ab und empfahl mein Kind seiner Mutter, und seine Mutter Gott an. Doch ehe ich Juanitas Gatte wurde, ward sie von einem reichen, häßlichen und boshaften Pächter geliebt; als er mich vorgezogen sah, schwur er, sich zu rächen, und wenn ein Spanier sich zu rächen schwört, Josepho, so geht die Sonne eher im Westen auf, als daß er sein Wort vergißt. Riccardo rächte sich; während meiner Entfernung tödtete er Juanita, und am Tage, wo ich zurückkam, begegnete ich der Leiche des unglücklichen Opfers. Mein Kind hatte Riccardo nach seinem Verbrechen fliehend mit fortgeschleppt.

Meine Rache war entsetzlich, Josepho; aber ich werde sie Dir nicht erzählen, denn wir sind zur Stelle.

Es war plötzlich Nacht geworden; auf die letzten Worte, die aus Manoëls Munde kamen, blieb Josepho stehen. Er befand sich mitten in einem kleinen Gehölze von Orangen-, Oliven- und Citronenbäumen, die berauschende Düfte ausströmten. Vor sich sah der Mörder eine kleine Anhöhe, worauf sich ein altes, schwarzes, halbzerbrochenes Kreuz befand; der Mond, der durch die Blätter drang, erhellte mit melancholischem, feierlichem Glanze diese letzte Zufluchtsstätte eines irdischen Engels.

„Josepho," sagte die unerbittliche Stimme, „ziehe mich aus dem Sack.

Der Mörder gehorchte.

„Dieses Grab," fuhr die Stimme fort, „ist das meiner Juanita, an der Seite dieser armen Taube wollte der Adler niederstürzen und rufen: er ist nun hier; danke, Josepho, Du hast meinen letzten Willen vollzogen.

Aber es ist noch nicht Alles; grabe diese Erde auf, lege mich dann hinein und Deine Aufgabe ist vollendet. Zum Tausche für das Leben, das Du mir genommen, ist es wohl das Wenigste, daß Du mir einen ruhigen sanften Tod giebst. Das ist geschehen, nicht wahr? Endlich, meine Juanita, werden wir wieder vereinigt sein."

„Oh, ich bin dessen sicher, unter meinem letzten Hauche erbeben Deine Gebeine; wir werden endlich denselben Schlaf zusammenschlafen, um an demselben Tage mit einander zu erwachen. Noch, Josepho, einen letzten Dienst; lege mich in dies Grab . . . Wohl, dank . . . Nun, bücke Dich ein wenig, denn ich fühle, daß meine Stimme erlischt . . .

„An jenem Abend im Gebirge sagte ich Dir, daß ich Dir Etwas anzuvertrauen habe; ich will es Dir in dieser Nacht mittheilen, was ich Dir damals habe anvertrauen wollen; bücke Dich ein wenig mehr, noch mehr: so, gut, höre:

„Ich habe Dich in Catalonien aus Riccardos Wohnung genommen, Du bist mein Sohn! Sei verflucht! Vatermöder! von Deinem Vater und von Gott!"

Josepho fiel schwer ins Grab und die Stimme schwieg.

Dann warf sich Satan, der seine Beute nicht verlassen hatte, seinerseits über ihn, indem er sich ein wenig gegen das Herz des Räubers anlehnte, ließ er eine kleine röthliche Flamme daraus hervor flackern, — ergriff sie und verschwand unter die Erde.

Das war die Seele des Verdammten, die er dem Engel Gabriel abgestritten hatte.

Eine Furche auf einem See.

Eine Skizze.

I.

Sie waren beide jung, schön und voll Kraft und Feuer und beteten sich an. Er hieß Fabius, sie Stenia.

Fabius war Dichter und verehrte unter den Dichtern die Todten und liebte die Lebenden, was von einer großen Seele und ernstem Verständniß zeugt. Sein Charakter hielt sich in der reizenden Mitte zwischen Keckheit und Sanftmuth. Fabius hatte Geschmack an der Arbeit, weßhalb die Faullenzer manchmal an seiner poetischen Natur zweifelten. Aber wie die großen Aristarche anfingen, seine Versuche zu besprechen, und die kleinen kritischen Hunde schon die Jamben seiner Prosa oder die Flügelschläge seiner Verse beklafften, konnte man in ihm einen Mann von wahrem Talente vermuthen, vielleicht einen Mann von Genie. Fügen wir noch hinzu, daß er seines Gleichen nicht fand in der Beherrschung des materiellen Lebens, und daß sich in ihm zugleich das Gefühl für auserlesene Gegenstände und die Anschauung idealer Vollkommenheiten im Culminationspunkte befand. Er

hatte übrigens Beweis von diesem Gefühle und dieser Anschauung durch Stenia's Wahl gegeben, deren Verehrung er sich widmete.

Reden wir nun von der Schönheit seines Antlitzes, von der Feinheit seiner Hände, von seiner Anmuth 2c. ? — Nein. Wir könnten Veranlassung geben, daß eine zu große Anzahl von Schönen grün vor Eifersucht würde; was unsere Leserinnen betrifft, so möge ihre Einbildungskraft Fabius Bild nur schnell durch das ihres Geliebten ersetzen. Ich halte Ihren Geliebten, meine Damen für so schön und Ihrer so würdig, daß Fabius dadurch nur gewinnen kann.

Stenia war schön! aber schön um Raphael zu erwecken, um sie ein Kind in den Armen abzubilden! so schön, daß wir wahrhaft toll sein müßten, wenn wir davon einen entfernten Gedanken geben wollten! . . . Und dennoch, oder Verschwendung einer noch jungen Feder, wollen wir es versuchen.

Her nun zu uns, gewöhnliches Geräthe der Schilderungen vollkommener Weiber! her zu uns Alabaster, Schmelz, Korallen, Azur, Ambra, Lilien, Seide, Sammet, Perlenmutter, Rosen und Opale! her zu uns überladene Paletten der Romanmaler! Wir brauchen hier ein übermenschliches Meisterwerk, eine Schönheit ohne Nebenbuhler im Himmel wie auf der Erde, die uns alle Gymnasiasten zu Männern machen und allen Greisen ihren letzten Athemzug entreißen könnte!

Doch jetzt, wo anfangen?

. . . .

Nach dreitägiger Unterbrechung fanden wir, daß es klug sei, auf die Schilderung von Stenias Schönheiten zu verzichten.

Und wir verzichten darauf.

Obwohl Stenia unbegreiflich schön war, war sie nichtsdestoweniger aus einem alten edlen Hause, eine Sache, die seltener ist, als man glaubt und wenig Be=

achtung findet! . . . Und obwohl sie so schön war und aus so edlem Hause abstammte, hatte sie doch unendlich viel Geist. Die glücklichen Zufälle treffen bisweilen zusammen.

Aber indessen wir die Vollkommenheiten dieses himmlischen Paars beschreiben, ist die Sonne hinabgegangen und der Abend gekommen. Mit verliebt raschem Fuße eilt nun Fabius ins Eldorado Stenias. Mit einem Sprunge erklettert er zwanzig Stufen von Sandelholz, die in ihr Boudoir führen, und ohne an die Thüre zu scharren, dreht er einen kleinen vergoldeten Schlüssel herum und tritt ein.

II.

(Das Theater stellt Stenias Boudoir dar. — Tapeten von weißem Cachemir, mit Seidenbouquets bestickt, geschmückt mit grünatlaßenen Franzen. Ein orientalischer Teppich von seltener Zeichnung. — Die beiden Fenster sind mit dichten Spitzen verhängt. — Ein Titian und ein Paul Veronese. — Die vergoldeten Leuchter sind mit meergrünen, angezündeten Wachskerzen beladen. — An der Einfassung des Kamins, die von vergoldetem Erz ist, erhellt das Feuer einen bewundernswerth ciselirten Kampf der Salamander. — Eine Causeuse und zwei Duchessen. — Ein Divan von weicher Form, vor welchem neben Stenia ein Band von Musset liegt. — Zwei Blumentische, worauf sich die Blumen der nächsten Jahreszeit entfalten. — Auf dem Kamine, eine Uhr von Musivarbeit von Ladrotti, und zwei Vasen-Gedichte

von Benvenuto. Auf einer Etagère von Krystall hundert tausend Franks von Thorheiten. — Auf dem Boden, Stenias Taschentuch, einige dicke Polster von weißem Cachemir, und einige Räuchervasen von indianischer Form.)

Stenia. Fabius.

Zugleich mit dem Vorhange erhebt sich Stenias bisher gebeugte Stirne, und ihre schönen schwarzen Augen, die trauriges Grübeln verschlossen hielt, öffnen sich mit der Thüre des Boudoirs.

Stenia. — Sie! . . .

Fabius. — Ich ganz und gar! Und warum denn Sie, theure Liebe?

(Er nähert sich Stenien. Er nimmt ihren Kopf sanft in seine Hände und küßte ihr fröhlich Stirn und Augen. Stenia läßt ihn ziemlich unwillig gewähren; nur als Fabius mehr will, wendet sie, mit vieler Gewandtheit den Kopf rechts und links, so daß der Freund immer nur zwei frische, spöttische Wangen trifft.) Stenia, was hast Du denn?"

Stenia. — Aber . . . Nichts. Ich freue mich, Sie zu sehen. Sonst nichts.

Fabius. — Wiederum „Sie"! Sieh einmal Kleine, sprich mit mir; rede ordentlich mit mir. Bist Du verdrießlich? Was gab es für Verdruß, sage?

Stenia. — Ich bin wirklich nicht verdrießlich. Sehen Sie denn nicht, daß ich fröhlich, glücklich und hingerissen bin! (Schmerzliches, neckendes Schweigen, das aber nicht lange dauern kann.) Was hast Du heute gethan, Fabius?

Fabius. — Oh, Vielerlei, geh! Ich habe gearbeitet wie ein Vaudevillenverfasser! Zuerst mit einiger Anstrengung, dann mit Liebe und endlich mit Begeisterung!

Stenia. (Ohne viel Vertrauen) — Oh, oh! oh! Weßhalb denn?

Fabius. — Höre an. Es handelte sich darum aus dem Schatten der Vergangenheit in den Rahmen eines Romans oder vielleicht eines Drama's eine große, seit vielen Jahrhunderten vergessene Figur an das Tageslicht zu bringen, Asterius von Cappadocien, den der heilige Athanasius den Advokaten der Arianer nannte. Dieser Mann war Rhetor unter Kaiser Constantin, nämlich im vierten Jahrhundert, und verließ eines Tags sein Ketzerthum um Christ zu werden, dann kehrte er zum Schisma zurück, um zuletzt wieder zu Jesus zurück zu kommen. In diesen Wandlungen handelte er im erhabenen guten Glauben. Nun, in meinen Augen sind alle diese Ketzereien große Dinge und ihre Geschichte kann nur von einem wahren Philosophen behandelt werden. In dessen Erwartung wollte ich bloß den Kampf des Asterius mit dem Bischof von Ancyra, Marcell.... Ach, ich bin ein häßlicher Quälgeist, daß ich Dir diese Dinge vom Ende des pont des arts *) verkaufe!... Doch nun, meine liebe Stenia, umarme mich!

Stenia. — (die öfters leise für sich wiederholt.) Ninette hat ihn doch auf dem Boulevard gesehen! (und die nichts vernommen als ihre eigenen Gedanken). Und Sie haben bis jetzt gearbeitet, wenn Sie beim Anblick dieses schönen Sonnenscheins denken konnten und sollten, daß ich Sie erwartete, um ein wenig auszugehen! Ach! quälen Sie Ihre Kenntnisse nicht mehr um eine Lüge darein zu kleiden. Es hat heute außer der Ihrigen keine Ketzerei gegeben. Heute haben Sie mich getäuscht. Schon seit heute frühe hatte ich diese Ahnung.

Fabius. — Welch bewundernswerthe Vorwände für

---

*) Dort befindet sich die Akademie der Wissenschaften und Künste. Anm. d. Uebers.

Ihre Launen sind doch diese Ahnungen! Stenia, sagen wir uns nichts Boshaftes, ich bitte Dich darum. Ich habe bis jetzt gearbeitet, ich schwöre es Dir. Wenn Du ausgehen wolltest, hättest Du zu mir schicken sollen; ich war nicht zu Hause, das ist wahr....

Stenia. — Sie waren nicht zu Hause! Sie gestehen nun endlich! Mein Herr verlassen Sie mich!

Fabius. — Ich sollte...

Stenia. — Lügen, unwürdige Lügen! Schweigen Sie!

Fabius. — Stenia, ich gieng aus...

Stenia, (die auf das Bezauberndste lebhaft wird.) — Ich sage Ihnen, ich will nichts hören. Alle Dichter sind Lügner: sie belügen ihre Liebe, ihren Glauben, die Maulaffen die sie lesen, und sich selbst!

Fabius. (dem Zorne nahe.) — Und erst die Frauen! Es liegt in ihrer Natur zu lügen.

Stenia. — Eine Beleidigung! Ich habe nichts zu erwiedern; ich habe mich dem ausgesetzt als ich Ihnen nicht den Platz überließ... (Mit vollendeter Güte.) Gehen Sie fort, Fabius, morgen werden Sie sich rechtfertigen; diesen Abend will ich allein bleiben; ich bitte Sie darum, verlassen Sie mich!

Fabius. (Ohne irgend welche Sanftmuth.) Adieu also, Madame.

(Er entfernt sich ohne Stenia zu küssen. — Der Vorhang fällt.)

III.

Läßt sich die Moral dieser Scene, die täglich auf Tausenden von Theatern gespielt wird, nicht so formuliren:

„Wenn die Liebe den Leuten, die von Natur aus dumm sind, Geist giebt, so macht sie die Leute die Geist haben, dumm."

IV.

Fabius durchschreitet die Boulevards in großen Schritten ohne folgende fast wüthende Selbstgespräche zu unterbrechen: — Mit welchem Advokaten hat sie heute zu thun gehabt? fragte er sich unter andern. Sollte sie eine Seite von Herrn Berthaud oder von Herrn Berthet gelesen haben, daß sie die Langweile so wild machte! Ich habe bei Gott den ganzen Tag mit meinem Asterius von Cappadocien zugebracht und bin nicht allzu schuldig. — Fort, ich will zurück zu ihr. — Nein, ich gehe in die Oper! In der Galerie du Barometer rief Fabius: Ich will lieber Melinque sehen. — Und er schlägt einen andern Weg ein; als er aber an der Porte St. Martin ankam, sagte er zu einer alten Dame, an die er stößt, „ich will lachen; ich gehe in die Varietés."

Im Augenblicke, wo sich der Vorhang über einem

Stücke von Foral hebt, verläßt Fabius seinen Sperrsitz und stürzt sich wieder aufs Boulevard. Dort ruft er ein Cabriolet herbei und läßt sich zu Stenia fahren: — Kutscher, sagt er auf halbem Wege, ich will ihr lieber schreiben. — Mein Herr? . . . — Fahr mich schnell nach Hause.

V.

Fabius an Stenia.

Madame!

Nach der Scene die sich heute zwischen uns ereignete, halte ich mich verpflichtet, Ihnen ein vollständiges Geständniß abzulegen. Ich unterwerfe mich im Voraus der Entscheidung Ihrer Gerechtigkeit. Ich werde die Wahrheit sagen . . . Ja, ich bin heute ausgegangen . . . Ja, ich habe eine Geliebte besucht. Und von dieser Geliebten will ich Ihnen nun erzählen. Das Lob das sie verdient und das ich ihr halten will, sei Ihre Strafe für alle kleinen Leiden, durch die Sie mich so oft betrübten.

Diese Geliebte, die ich liebte ehe ich Sie kannte, hat mich seit unserer Vereinigung oft fest gehalten. Ich widmete ihr sonst alle Zeit, die mir Ihre phantastische Liebe übrig ließ; heute hat sie mich den ganzen Tag über festgehalten; und während dieser Zeit hat sie ununterbrochen meine Verlangen erfüllt. Sie verbirgt in ihrem Busen so viele Schätze! Ich gestehe zu, daß sie nicht

mehr ganz jung ist, aber um so milder und manchfaltiger in ihren Zaubern, verlockender und kurz um so vollkommener ist sie! Es ist eine Geliebte wie sie für junge Leute paßt.

Ich gestehe auch ein, daß ich nicht der Einzige bin, den sie mit Wohlwollen empfängt, und ich weiß eine große Zahl unter meinen Freunden die ihre Gunstbezeugungen mit mir theilen.... Aber Niemand wird dadurch in seinem Antheile geschmälert und niemals erhebt sich unter uns der Haß der Nebenbuhlerschaft.

Ich sage Ihnen noch mehr, daß nämlich diese so gelehrte Buhlerin, die wie die Gattin im Hohenliede, „immer dem Geliebten willig ist“, für einen Mann von meiner Natur, von meinem Charakter und wenn Sie wollen, von meinem Berufe überaus kostbar ist. — Sie besitzt die ausgebreitetsten Kenntnisse von der Welt. Sie kann mir auf Dinge von gestern erwiedern, wie auf Begebenheiten von vor tausend Jahren; ich kann sie sogar in allen Sprachen fragen. — Alltäglich erwartet sie mich, ohne jemals bei meiner Ankunft in Zorn gegen mich auszubrechen, wenn ich — dank Ihnen — Madame, ein wenig spät zu ihr komme. Wenn ich hinzufüge, daß sie einen heitern, immer gleichen launenlosen Humor hat, so habe ich noch nicht den hundertsten Theil ihrer Verdienste aufgezählt, und habe ihr noch nicht den Dank bewiesen, den ich ihr schulde, aber ich glaube genug gesagt zu haben, daß Sie annehmen können, daß sie mich zu trösten wissen würde, falls Sie mich in Folge einer grausamen Laune verlassen.

Ihr verletzter Freund

Fabius.

VI.

Nachdem dieser Brief, der die Richtigkeit der im Abschnitte III enthaltenen Aphorisme beweist, vollendet war, war es fast ein Uhr nach Mitternacht. Fabius setzte es sich in den Kopf den Brief sogleich an seine Adresse bringen zu lassen. Um dies zu erzielen, gieng er hinab, um den Portier zu wecken, dem er sofort ein bereites Geschenk gab, worauf dieser nun weggieng, um den Portier Stenias zu wecken. Das Ergebniß des nächtlichen Zusammentreffens beider Portiers war folgendes: um fünf Uhr morgens las Stenia beim matten Schimmer einer verhüllten Allabasterlampe die im Alcoven hieng, weinend Fabius Brief. Sie weinte lange. Endlich trocknete sie die durch die Verletzung ihrer Seele und erwachte Wuth hervorgebrachten Thränen. Sie sann auf Rache.

Wir sagten, daß wir Stenia für eine erhabene Frau hielten. Sie hatte zu viel Geist, um zu schreiben; aber unter diesen Umständen konnte sie sich nicht enthalten und ergriff gegen neun Uhr eine Feder, die bisher noch unberührt von jeder Tinte war und ein Velinblatt von unbefleckter Weiße, und bewies, um der Aphorisme im dritten Abschnitte noch einmal recht zu geben, die Wahrheit derselben.

VII.

Fabius!

Ihr Freimuth hat den meinigen erweckt. Sie waren schuldig und ich war es nicht minder als Sie. Ich kann es Ihnen heute gestehen, da das Bewußtsein Ihrer Schuld Sie weniger streng gegen meinen Fehler machen wird. Da von heute an zwischen uns nur noch von Freundschaft die Rede sein kann, so ist es gut, daß die unsrige mit gegenseitiger Nachsicht beginnt.

Dennoch zögere ich ein wenig: die Erinnerung an unsern so zärtlichen und so oft gesegneten Bund macht mir dies Geständniß schwieriger als ich geglaubt habe... Doch, Muth! und um die Möglichkeit des Rückzugs kurz abzuschneiden, wollen wir schnell ohne die Feder neu einzutauchen und ohne Athem zu schöpfen, das entscheidende Wort schreiben.

Es war eine Stunde, da drang ein Freund bis in dieses Zimmer, wo Sie allein einzutreten glaubten und schwang sich in Einem Schwunge bis auf dieses Bett, von dem ich Ihnen schreibe, Fabius, um diese liebende Stenia zu umarmen, die Sie so egoistisch verriethen!

Dieser Freund kömmt nun öfters am Morgen, lebhaft, fröhlich und kühn. Heute war meine Thüre verschlossen, er nahm sich nicht die Mühe, Ninette zu bitten, ihm zu öffnen: er stieg durchs Fenster herein.

Wenn Sie, der so oft die Treue Ihrer Freunde gegen Sie rühmt, wissen wollen, wie hoch man die Freundschaft achten müsse, so will ich Ihnen sagen, daß dieser Freund einer der Ihrigen ist; Sie haben mir ihn oft auf's Wärmste gelobt. Habe ich mich dadurch fangen lassen? .. Sie sollen darüber urtheilen.

Dieser Freund ist jung, blond, schlank und von einer Anmuth und einem Glanze ohne Gleichen auf der Welt. Er ist Dichter wie Sie, mehr wie Sie, wissen Sie es wohl; und er hat schon mehr producirt, als Sie ohne Zweifel jemals produciren werden.

Wie reizend er eben war in diesem Alcoven, den er durch sein Lächeln bezauberte! wie anmuthig er mit meinen aufgelösten Haaren spielte! wie süß er meine nackten Schultern und Arme liebkoste! Ach! als er schön wie der Frühling, glück- und liebesathmend kam, empfing ich ihn wie einen vom Himmel kommenden Trost.

Auf diese Geständnisse überlasse ich Ihren Gedanken alle Freiheit, Fabius; vermuthen Sie was Ihnen beliebt, ich werde nichts abläugnen, und überhäufen Sie mich mit Vorwürfen und Verwünschungen, Sie werden ohne Zweifel Ihr Unrecht sehr bald einsehen, da ich dieselben Vorwürfe und Verwünschungen gegen Sie richten könnte. Leben Sie also glücklich mit Ihrer kostbaren Geliebten, mit dieser gelehrten Buhlerin! Ich werde sehr glücklich mit meinem jungen Freunde sein, der seine Launen immer vergessen zu lassen weiß.

Wenn Sie noch manchmal Verlangen tragen sollten, Madame Stenia zu besuchen, so kommen Sie, ich bitte Sie, des Tags und in den Stunden meiner Gesellschaft. Ich empfange Freitags, aber man kann mich gewöhnlich einen Augenblick am Morgen zwischen zwei und drei Uhr sehen. Sie können nicht an dem Vergnügen zweifeln, mein Herr, das wenn sie Sie sieht, immer empfinden wird

Ihre getröstete Freundin

Stenia.

VIII.

Stenia befahl, diesen liebreichen Brief, nachdem er einmal unterzeichnet, zusammengefaltet und gesiegelt war, durch den Portier selbst wegtragen zu lassen. Sie wollte Ninette nicht zu Fabius schicken, damit sich dieser keine indiscrete Fragen erlauben könne.

Fabius öffnete zitternd den Brief. Als er ihn gelesen, rief er nicht, wie ein jeder Andere vielleicht gethan hätte, daß in diesem Brief die Gleichgiltigkeit, die Härte, die Unverschämtheit auf das Papier niedergelegt seien. Er kleidete sich rasch und mit sinnlosem Geschmacke an, sprang, auf seinen und Stenias Portier, die vom Ertrage Ihrer Gänge plauderten, stoßend, in die Straße und eilte zu Stenia.

IX.

Fabius geht so schnell, daß wir kaum noch Zeit haben werden, unser Theater wieder einzurichten, um die letzte Scene bei Stenia darin zur Darstellung zu bringen. — Doch hier ist es schon fertig. Man darf nur den Vorhang in die Höhe ziehen. Nur fehlen uns, da Fabius schon auf der neunzehnten Stufe der kleinen Stiege ist, die Augenblicke, wie geschickt wir auch sein mögen, Stenia anzukleiden. Wir bitten deßhalb unsere

Leser, uns nicht wegen dieser Unschicklichkeit übel zu wollen, und darin etwa einen Grund zu finden, um den Abschnitt auszuwischen.

X.

(Das Theater stellt Stenias Schlafzimmer vor. — Tapeten von sehr feiner und sehr durchsichtiger weißer Mousseline, mit blauen Seidenblumen bestickt; unter der Mousseline ist eine andere Tapete von weißem Atlaß mit unbestimmten sanften Reflexen. Teppiche à la Jaconnière von weißem Grunde, wie sie einst von Ludwigs XV. Geliebten betreten wurden. — Pompadours Toilette, mit venetianischem Glase geschmückt mit dichten Spitzen, mit großen und kleinen Bouillard. — Ein Andrea del Sarto und ein Correggio. — Das Möbel von weißem Cachemirgrund, mit blauem Atlaß durchwirkt. — Zwei Chaussensen mit gepolsterter Lehne. — An einem der beiden Fenster ein herabgelassener Vorhang, auf dem ein mit Blumen untermengter Wald sehr poetisch gemalt ist. — Das andere Fenster ist gegen den Garten zu offen. Ein Akazienzweig mit Blüthen dringt gemüthlich in's Zimmer. — Zwei Blumentische, mit Pflanzen beladen, die Zephyr untreu machen würden, und denen der Künstler, der sie ausgewählt, einen sanften, schwachen Duft verlieh. — Auf dem Kamine keine Uhr, aber zwei unsterbliche Vasen von Bernard von Palissy. — Das Bett, dessen wenig discrete Atlaßdecke Tücher von feinster holländischer Leinwand sehen läßt, ist von duftigem Holze, überall mit

weißem Schmelz belegt, übersäet mit Bouqueten von blauen Blättern und Silberblumen; es hat die Form einer mythologischen Muschel. — Vor dem Bette Hermelin. Man kann noch zwei kleine Pantoffeln von blauem Sammt beifügen, deren jeder mit einem Brillant geschmückt ist. — Und um den Beweis zu geben, daß Stenias Schönheit stolz die gefährlichste Vergleichung herausfordern darf, ist in der Mitte des Kamins eine Venus Callyzipe von weißem Marmor in verkleinertem Maßstabe; und auf zwei Consolen, deren Tabletten von Lapis-Lazuli scheinen, die Venus von Milo und die Venus Anadyomene.)

Stenia. Fabius.

(Im Augenblicke, wo der Vorhang in die Höhe gezogen wird, ist Stenia noch im Bette. Zum Beweise der Kämpfe, die sie seit fünf Uhr in der Früh bewegen, liegen die Tücher am Rande des Bettes. Dieser Zufall erlaubt einen Blick auf ein weißes volles Füßchen. Wenn man im Herzen von China diesen wunderbar kleinen Fuß sehen könnte, würden sich alle Weiber des himmlischen Reichs in den gelben Fluß stürzen. In diesem Augenblicke kann der Zuschauer, der eine gute Lorgnette hat, auch eine soeben von Stenia vergossene Thräne sehen, die von den unmerklichen Flammen an der Oberlippe aufgehalten wurde.)

Fabius. (Aus dem Boudoir kommend.) — Ach, Stenia! Stenia machen Sie mich nicht wahnsinnig, haben Sie Mitleid mit meiner Angst! Ihr Brief, Ihr Brief lügt, nicht wahr? Sehen Sie mich zu Ihren Füßen!"

Stenia (schon beruhigt durch diesen Anfang). „Setzen Sie sich doch, mein Herr!"

Fabius. „Stenia, sei Du selbst, ich leide! Du mußt es sehen. Es ist nicht wahr, was Dein Brief sagt?"

Stenia. „Es ist wahr."

Fabius. „Nein, nein, unmöglich! aber rede doch mit mir, mein Gott!"

Stenia. „Warum sollte ich nicht gethan haben, was Sie thaten? Haben Sie nicht eine Geliebte und ....."

Fabius. „Ich eine Geliebte! Ach! ja, ich vergaß! mein Brief, nicht wahr? Ich sagte dies in meinem Briefe. Meine Stenia, und das hast Du glauben können? Aber es war ja nur ein Scherz, ach, ein schrecklicher Scherz! Verzeihung! Diese Geliebte ist . . ."

Stenia. „Ist? . . ."

Fabius (in Stenia's Arme stürzend): „Es ist die Bibliothek." (Er bemerkt die Thräne, die wir den Leser haben sehen lassen, und trinkt sie gierig.)

Stenia (selig aufathmend). „Welche Grausamkeit! mich zu zwingen also zu handeln wie ich gethan . . . . Ach! Fabius! Fabius!"

Fabius. „Aber, was hast Du gethan, großer Gott! War es also wahr? Nein, unmöglich, was Du mir schriebst ist falsch!"

Stenia (den Kopf senkend). „Es ist die Wahrheit."

Fabius (außer sich). „Die Wahrheit?"

Stenia. „Ja."

Fabius. „Du mußt es mir schwören, oder ich werde es Dir niemals glauben . . . . Schwöre, Stenia!"

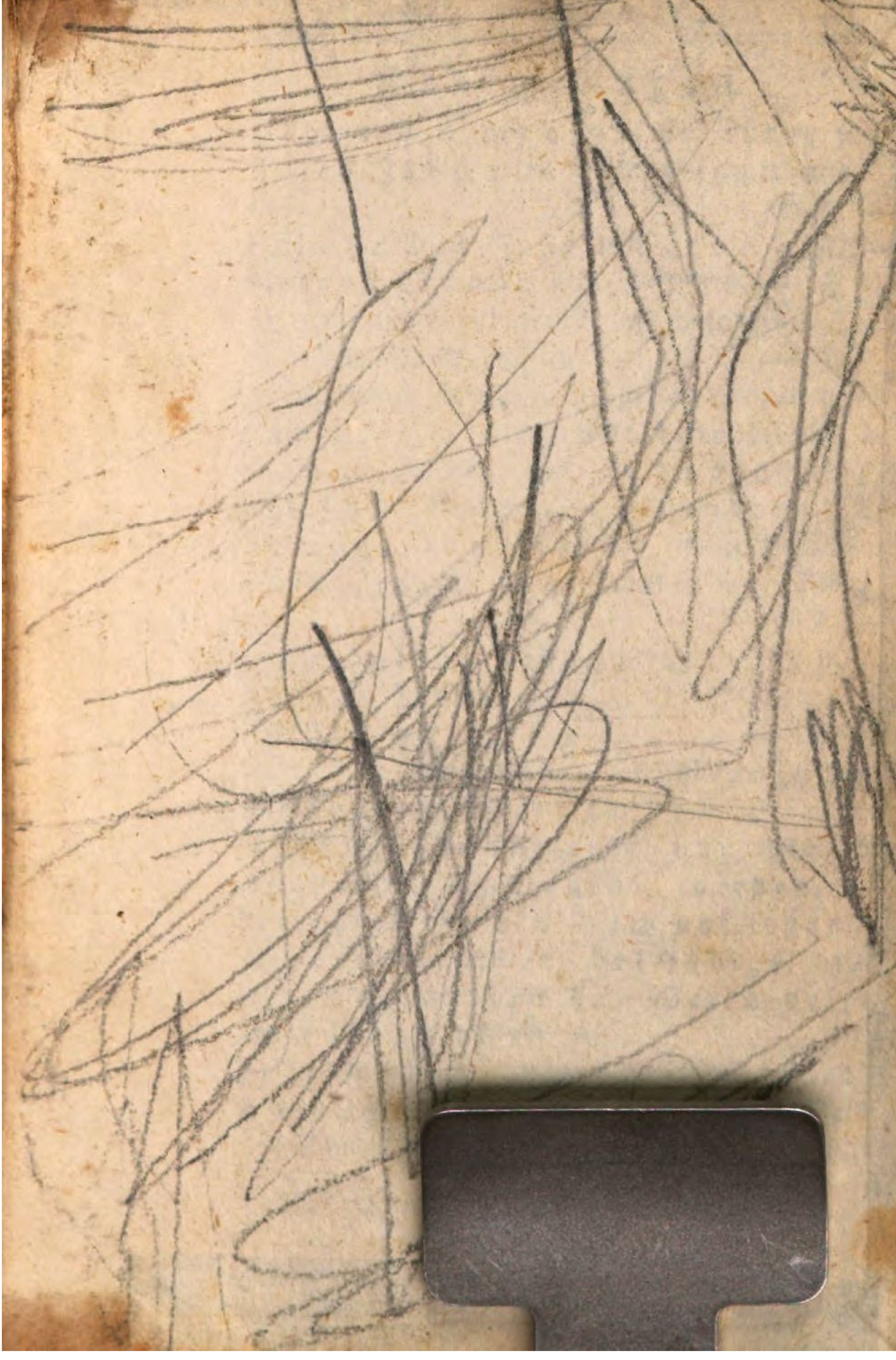
Stenia. (Fabius so blaß sehend, nimmt ihn bei der Hand und sagt): „Fabius verlasse mich heute nicht." (Leiser.) „Verlasse mich bis morgen nicht . . . Und, morgen in der Frühe wirst Du ihn selbst zu diesem Fenster hereinkommen sehen."

Fabius (fast wahnsinnig): „Wie? . . ."

Stenia. „Ja, es ist ein Sonnenstrahl!"

. . . .

(Der Vorhang fällt.)



Plouvier, Edouard,

Erzählungen für Regentage von Edouard Plouvier Mit einer Vorrede von Georges Sand. Uebertragen von Julius Würzburger

Stuttgart 1854